Meyer’s Universum

Ein Volksbuch,
enthaltend
Abbildung und Beschreibung
des
Sehenswertesten und Merkwürdigsten
in
Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Sechszehnter Band.

Vierte Folge, Erster [sic!] Band.

Hildburghausen.
Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.

Die Auszüge wurden zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,
bearbeitet und herausgegeben
von

Rudolf Kreutner
Schweinfurt
2021

Inhalt

Inhalt 2

Urheberrecht 5

Lizenz: 5

Vorbemerkung des Herausgebers 6

Rom
Das Kolosseum in Rom ..... siehe hierzu Bd. I, S. 101
Die Extermsteine
Die Externsteine im teutoburger Wald 8
Goldau
Goldau und der Lowerzer See 13
London
Londons Strom und größte Brücke. 1862. ..... siehe hierzu Bd. II, S. 343
Hampton Court ..... siehe hierzu Bd. II, S. 352
Nachts auf der Feuersäule. (London.) ..... siehe hierzu Bd. II, S. 357
Edinburgh
Holyrood-Palast. ..... siehe hierzu Bd. I, S. 327
Walter Scotts Monument in Edinburg. ..... siehe hierzu Bd. I, S. 331
Edinburg. ..... siehe hierzu Bd. I, S. 334
Leuven/Louvain
Das Rathhaus in Löwen. 17
Roudnice nad Labem/Raudnitz a. d. Elbe
Raudnitz an der Elbe. 23
Porsangerfjorden
Am Porsanger Fjord. (In der Tundra.) 26
Weinsberg
Weinsberg. 32
Sinai, Berg Horeb
Der Sinai und sein Kloster. ..... siehe hierzu Bd. IV, S. 238
Capri
Capri. 38
Das Felsenthor auf Capri 44
Prag
Schloß Karlstein in Böhmen. ..... siehe hierzu Bd. X, S. 88
Die Loreley
Der Lurleifelsen. 45
Die Trajanstafel/Tabula Traiana
Die Trajanstafel an der unteren Donau. 50
Khartum
Chartum 53
Bad Reichenhall
Reichenhall in den salzburger Alpen. 61
Karlstein bei Reichenhall. 66
Ventnor
Ventnor auf der Insel Wight 72
Neapel
Ein Tag in einer Straße von Neapel. ..... siehe hierzu Bd. II, S. 106
Limburg a. d. Lenne
Limburg an der Lenne. 75

Preston
Preston. (1862.) ... 78
Engelbergertal
Das Engelberger Thal ... 86
Bad Ischl
Ischl. ... 91
Helgoland
Helgoland. ... 95
Gmunden, der Traunsee
Traunsee. ... 102
Gmunden und die deutschen Nordalpen. ... 105
Burg Oybin
Der Oybin ... 112
Kairo
Kairo. ... 114
Die Moschee des Sultans Hassan in Kairo. ... 131
Burg Greifenstein
Schloß Greifenstein. ... 135
Ariccia
Von Rom nach Aricia. ... 137
Bologna
Bologna: der Riesenpalast ... 143
Der Walensee
Der Wallenstätter See ... 149
Philae
Tempelruine von Koum-Ombo in Egypten. ... siehe hierzu Bd. II, S. 421
Winchester
Winchester und seine historischen Erinnerungen. ... 155
Bielefeld
Bielefeld. ... 166
Glarus
Aus dem Glarnerland. ... 169
Ferrara
Der päpstliche Palast in Ferrara. ... 172
Walkenried
Kloster-Ruine Walkenried. ... 177
Liverpool
Liverpool. ... siehe hierzu Bd. II, S. 161
Hamburg
Das Seemannshaus in Hamburg ... siehe hierzu Bd. VII, S. 164
Tegernsee
Tegernsee in den bayerischen Alpen ... siehe hierzu Bd. VII, S. 248
Tromsø
Tromsö in Lappland. ... 180
Stein und Krems
Stein und Krems ... 187
Broumov/Braunau
Braunau. ... 189
Der Schmadribachfall
Der Schmadribach. ... 194
Kassel
Wilhelmshöhe bei Kassel. ... siehe hierzu Bd. IX, S. 44

Halden
Frederikshald. 196
Coburg
Die Veste Coburg. siehe hierzu Bd. IV, S. 206
Trondheim
Drontheim. 200
Hrad Český Šternberk/Schloß Sternberg
Schloß Sternberg. 207
Newcastle upon Tyne
Die Kohlen von Newcastle siehe hierzu Bd. II, S. 55
Berlin
Sanssouci siehe hierzu Bd. VII, S. 26
Die Universität in Berlin. siehe hierzu Bd. VII, S. 33
Kroll's Etablissement in Berlin. siehe hierzu Bd. VII, S. 39
Die Schloßbrücke in Berlin. siehe hierzu Bd. VII, S. 46
Die Marksburg
Die Marxburg. 209
Der Reichenbach, das Wellhorn
Der Reichenbach. siehe hierzu Bd. XIV, S. 167
Der Wendelstein
Der Wendelstein. 214
Der Achensee
Achensee in den Tyroler Alpen. 217
Stift Admont
Admont. 223

Urheberrecht

Lizenz:

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe“.

Hinsichtlich der Bände der „Octav-“ wie „Pracht-Ausgabe“ muß bemerkt werden, daß die ersten Bände der jeweiligen Reihe nur sehr wenige Artikel enthalten (Band XII der „Octavausgabe“ besteht sogar nur aus dem Inhaltsverzeichnis mit den entsprechenden Verweisen), da für den Inhalt dieser Ausgaben zumeist Beiträge aus den vorangegangenen Bänden wiederverwertet wurden (auch wurden daraus im Rahmen der Edition Aufsätze früheren Bänden zugeordnet).

Ursprünglich bestand nicht die Absicht, diese Reihen ebenfalls vollständig zu edieren. Bei der erneuten Durchsicht dieser Bände stellte sich nun leider heraus, daß einige Artikel übersehen wurden (z. B. der über die Wiener Votivkirche, hier Band I der „Pracht-Ausgabe“, der eigentlich „Wien“ in Band V hätte zugeordnet werden müssen, oder der zusätzliche Beitrag über Windsor Castle in Band II der „Pracht-Ausgabe“, der den Abschluß von „London“ in Band II hätte bilden müssen; gleiches gilt für das Pariser „Hôtel du Louvre“ im III. Band der „Prachtausgabe“, der eigentlich noch in Band IX gehörte sowie für den dort ebenfalls neu verfaßten Artikel über „Straßburg“, der seinen Platz im XI. Band gehabt hätte). Der Herausgeber bittet hierfür um die Nachsicht des geneigten Lesers.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

---

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 13-16.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 125-128.

Die Externsteine[4] im teutoburger Wald.

Wo die Natur ungewöhnliche Gebilde geschaffen hat, da war von je der Mensch bemüht, sie mit dem Schleier des Geheimnißvollen zu schmücken. Die Götter und die Geister mußten da ihre Lieblingssitze aufgeschlagen haben, die Sage ließ sich da am liebsten nieder, der Glaube erbaute hier seine Al täre und der Aberglaube lockte hieher die Schaaren der Frommen, um sie in Masse auszubeuten. Es ist nicht nöthig, daß die Geschichte die Denktafel einer großen That an sie befestigt, die Tradition ist mächtig genug, ihnen für weite Kreise einen unverwischbaren Nimbus zu sichern.

Solche vielgefeierte Naturgebilde sind die Externsteine unweit Horn, einem Städtchen im Fürstenthum Lippe-Detmold. Ihre Lage zwischen vielbesuchten Orten führt ihnen fortwährend so zahlreiche Gäste zu, daß das Universum nicht umhin kann, ihnen eine ausführliche Beschreibung zu widmen. Sie liegen oder erheben sich vielmehr eine Stunde[5] von dem Badeort Meinberg[6], zwei kleine Stunden von Detmold, drei Stunden von dem Badeort Lippspringe, vier Stunden von Driburg, sieben Stunden von Pyrmont, und die Heerstraße von dem vier Stunden entfernten Paderborn in das lippische Land führt mitten durch sie hin.

Den Namen Externsteine tragen fünf große Sandsteinfelsen, die wie ungeheure, durch irgend eine Naturkraft von einander getrennte Trümmer einer Riesenmauer erscheinen und die Das, was sie scheinen, sicherlich auch sind, nur daß diese Mauer nicht von Menschenhänden gebaut war. Betrachten wir nämlich das teutoburger Waldgebirge näher, so unterscheiden wir an demselben drei ziemlich parallel laufende Gebirgsketten von wesentlich verschiedener Formation. Die östlichste derselben besteht aus Muschelkalk, die mittlere aus Quadersandstein und die westliche aus Kreidekalk. Am östlichen Ende der mittlern Kette nun finden wir jene lange Reihe isolirt stehender Felsbrocken, deren man wohl drei-

---

[4] „Die gegenwärtige wissenschaftliche Namenforschung (Meineke, Udolph/Beck) geht bei der Deutung des Bestimmungswortes und mithin des Kompositums von der ältesten belegten Form *Ag-i-ster*-aus. Diese Form zeigt die germanische Wortwurzel **ag-* = „scharf, spitz, kantig" oder „Stein"; diese Wurzel liegt beispielsweise in altsächsisch *eggi* = „scharfe Schneide, Schwert" und mittelniederdeutsch *egge* = „Schneide, Saum, Bergrücken" und in neuhochdeutsch *Egge* vor (wie beispielsweise das Ackergerät). Des Weiteren zeigt *Agister*- eine alte -str- Ableitung, die besonders von -i- oder -j-Stämmen abgeleitet ist, wie beispielsweise in germanisch **blōstra*-, gotisch *blōstr*, althochdeutsch *bluostar* = „Verehrung" sowie in germanisch **gelstra*-, gotisch *gilstr* = „Tribut, Zoll" und althochdeutsch *gelstar* = „Opfer"." (Quelle: Externsteine – Wikipedia).

[5] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[6] Bad Meinburg.

zehn zählen kann, von denen jedoch nur die fünf größten, die, eng zusammenstehend, eine imposante Gruppe bilden, als die eigentlich sogenannten Externsteine gelten.

Auch dieser Name ist bezeichnend für die Lage und Gestalt derselben. Der teutoburger Wald heißt zum Theil, oder überhaupt im Munde der Bewohner jener Gegend Osning oder Osnegge (woher auch Osnabrück den Namen hat), und da die mächtigen Steine wie Sterne aus ihrem Wald hervorglänzten, so bezeichnete sie der Volksmund nach seiner Weise als Eggesterensteine, Eggesternsteine, d. h. Sternsteine an der Egge, woraus nach und nach das „Externsteine“ zusammengezogen worden ist.

Der Hügel des Osning, an dessen nordöstlichem Ende die fünf Felsthürme sich erheben, heißt Knickenhagen. Der merkwürdigste derselben ist zugleich der äußerste, bis zu dessen Fuß der Spiegel eines neugegrabenen Teichs sich ausdehnt. Dieser Koloß erreicht eine Höhe und Breite von ungefähr 125 Fuß[7] und in ihm ist nicht nur eine Kapelle ausgehauen, sondern er ist auch mit einem der ältesten Werke der deutschen Bildhauerkunst, einer Kreuzabnahme, geschmückt. Die Kapelle ist 36 Fuß tief, 11 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Neben ihr ist ein andrer Raum ausgehauen, welcher 12 Fuß lang, 6 Fuß breit und mit einem Fenster versehen ist. Dieses Fenster und die Thür zur großen Kapelle sehen wir neben der Kreuzabnahme. Der Thür gegenüber zeigt sich im Innern der Kapelle auf dem ebenen Boden ein Becken von 1 ¾ Fuß Tiefe und 4 ½ Fuß Breite, das ganz gut als ein Taufbecken gelten kann, in welches man hineinstieg. Biegt man um die Ecke des Felsens, wo die Kreuzabnahme steht, herum, so kommt man zur Thür einer zweiten Höhlung von 10 Fuß Länge und 8 Fuß Höhe, die mit der großen Kapelle zusammenhängt und als Seitenkapelle bezeichnet wird. Links neben dem Eingang zu derselben ist die Figur des Apostels Petrus in den Felsen gemeißelt, an dem Schlüssel in der Hand zu erkennen.

Kehren wir jedoch auf die Vorderseite und zur Hauptzierde dieses Externsteins zurück, welche selbst Goethe[8] einer ernstlichen Beschauung und Besprechung würdigte: zum Bildhauerwerk der Kreuzesabnahme! Die ganze Darstellung zerfällt in zwei Abtheilungen, eine untere und eine obere. In der untern ist der Sündenfall zu erkennen, Adam und Eva von der Schlange umwunden; in Beziehung zu dieser stellt dann der obere die Erlösung von der Erbsünde durch den Kreuzestod dar. Um unseren Lesern Goethe’s Urtheil verständlich zu machen, müssen wir folgende entlehnte Schilderung des Bildwerkes vorausgehen lassen: „Zur Rechten des Kreuzes steht Joseph von Arimathia, welcher mit Nicodemus den Leichnam des Gekreuzigten sich erbeten hatte, auf einem so zierlich und schön gezeichneten Stuhl, wie er auch heute nicht geschmackvoller erdacht werden könnte. Joseph hat den Leichnam eben vom Kreuze losgemacht und hält dasselbe noch mit dem rechten Arme umschlungen. In seinem Antlitz prägt sich tiefes und wehmüthiges Nachsinnen aus. Links hat Nicodemus die schwere Last des Heilands auf sich genommen, und neben ihm steht, vorgebeugt, in langem schöngefaltetem Gewande, die Madonna. Leider ist das sehr beschädigte Bildwerk gerade an dieser Stelle am härtesten mitgenommen; das Haupt der Maria fehlt ganz. Ihr gegenüber, auf der rechten Seite des Kreuzes, steht der treue Jünger Johannes, ebenfalls in langem Gewande mit gutem Faltenwurf. Ueber dem linken Arm des Kreuzes erscheint Gott der Vater; er trägt die Seele des Heilands als Jesuskindlein angedeutet an der Brust und hält zugleich mit der Linken eine Siegesfahne, während die Rechte wie segnend nach unten ausgestreckt ist. Unmittelbar neben Gott dem Vater zeigt sich die Sonne als weinender Engel, ihr entsprechend rechts der Mond, beide mit herabhängenden geschmackvoll drapirten Schleiern und sich die Thränen abwischend“[9].

Goethe sagt hierüber: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Der den Leichnam herablassende Theilnehmer ist anständig, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilands an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes,

---

7 Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

8 Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Der von Antoine-Jean-Baptiste Coupé (1784–ca. 1852) geschaffene Stich in Punktmanier wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821. – Neue Folge, dritter Jahrgang. – […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus [1820]).

9 Zitat aus dem von Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 11, Anm. 21) verfaßten Artikel „Naturdenksäulen deutscher Vergangenheit“ in der Zeitschrift „Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt“ (Leipzig: E. Keil 1862), 10. Jg., Heft 24, S. 379-382; hier bes. S. 380.

würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt“[10].

Dieses kurze Urtheil aus solchem Munde wird genügen, um unsere Leser zu überzeugen, daß die Externsteine auch in künstlerischer Beziehung einen Besuch und die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. –

Der nächste Stein gleicht einem hohen Thurm, und er ist nicht blos ausgezeichnet durch seine Gestalt, sondern als Träger einer zweiten größeren Kapelle, der sogenannten oberen, weil sie in der Höhe des Felsens angebracht ist. Um sie zu ersteigen, müssen wir uns zum dritten Stein begeben, der bedeutend niedriger, als der zweite ist. Auf seine Höhe führt eine schon in den ältesten Zeiten gehauene Treppe und von da gelangen wir auf einer zierlichen eisernen Brücke, einem Werke der neuesten Zeit, hinüber zum zweiten Fels und in die Nähe des Eingangs der obern Kapelle. Diese ist 18 Fuß lang und 10 Fuß breit; ihre Herstellung mag eine ziemlich halsbrechende Arbeit gewesen sein. Besonders Sehenswerthes bietet sie außerdem nicht.

Johann Wolfgang von Goethe (siehe hierzu S. 9, Anm. 8).

Zwischen dem dritten und seinem Nachbar, dem etwas höheren vierten[11] Stein sehen wir die Straße, welche Paderborn und Horn verbindet. Dieser Stein ist ausgezeichnet durch ein amboßförmiges Felsstück von ungefähr 5 Fuß Länge, welches von der geneigten Koppe des Felsens auf die Straße herabdroht. Weil nun die Sage es verrieth, daß dieser Felsbrocken die Bestimmung habe, einst eine lippische Gräfin zu erschlagen, so ist solchem Frevel sorglich vorgebeugt worden, indem die edle Fürstin Pauline[12] ihn, als sein Herabwerfen nicht gelang, mit Klammern befestigen ließ.

Am höchsten von allen Externsteinen ragt, wegen seiner hohen Lage, der fünfte empor und schließt die interessante Gruppe ab. Unmittelbar hinter ihm beginnt der Wald des Knickenhagens.

Das Alter der Externsteine haben die Geologen zu bestimmen; doch nehmen diese es mit ein paar tausend Jahren nicht so genau; dagegen belehren sie uns über deren Ursprung; sie halten diese Eggesterensteine für die Trümmer eines Sandsteinlagers, das hier von gewaltigen Fluthen ausgewaschen, zerrissen und durchbrochen worden sein soll, wie wir schon oben angedeutet haben.

Die Geschichtsforscher dieses Landes weisen mit Stolz nach, daß man bei den Externsteinen die Altäre zu suchen habe, an welchen die siegenden Germanen die gefangenen Römer der Hermannsschlacht den Göttern geopfert hätten. Nicht weniger ist man geneigt, hier die Stätte zu sehen, wo die germanische Wahrsagerin Velleda[13] gewaltet; auch die Irmensäule[14] versetzte man wenigstens in die

---

[10] Stark eingekürztes Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes Artikel „Die Externsteine“, der erstmals veröffentlicht wurde in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift: „Ueber Kunst und Altertum. […]. – Fünften Bandes erstes Heft“ (Stuttgart: Cottaische Buchhandlung 1824), S. 130–139; hier bes. S. 136f.

[11] Der Wackelsteinfels mit dem Wackelstein.

[12] Pauline zur Lippe geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg (1769–1820), seit 1796 Fürstin zur Lippe und ab 1802 bis 1820 Regentin des deutschen Fürstentums Lippe.

[13] Veleda vom Stamm der Brukterer zur Zeit Vespasians (9–79 n. Chr.; seit 69 n. Chr. römischer Kaiser); historische Bedeutung kommt ihr wegen ihrer Beteiligung am Bataveraufstand des Iulius Civilis (25–nach 70 n. Chr.) zu, dessen Sieg sie vorgesagt hatte.

[14] Die Irminsul oder Erminsul, ein frühmittelalterliches Heiligtum der Sachsen, das nach fränkischen Annalen im Jahre 772 auf Anordnung Karls des Großen (s. u.) von den Franken zerstört worden war.

nächste Gegend, und Karl der Große[15] soll hier das niedergetretene Volk der Sachsen bekehrt und damit die ersten Dragonaden[16] im fränkischen Reiche begangen haben.

Die erste Urkunde über die Externsteine lautet vom Jahre 1093. Sie waren damals das gemeinschaftliche Eigenthum von drei Brüdern, deren einer, Imico, schließlich durch Schenkung in den alleinigen Besitz derselben gekommen war. Dieser vermachte sie im genannten Jahr dem zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus gestifteten Kloster Abdinghof in Paderborn. Von da an wurden sie in den Dienst der Kirche gezogen. Die Herstellung der Skulpturarbeiten verlegt man in die Zeit von 1100–1115, in welch letzterm Jahre, nach einer im Jahre 1838 von Bandel[17] entdeckten Inschrift neben der Thür der untern Kapelle, „der Bischof Heinrich von Paderborn dieses Heiligthum eingeweihet“[18] haben soll. Der einträgliche Wunderglaube wird von der Priesterschaft hier bald in Flor gebracht worden sein, denn die Externsteine wurden berühmte und viel besuchte Wallfahrtsorte.

Aber schon aus dem Jahre 1140 meldet eine Urkunde, daß bis dahin die Externsteine von Mönchen und Einsiedlern bewohnt gewesen, die man dabei betroffen habe, wie sie Raub und Mord verübten und deshalb ausgetrieben und ausgerottet worden seien. Trotz alledem scheint dies dem Gottesdienste keinen Eintrag gethan zu haben, denn erst mit dem Hereinbrechen der Reformation in die lippischen Lande (1538) hörte auch bei den Externsteinen Gottesdienst und Wallfahrt auf, ja so entschieden protestantisch ward sofort das Volk des Landes, daß, als nur 21 Jahre später der Großherzog von Florenz[19], bei einem Besuche beim lippischen Erbgrafen[20], die Externsteine um 60,000 Kronen käuflich an sich zu bringen suchte, man den vortheilhaften Handel niederschlug, blos, weil man befürchtete, es möchte dort der katholische Gottesdienst wieder eingeführt werden.

Die Aufmerksamkeit, welche ein fremder Fürst der damals im Lande vielleicht ganz mißachteten Felsengruppe zuwandte, scheint die heimische Theilnahme für sie erst wieder geweckt zu haben. Seitdem, besonders aber seit dem 17. Jahrhundert, begann man mit den Bauten und Verschönerungen, die man heute noch pflegt und welche die Externsteine und ihre Umgebung nicht nur zu einer interessanten, sondern auch zu einer reizenden und Auge und Herz zugleich labenden Wallfahrtsstätte der Freunde deutscher Natur und deutscher Sage und Geschichte erhoben haben.

F. Hofmann[21].

[15] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[16] Eigentl. die Einquartierung von Dragonern ab 1681, um die Hugenotten zur Konversion zu bewegen, allg. für Drangsalierungen verwendet.

[17] Ernst von Bandel (1800–1876), nach dessen Entwürfen das Hermannsdenkmal bei Detmold geschaffen wurde.

[18] Hofmann, Gartenlaube 1862, wie S. 9, Anm. 9, S. 380.

[19] Cosimo I. de’ Medici (1519–1574), seit 1537 Herzog von Florenz und ab 1569 Großherzog der Toskana.

[20] Bernhard VIII. zur Lippe (1527–1563), seit 1547 Landesherr der Grafschaft Lippe.

[21] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube“ schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube“, gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch“ in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.



Die EXTERSTEINE

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 17-20.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [157]-159.

Goldau und der Lowerzer See[22].

Das majestätische Alpengebäude, ein Resultat der gewaltigsten Erd-Umgestaltungs-Prozesse, bietet uns, wie wir es heute sehen, nur Ruinen seiner einstigen Gestalt und Größe dar. Alle jene malerischen Felsengruppen, die als jäh aus ewigem Schnee aufsteigende „Hörner“ und „Stöcke“ oder als breite, waldumsäumte Kalk- und Dolomit-Wände die Thäler eingrenzen, waren einst, in der vorhistorischen Zeit, eine einzige zusammenhängende Masse von gewaltiger Ausdehnung. Erdbeben und Gasexplosionen zerstörten aber die gigantischen Höhenzüge und wurden Veranlassung, daß einzelne Theile des Gebirges wieder ins Innere unseres Planeten zurücksanken; so zerrissen die zerstörenden Kräfte der Natur das mächtige Alpengebäude dermaßen, daß jene weit klaffenden Spalten daraus entstanden, die die Menschen heute als fruchtbare und milde Thalgründe bewohnen.

Indessen auch diejenige Periode im Entwickelungsgange unseres Erdkörpers, welche wir gegenwärtig mit durchleben, war schon unendlich oft Zeuge schrecklicher Ereignisse, die den festen, wie für Ewigkeiten geschaffenen Riesenbau der Alpen in seinen Grundfesten erschütterten und umfangreiche Ablösungen des Gebirges zu Thal sandten.

Eine der furchtbarsten und jüngsten Katastrophen dieser Art war der Bergsturz bei Goldau am 2. September 1806.

Dieses freundliche stille Dörfchen lag zwischen dem, seiner Aussicht halber weltberühmten, vielbesuchten Rigi und dem Roßberge in dem mehre Stunden langen Lowerzer Thale.

Die ganze Gegend gehört jenem Theile der historisch-klassischen Schweiz an, innerhalb dessen das schlichte Hirtenvolk seine ersten Spartaner-Kämpfe für Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes schlug, – jenem Theile, in welchem der durch Schillers[23] hohes Heldenlied verherrlichte Urahn aller Gebirgsschützen, Wilhelm Tell[24], lebte. Dort jene Felsenzinken in des Thales Hintergrunde sind die Mythenstöcke, an deren Fuße Schwyz, der alte Flecken, liegt, von dem die Volkssage geht, daß es der älteste Ansiedlungspunkt der Schweiz sei und diese darum ihren Namen davon hergeleitet habe. Ganz nahe dabei, an den Gestaden des vielbuchtigen Vierwaldstätter-See’s, gruppiren sich malerisch die Häuser von Brunnen und diesen gegenüber liegt, an den Abhängen des Selisberges[25], die stille, geheiligte Bundeswiese des Grütli, wo die ersten Eidgenossen schwuren[26]:

---

[22] Der Lauerzersee.

[23] Friedrich von Schiller (1759–1805).

[24] Die Person Wilhelm Tells ist historisch nicht verbürgt.

[25] Seelisberg.

[26] Der wohl eher legendäre Rütlischwur von 1307.

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren:
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“[27]

Dieses innige Vertrauen, dieser Freiheitsmuth und diese Einheit, wenn es den gemeinsamen Interessen galt, halfen dem kleinen, unscheinbaren Häuflein, daß es erstarkte und wuchs und groß wurde und seit fünf Jahrhunderten als selbständiger Staatenbund in Mitte der brausendsten Zeitkämpfe sich erhalten konnte. Welch ein Vorbild für jene Länder, die durch Einheit stark und mächtig sein könnten, während sie, durch kleinliche Rücksichten und beschränkten Lokal-Patriotismus uneinig und darum schwach, ohnmächtig, der Spielball fremder Laune, volksfeindlicher Politik sein müssen! –

Ueberspannt dann unser Blick die Seebreite zum andern Gestade, so erreicht das Auge die an des steilen Arenberges Felsenwand geschmiegte Kapelle auf der Tells-Platte. Hier war’s, wo der Befreier seines Volkes, der tollkühne Tell, bei wildem Sturm des Ungewitters und hochgehender Wogenbrandung dem Kahn entsprang, mit welchem Landvogt Geßler[28] den Schützen wollte gen Küßnacht fahren und verwahren lassen, „wo weder Mond, noch Sonne ihn bescheinen sollten.“[29]

Und würden dann noch wenig Schaufelschläge des Dampfers uns an das nahe liegende Ende des Seebusens tragen, wo Fluelen, der Landungsplatz der Gotthardsstraße, liegt, dann wäre in einigen Minuten auch jene denkwürdige Stätte erreicht, an welcher im Flecken Altdorf der Vater Tell mit bebender Hand, mit blutendem Herzen einen Apfel von des eigenen, lieben Kindes Haupte schießen mußte auf den Befehl des Tyrannen, der des Volkes uralte heilige Rechte mit höhnender Willkür zu Boden trat.

Den Landvögten unserer Tage ist der Schütze Tell eine unbequeme historische Figur und darum bestrebt sich die servile Kritik, den Apfelschuß als ein Märchen aus der Geschichte hinweg zu eskamotiren[30]. Aber der Freiheitsheld lebt im Herzen seines Volkes! was vermag gegen solch ein Heimathsrecht spitzfindige Stubengelehrsamkeit?

Genug! Wohin das Auge schaut, ringsum sind’s Punkte, die Deutschlands größter Dichter schon in unseren Jugendjahren uns vor das Seelenauge führte.

Auch die Ufer des Lowerzer See’s, die unser Bild im Mittelgrunde zeigt, erinnern an den Helden Tell. Als er, dem Kahn und der drohenden Haft entronnen, zur „Hohlen Gasse“ bei Küßnacht eilte, wo er dem Dränger der Unschuld, dem Feinde des Volkes den tödtenden Pfeil in’s Herz sandte, da führte ihn der Weg über Lowerz und Goldau. In jenen Tagen standen beide Dörfer noch auf dem Grunde und Boden, auf dem die ersten Ansiedler dieser Gegend sich niedergelassen hatten. Jetzt deckt hoher Gebirgsschutt das große gemeinsame Grab, in dessen Tiefe fast ein halbes Tausend Menschen in einem Augenblicke gebettet wurden.

Mit dem Gefühl der Bangigkeit betritt der fremde Wanderer das große Trümmerfeld, durch welches sich der Weg von Arth am Zuger-See über Neu-Goldau zum Rigi emporwindet. Unwillkürlich tritt ihm der furchtbare Augenblick des Verschüttungs-Momentes in seiner ganzen entsetzlichen Größe vor die Seele, wenn er die Stunden lange Sturzbahn am Roßberge erblickt, über welche die Felsenmassen jagenden Laufes herabstürmten in’s Thal.

Ursache des schrecklichen Ereignisses war, wie beim Zertrümmerungs-Prozesse des Gebirges überhaupt, das Wasser. Es ist und bleibt der gleiche zerstörende Faktor, welcher hier als strömender Regenguß die entwaldeten Berge abspült und die geringen Erdreste, in welchen Pflanzen gedeihen könnten, als dicke Schlammströme zu Thal sendet, – oder dort als geschmolzenes Schneewasser in die Fel-

---

[27] Zitat aus Friedrich Schillers Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1804), S. 101f.

[28] Hermann Geßler von Brunegg; historisch nicht verbürgt.

[29] Schiller, Wilhelm Tell, wie S. 14, Anm. 27, S. 149.

[30] Zum Verschwinden bringen, entweder durch einen Trick oder aber durch wortreiches, geschicktes Verschleiern, Taktieren oder Negieren (von frz. escamoter, ausweichen, unterschlagen, verschwinden lassen).

senrisse eindringt, gefriert und durch die ausdehnende Kraft der Eiskrystallisation die Spalte nach und nach immer mehr erweitert, bis der abgesprengte Steinkörper, das Gleichgewicht verlierend, in die Tiefe fällt, – oder an noch anderen Stellen als eingedrungenes und angesammeltes Wasser die geneigt liegenden Gesteinsschichten so lange unterwühlt und auflöst, bis diese endlich ihrer festen Basis beraubt und, durch das Gesetz der Schwere gedrängt, gleichfalls hinab rutschen oder stürzen. Dies letztere war bei der Verschüttung von Goldau der Fall.

Der ganze Sommer des Jahres 1806 war regnerisch gewesen und gegen das Ende des August und in den ersten Tagen des September hatte ein eigentlicher, ununterbrochener Landregen seine überströmenden Urnen über der Schweiz geleert. Schon mehrfach waren die Bewohner des Lowerzerthales durch lautkrachende Lufterschütterungen davon in Kenntniß gesetzt worden, daß droben an den Höhen des Roßberges theilweise Felsenablösungen erfolgt sein mußten. Aber der Bewohner des Gebirges, an außerordentliche Erscheinungen dieser Art gewöhnt, die den Flachländler in Angst und Schrecken jagen würden, achtet solcher Andeutungen zu wenig und mißachtet nicht selten die Gefahr, die ihn kurz darauf umkommen läßt.

So auch hier. Sorglos befanden sich die Einwohner der Dorfschaften Goldau, Busingen[31] und Lowerz[32], deren Wohnungen und Ställe weithin durch's Thal und an den Bergeshalden zerstreut lagen, in ihren Häusern und nur wenige derselben im Freien, als kurz vor fünf Uhr Abends ein dem Blitzeinschlagen ähnlicher Donnerknall, der, tausendfach vom Echo wiederholt, nicht enden zu wollen schien, die ganze Bevölkerung ringsum aufschreckte. Alles, was laufen konnte, eilte den Thüren und Fenstern zu, um zu sehen, welch außerordentliche Begebenheit Ursache des den Boden erschütternden Geräusches gewesen sei. Aber hier war es zu spät, um zu sehen und zu beobachten. Der ganze Berg schien lebend geworden zu sein; denn Wiesen, Bäume, Wälder, Felsen rutschten und stürzten, eine immer größere und beschleunigtere Fallkraft annehmend, dem Thale zu, so daß nach wenig Sekunden der ganze über eine Wegstunde einnehmende Abhang des Roßberges ein in Staubwolken gehülltes, wildherabjagendes Chaos zeigte, das unter unbeschreiblichem, das Gehör fast zerschmetterndem Spektakel dem Thale mit Blitzesschnelle zueilte.

An Rettung zu denken war hier überflüssig; dennoch mag die Volksmenge das Mögliche versucht haben. Wenigstens von Einzelnen weiß man, daß sie mit knapper Noth dem gräßlichen Tode entflohen und später Berichte über Das geben konnten, was ihnen zu erblicken und zu unterscheiden möglich gewesen war.

Als die Glocke zu Arth fünf Uhr schlug, lagen 457 Menschen, zahlreiche Viehheerden und einige hundert Häuser, Scheunen und Ställe unter dem Steinmeer erschlagen und begraben, welches heute das vielbesuchte Trümmerfeld von Goldau bildet. –

Es ist dies nicht das einzige Riesengrab, welches im Alpengelände liegt; die ältere Geschichte berichtet von Bergstürzen, welche Plurs[33] im siebzehnten Jahrhundert und größere Städte, wie das römische Tauretunum[34] mit noch zahlreicherer Bevölkerung verschütteten.

Es sind gräßliche Momente, die in geringerem Umfange und in minder gemein-gefährlicher Weise sich alljährlich in den Alpen wiederholen. Aber sie schrecken den Gebirgsbewohner nicht ab, die gefährliche Stätte zu bewohnen, wo der Todeskeil fortwährend dräuend ob seinem Haupte hängt; vielmehr hebt und kräftigt und stählt es seinen Muth, der Gefahr stündlich offen in die Augen zu schauen und macht ihm die Heimath noch um einmal so lieb, als wenn er völlig sorglos in den geschütztesten Winkel der Erde gebettet wohnte.

Berlepsch[35].

[31] Buosingen.

[32] Lauerz.

[33] Der Bergsturz von Piuro am 4. September 1618.

[34] Als Tauredunum-Ereignis bezeichnet man den Tsunami im Genfersee (frz., Lac Léman) vom Jahre 563, der durch einen massiven Bergsturz ausgelöst worden war.

[35] Der Buchhändler und Schriftsteller Hermann Alexander von Berlepsch (1814–1883), der zahlreiche Werke über die Schweiz verfaßte.



BERGSTURZ bei GOLDAU

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 38-43.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [29]-32.

Das Rathhaus in Löwen[36].

Die Blüthe des Bürgerthums hat in Europa nirgends herrlicher geprangt, als in unseren Niederlanden. Hier hat das Meer den Muth und der Fleiß die Kraft gegeben, um nicht nur im Ringen mit der Natur, mit selbstsüchtigen Nachbarn und fremden Eroberern die Oberhand zu behalten, sondern auch den einheimischen feindlichen Mächten, die von jeher in aller Welt den freien Bürgersinn unter ihre Füße traten, den Anmaßungen der fürstlichen wie der geistlichen Herrschsucht, mannhaft zu widerstehen.

Die Fahne der Bürgerfreiheit hat allezeit der Handel geführt, während das Gewerbe immer am geneigtesten war, sich unter den Schutz irgend einer Gewalt zu schmiegen. Der Handel ist selbst eine Macht, und ist stark genug sich selbst zu behaupten, solange er frei ist.

Allerdings trug in jenen Tagen, wo die Städte in Holland, Brabant und Flandern sich zu Mittelpunkten des gesammten europäischen Handelsverkehrs erhoben hatten, die Freiheit ihres Handels selbst ein herrisches Kleid, und zwar das herkömmlich exklusive des Monopols: diese Städte waren Stapelplätze für die wichtigsten Erzeugnisse der fremden und heimischen Natur und Industrie, und selbst die mächtigsten Glieder der Hansa sahen sich gezwungen, dort ihre Kontore zu errichten. Es war jedoch diese monopolistische Herrlichkeit nicht durch künstlichen Zwang, durch obrigkeitliche Gebote, fürstliche Dekrete oder kaiserliche Privilegien entstanden, sondern sie hatte sich aus der Natur der Verhältnisse gebildet, dadurch, daß durch Vorzüge ihrer Lage, durch den Unternehmungsgeist ihrer Bewohner, durch geschickte Handhabung des Verkehrs die niederländischen Städte der Markt für den ganzen Norden wurden, und wo der Markt ist, da versammeln sich die Leute. So kam es, daß auch die hansischen Kaufleute für ihre heimische Ein- und Ausfuhr hierher gewiesen waren. Dies war bei dem hohen Aufschwung der deutschen Industrie im Mittelalter allerdings in so großartiger Weise der Fall, daß man wohl behaupten kann, die Städte der Niederlande würden ohne die Hansa nimmermehr zu solcher Blüthe gediehen sein; aber auch für die Hansa wirkte jener nordische Welt belebend und befruchtend, weil ihre Fracht hier immer bereite Käufer fand.

In dieser ihrer bürgerlichen Glanzzeit entfaltete sich in den Städten Hollands und der Niederlande jene bauliche Pracht, die wir selbst in ihrem Verfall noch bewundern. Während in den meisten übrigen Ländern Europa's Alles, was an Bauwerken aus dem Mittelalter auf unsere Zeit gekommen, in der Regel nur den Stempel entweder hierarchischer Prachtliebe, oder staatlichen Glanzes, oder dynastischer Wappenseligkeit an sich trägt, hat hier das Bürgerthum Paläste aufgerichtet, in denen sein Stolz auf die Freiheit des städtischen Wesens ausgeprägt ist; wir meinen die Prachtbauten ihrer Rathhäuser, deren wir unseren Lesern schon mehre vorgeführt haben.

Wie für jene Blüthe der niederländischen Städte der gesundeste Saft aus der deutschen Hansa gekommen war, so ging von dieser auch der erste Sturm aus, der sie verderblich traf. Wenn die merkantile Uebermacht der Stapelplätze schon den Neid aller anderen seefahrenden und handeltreibenden Na-

[36] Fläm. Leuven, frz. Louvain.



RATHHAUS in LÖWEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

tionen erregen mußte, so mochte der sich spreizende Uebermuth der stolzen niederländer Stapelherren endlich auch die deutschen Handelshäuser veranlassen, mit ihren Waaren andere Märkte aufzusuchen; sie wußten nicht, was sie thaten, denn sie schlugen sich selbst, nämlich der Macht der Hansa, die allenthalben im Stapelrechte ihre festeste Stütze hatte, die schwersten Wunden durch ihre freihändlerischen Bestrebungen, von denen sie Erlösung vom niederländischen Stapelzwang hofften. Denn während sie selbst in den nordischen Handelsgebieten sich in die Stellung der Holländer und Niederländer einzudrängen suchten, sank mit der Handelsbedeutung derselben auch ihre eigene, so eng waren bereits beide in einander verwachsen; und als die Kaufherren der Hansa den gefährlichen Wandel endlich inne wurden, lief das Rad ihres Glücks bereits bergab und war nicht mehr zum Stillstand zu bringen.

Ebenso erging es den Niederländern. Der Geist einer neuen Zeit war über den alten Handelsmechanismus gekommen und wirkte auflösend auf denselben lange vor dem eigentlichen, vor den Augen der Welt sich offenbarenden Prozeß des politischen Verfalls, herbeigeführt durch innere Schwächung, ohne welche freie Länder und Völker nie zu Theilen dynastischer Erbschaftsmassen entwürdigt werden können.

Dasselbe Schicksal theilte auch die Stadt, deren Rathhaus den reizenden Schmuck unseres Stahlstichs bildet. Löwen, die jetzt belgische Hauptstadt eines südbrabanter Bezirks, sah die Tage seiner höchsten und edelsten Blüthe im 14. Jahrhundert. Allerdings war es nicht der Handel direkt und allein, dem es dieselbe verdankte, aber doch war es der Handel, von welchem seine große Industrie getragen und gehoben worden ist. Löwen war im 14. Jahrhundert eine Stadt von 150,000 Einwohnern, also fast siebenmal bevölkerter, als jetzt. Diesen Volksreichthum hatte ihm weniger seine politische Würde, als Hauptstadt des Herzogthums Brabant, erworben, als vielmehr sein hoher industrieller Rang, als Hauptsitz der niederländischen Tuchmanufaktur. Es zählte nicht weniger, als 4000 Tuchwebereien. Die Tuchmacher bildeten eine Macht nicht bloß in der Stadt, sondern im Staate, und sie steigerten ihre politischen Ansprüche in solchem Maße, daß sie die Eifersucht des gesammten Adels in Brabant und Flandern anfachten, der nun seinerseits wieder keine Maßregel mied, welche den Bürgertrotz der Tuchmacher herauszufordern vermochte. Der natürliche Verlauf der solchergestalt gegenseitig überreizten Leidenschaften konnte nicht umhin, schließlich zu einem offenen Aufstande der Tuchweber in den meisten Städten Brabants und Flanderns gegen den Adel zu führen. In Löwen stürmten die Tuchmacher an dem unheilvollsten Tage dieser Stadt, im Jahre 1382, das Rathhaus und warfen siebenzehn adelige Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus in die Spieße ihrer Genossen. Diese rasche That hatte für Löwen fast die Folgen, welche der prager Fenstersprung für Böhmen[37] hatte: ein Krieg entzündete sich an der Flamme dieses Standes-Parteihasses, der für das stolze Löwen das Wachsthum des Wohlstandes bis in die Wurzeln zerfraß. Herzog Wenzel[38] wurde nach hartem Kampf Herr der Stadt und begann eine so harte Behandlung derselben, daß Schaaren ihrer fleißigsten Arbeiter den Weg ins Elend dem heimischen Jammer vorzogen; sie siedelten nach England über und trugen auf jenen neuen empfänglichen Boden den Segen ihrer gewerblichen Geschicklichkeit hinüber. So hatte für Löwen die Zeit seines Verfalls längst begonnen, ehe Alba[39] mit den spanischen Horden zum Vernichtungskampfe[40] gegen jede Regung freien Bürgersinns in den Niederlanden heranzog.

---

[37] Der Prager Fenstersturz (siehe hierzu S. 192, Anm. 722).

[38] Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1354 als Wenzel I. erster Herzog von Luxemburg und ab 1356 Herzog von Brabant und Limburg, dann ab 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

[39] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Er bekämpfte den niederl. Aufstand zwar mit äußerster Härte, doch wurden ihm im Rahmen der prot. antispan. Propaganda Verbrechen unterstellt, für die er nach heutiger Kenntnis nur äußerst bedingt (wenn überhaupt) verantwortlich zu machen ist, wie z. B. die Plünderung Antwerpens Anfang November 1576 (niederl. Spaanse Furie), die ohne Einwilligung oder Befehl Albas eigenständig von den Söldnern durchgeführt wurde, um damit ausstehende Soldzahlungen zu erzwingen.

[40] Im Achtzigjährigen Krieg (span. guerra de Flandes; niederl, Tachtigjarige Oorlog) von 1568 bis 1648 erkämpfte die Republik der Sieben Vereinigten Provinzen (niederl. Republiek der Zeven Verenigde Provinciën bzw. Verenigde Nederlanden) ihre Unabhängigkeit von der span. Krone und damit vom Haus Habsburg. Mit seinem Ende

Noch heute zeigt Löwen von Beidem, von seiner Blüthe, wie von seinem Verfall, jedem Auge die Spuren. Es gehört zwar noch immer zu den bedeutendsten Städten Belgiens, behauptet sich als ein Hauptmarkt für Leinwand, Getreide, Kleesamen, Oele, Flachs, Hanf und dergleichen Produkte der Umgegend, glänzt in der Industrie noch jetzt durch seine Tuchfabriken, sowie durch seine Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien, Blondenfärbereien[41], Stückgießereien, Zuckersiedereien, Oel- und Mahlmühlen, ist in der Bierbrauerei sogar das München des belgischen Königreichs (jährliche Ausfuhr 150,000 Fässer), und wer auf der Eisenbahn von Tirlemont[42] her ihm nahend, beim Austritt aus einem langen Tunnel von seinem imponirenden Anblick überrascht wird, ausgestreckt auf einem sanften Hügel, mit zahlreichen schlank aufgewachsenen Thürmen, dem lacht das Herz bei der Hoffnung, in eine alte, schöne, große Stadt voll geschichtlicher Denkmäler und Bauten einzuziehen; – indeß der erste Schritt jenseits der alten Mauern belehrt ihn eines Andern. Der Umfang der alten Stadt in ihrer ehemaligen Größe ist noch zu erkennen, aber an Stelle der volkreichen Vorstädte umgeben jetzt Aecker und Weinberge die innere Stadt, in welche das gesammte Bürgerleben sich zurückgezogen hat. Die vielen Kriege haben dafür gesorgt, daß uns auch auf unserm Gang durch die Straßen nur selten ein alterthümlich-charakteristischer Bau an ihre große Vergangenheit erinnert. Ebenso steht es mit der Bevölkerung: mehr als eine Volkszahl von 20- bis 25,000 hat Löwen seit jenem tiefen Fall, also seit 480 Jahren, nicht wieder erreicht.

Sucht aber der Leser ein Bild aus jener Blüthenpracht des Bürgerthums, so führen wir ihn auf den Marktplatz der Stadt; mit einem Blick überschaut er hier ihre drei prächtigsten Bauwerke: die Peterskirche[43], die Brauerei[44] und das Rathhaus[45], erstere beiden mit dem reichsten Schmuck des Renaissancestyls angethan, das letztere, ein gothischer Bau, dem wir unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, denn er ist der schönste seiner Art in Belgien, ja in den ganzen Niederlanden. Der glückliche Umstand, daß gerade zu der Zeit, wo der altdeutsche Baustyl seine höchste Ausbildung erreicht hatte, auch Macht und Reichthum der Städte dieser Lande auf ihrer höchsten Stufe standen, hat ihren bürgerlichen Gemeindebauten, wie Rathhäusern, Gildehallen und Marktgebäuden, ihre schmucke Gestalt verliehen; die Schlösser und selbst die Kirchen aus jener Zeit stehen größtentheils an Pracht und Größe hinter ihnen zurück, wie vor ihnen allen das Rathhaus von Löwen einen Ehrenplatz einnimmt.

Den Leser wird unser Bild täuschen, wie der Bau selbst seine Beschauer täuscht: die feine Gliederung, sagt ein Bewunderer dieses Kunstwerks, lehrt uns das mechanische Größenmaß ganz vergessen. Der ganze Bau ist nicht Burg, noch Kirche, aber er spielt in die Formen beider hinein. Drei Reihen spitzbogiger Fenster über einander werden von leichten Strebepfeilern eingefaßt und durchschnitten, die ganz in Ornament aufgegangen sind und eigentlich nur noch aus Konsolen und Baldachinen mit Spitzthürmchen bestehen. Oben tragen diese nach der Weise des französisch-englischen Kathedralstyls einen Kranz ganz luftiger durchbrochener Zinnen, hinter welchen sich dann das Dach mit vier Reihen von Luken und einem freien Kamm erhebt. Noch reicher sind die beiden Schmal- oder Giebelseiten geschmückt, jede von ihnen wird statt der Strebepfeiler von zwei leichten viereckigen Thürmchen flankirt und von einem dritten in der Mitte gestützt. Diese sechs Thürmchen strecken ihre schlanken, ganz à jour[46] gearbeiteten Spitzen über die Dachkammer und das ganze Gebäude hervor. Leider fehlen vielen jener zahlreichen Konsolen und Baldachinen die Statuen, nicht durch Bildersturm, wie anderwärts, sondern weil sie nie vorhanden waren. Dagegen sind die Konsolen selbst an den beiden unteren Stockwer-

---

schieden die nördl. Niederlande aus dem Verband des Heiligen Römischen Reichs aus. Der südl. Teil der Niederlande verblieb hingegen bei Spanien; aus ihm ging im 19. Jhd. Belgien hervor.

[41] Als Blonde bezeichnet man eine spezielle, auf Spitzenart geklöppelte Arbeit; hier dürfte also das Einfärben dieser Textilarbeiten gemeint sein.

[42] Tienen.

[43] Die Kirche Sint Pieter (fläm. Collegiale Sint-Pieterskerk) im Stil der Brabanter Gotik.

[44] Vielleicht die 1627 gegründete Brouwerij Breda.

[45] Es war in den Jahren 1439 bis 1468 unter der Leitung von Sulpitius van Vorst (1375–1439) und Matheus de Layens (fläm. Matthijs de Layens; † 1483) erbaut worden.

[46] Frz. auf den Tag; eigentl. auf dem neuesten, tagesaktuellen Stand sein; hier wohl im Sinne von Zeitgeschmack verwendet.

ken mit prächtigen, etwa spannelangen[47] Figürchen verziert, welche meist Scenen des Alten Testaments vergegenwärtigen. Diese waren sehr von der Zeit angenagt, sind aber durch den Bildhauer Goyers[48] mit all der technischen Fertigkeit, welche die Belgier von ihren Altvordern in jedweder Kunst ererbt haben, genau nach dem Muster der alten Reste erneuert worden. Den ganzen Reichthum dieser kleinen Gruppen einzeln zu mustern, wie er an drei Seiten des Rathhauses vertheilt ist (die vierte lehnt sich an andere Gebäude an und ist schmucklos), würde viele Stunden kosten. So erscheint das Ganze, durch eine ruhige, mildgelbliche Farbe im Effekt vereinigt, wie das zierlichste Modell eines Schmuckkästchens. –

Man scheidet ungern von diesem Denkmal einer großen bürgerlichen Vergangenheit, zumal uns unsere Schritte an einem andern Denkmal der Vergangenheit vorüber nöthigen, dessen Anblick dem Herzen weniger wohl thut. Wir meinen die düstern klosterähnlichen Mauern der Universität[49]. Sie wurde im Jahre 1426 von Herzog Johann IV.[50] von Brabant gestiftet und galt, wenigstens in Beziehung auf die theologische Fakultät, im 16. Jahrhundert als die erste in Europa; auch ihre Frequenz war damals eine außerordentliche, denn sie soll bis zu 6000 Studenten gezählt haben. Kaiser Joseph II.[51] und die französische Revolution warfen sie in ihrem Fortschrittssturme über den Haufen, unter dem sie, nach dem Sturme, als ein bescheidenes Lyceum wieder hervorgekrochen kam. Erst im Jahre 1817 feierte sie, unter der holländischen Regierung, ihre Wiedererstehung. König Wilhelm I.[52] errichtete zugleich an derselben, zur bessern Bildung katholischer Geistlicher, ein philosophisches Kollegium. Ein frischer Geist war mit diesem in die alten Hallen eingezogen und die Schaaren der Jünglinge eilten freudig der Stätte der Wissenschaft zu, in welche das Licht der Wahrheit nicht mehr ausschließlich durch gemalte Scheiben drang. Zu bald aber schlug der Zweck dieser freisinnigen Stiftung ins Gegentheil um: der Haß der Geistlichkeit arbeitete rastlos im Stillen, bis er an der Julisonne Frankreichs[53], die der Freiheit leuchtete, die geheimen Minen entzünden konnte, deren Explosion die langersehnte Finsterniß wieder herbeiführen sollte. So geschah es. Kaum hatte die Revolution in Brüssel[54] gesiegt, so erlag auch das philosophische Kollegium zu Löwen dem allgemeinen Pfaffensturme; die Bischöfe, welche sich früher geweigert hatten, Zöglinge dieser Anstalt in ihre Seminarien aufzunehmen oder als Priester anzustellen, waren plötzlich mit der Universität wieder versöhnt, und da dieselbe zu den sogenannten freien gehört, – weil die Mittel zu ihrer Unterhaltung von der Geistlichkeit beschafft werden, – so bemächtigten sich die schwarzen Kutten ihrer Lehrstühle, die Fackel zelotischen[55] Glaubenseifers trug den Sieg über den Tag der Wahrheit davon und ihre Hörsäle erfreuten sich bald wieder eines zahlreicheren Besuchs. Seit-

---

[47] Die Spanne oder Handspanne entspricht ca. 20 cm.

[48] Gilles Goyers (1796–1847).

[49] Sie war 1425 gegründet worden und bestand bis 1797, als Löwen (siehe hierzu S. 17, Anm. 36) gemäß dem Vertrag von Campo Formio vom 25. Oktober 1797 Teil der Französischen Republik wurde. Die heute noch bestehenden Löwener Universitäten sind keine unmittelbaren Rechtsnachfolger der Erstgründung.

[50] Johann IV. (fläm. Jan IV van Brabant; 1403–1427), seit 1415 Herzog von Brabant, Lothier und Limburg sowie ab 1418 Graf von Hennegau, Holland und Zeeland.

[51] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er wurde vorzugsweise vom prot. Deutschland zur Ikone der Reform und Aufklärung stilisiert.

[52] Wilhelm Friedrich (niederl. Willem Frederik; 1772–1843), von 1802 bis 1806 Fürst von Nassau-Oranien-Fulda, Fürst von Corvey, Herr von Weingarten und Graf von Dortmund, von 1806 bis 1815 als Wilhelm VI. Prinz von Oranien (niederl. Willem VI van Oranje-Nassau), von 1813 bis 1815 als Wilhelm I. (niederl. Willem I der Nederlanden) souveräner Fürst der Niederlande, von 1815 bis 1840 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg (bis 1840) sowie von 1839 bis 1840 Herzog von Limburg.

[53] Die revolutionären „drei glorreichen Tage" vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[54] Bereits am 25. August 1830 war es in Brüssel zu ersten Unruhen gekommen, die sich mit dem Einmarsch von 12.000 Mann niederl. Truppen am 23. September zum offenen Aufstand auswuchsen. In der Nacht vom 26. auf den 27. September 1830 mußten sich die Truppen nach viertägigem Gefecht geschlagen zurückziehen, wobei beide Seiten insgesamt 1.200 Tote zu beklagen hatten. Am 22. November wurde dann ein konstitutionell verfaßtes Königreich Belgien proklamiert, dessen Unabhängigkeit die europ. Großmächte bereits am 20. Dezember 1830 mit dem „Londoner Protokoll" anerkannten.

[55] Als Zeloten (von griech. ζηλωτής, zēlotḗs, „der Eiferer") bezeichnet man Fanatiker in Glaubensfragen.

dem ist die katholisch-theologische Fakultät zu Löwen zum Barometer des belgischen Geisteslebens geworden: so oft das Licht über die Nacht triumphirt, lichten sich die Reihen der hoffnungsvollen Pfaffenzöglinge, und, umgekehrt, füllen sich die Säle der schwarzen Genossen, so oft Jesuitenspuk und Pfaffenränke wieder Platz im Lande greifen. Letzteres ist leider Gottes in unseren Tagen wieder der Fall. Wünschen wir zum Heile und Frieden des von jesuitischen Umtrieben[56] so sehr heimgesuchten Belgiens, daß deren Barometer recht bald seinen Nullpunkt erreiche.

F. Hofmann[57].

[56] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen", die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

[57] Siehe hierzu S. 11, Anm. 21.

Meyer’s Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 43f.

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [221].

Raudnitz[58] an der Elbe.

Das Fürstenschloß Raudnitz gehört weder zu den grauen Burgen uralter Geschlechter, die gleich denen am Rhein und an der Donau von hohem Fels gebieterisch über Thal und Fluß niederschauen, noch zu jenen, die scheu, wie Wegelagerer, im Waldesdunkel sich bergen: es glänzt, den Charakter der Neuzeit tragend, wie ein lichter Punkt auf einer sonnigen Anhöhe am Ufer der Elbe, da, wo sie durch ihre Vereinigung mit der schwesterlichen Moldau erstarkt, bereits schwere Lastschiffe zu tragen beginnt. Die Stadt, in der anmuthigen Niederung amphitheatralisch auf steigend, umschließt wie ein alterthümlicher Gürtel, das moderne Schloß[59]. Der Reisende, welcher, auf der böhmisch-sächsischen Bahn[60] vorüberkommend, einige Minuten auf dem unterhalb des Schlosses gelegenen Bahnhof anhält, wird wohl fürstliche Prunkzimmer da oben vermuthen, nicht aber Schätze alter Wissenschaft und Kunst, deren Raudnitz so viele und seltene birgt. Es kommen Gelehrte aus Deutschland, Holland und Frankreich hierher, reiche Ausbeute suchend und findend, und Böhmens Geschichtsforscher und Künstler wallen nach Raudnitz, die fürstliche Bibliothek und Gallerie zu studiren, beide wahre Schatzkammern noch unerschöpften Materials.

Raudnitz zählt zu den ältesten Niederlassungen und festen Punkten Böhmens. Der raudnitzer Berg wird für jenen Berg gehalten, auf welchem Czech’s[61] Schaaren ihr erstes Lager in Böhmen aufschlugen, und das nahe bei Raudnitz gelegene Dorf Ctinaves[62] gilt beim Volk von Alters her für den Begräbnißort des Heerführers Czech, welchem das Land seinen Namen verdankt. Schon im 12. Jahrhundert Sitz des bischöflichen Hofes von Prag, wechselte Raudnitz durch Eroberung, Schenkung, Verpfändung und Kauf im Lauf der Jahrhunderte oftmals seine Herren, erlebte und erfuhr alle Greuel des Hussiten[63]- und 30jährigen Kriegs, bis es nach deren Beendigung durch Erbschaft an die Fürsten von Lobkowitz und Herzoge von Sagan kam, in deren ungestörtem Besitz es seither verblieben ist. Das jetzige weitläufige und imposante Schloß, von dem prachtliebenden Wenzel Euseb von Lobkowitz[64] gegen Ende des 17. Jahrhunderts um gebaut, bildet ein massives Viereck im Renaissancestyl, welches sich auf einer parkartig bewachsenen Anhöhe an der linken Stromseite erhebt, und bietet aus seinen Fenstern eine liebliche Aussicht. Die Hauptzierden dieses stattlichen Fürstensitzes bilden die Portrait-

---

[58] Tschech. Roudnice nad Labem.

[59] Das auf eine Burganlage aus dem 11. Jhd. zurückgehende Schloß wurde in seiner jetzigen Form in den Jahren 1652 bis 1684 nach Plänen von Francesco Caratti (1615–1677) und Antonio della Porta (1631–1702) erbaut.

[60] Der Bau der Bahnverbindung zwischen Prag und Dresden war 1842 in Angriff genommen und am 6. April 1851 fertiggestellt worden; die gemeinsamen Betreiber der Strecke waren die k. k. Nördliche Staatsbahn und die Sächsisch-Böhmische Staatseisenbahn.

[61] Der lediglich legendäre Praotec Čech (lat. Pater Boemus).

[62] Wohl das heutige Černěves.

[63] Von 1419 bis 1436.

[64] Wenzel Eusebius von Lobkowicz (tschech. Václav Eusebius z Lobkovic; 1609–1677), ab 1646 Herzog von Sagan.

gallerie, welche mit ihren 600 Gemälden 12 Gemächer ausfüllt, und die berühmte lobkowitz'sche Familienbibliothek von 40,000 Bänden, 1200 Incunabeln[65] und 580 Manuskripten etc., deren kostbarstes ein Riesenkodex des Plato[66] ist.

H. N.

[65] Wiegendrucke (von lat. Pl. incunabula, Windeln, Wiege); Druckerzeugnisse aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst, die zwischen 1454 und dem 31. Dezember 1500 hergestellt wurden.

[66] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.). Bei obengenanntem Manuskript handelt es sich um einen Pergament-Codex aus dem 12. Jhd. mit den Dialogen von Plato (Signatur VI Fa 1) aus der Bibliothek des Bohuslav Lobkowicz von Hassenstein (tschech. Bohuslav Hasištejnský z Lobkowicz; 1461–1510).



RAUDNIZ an der ELBE

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 44-50.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [222]-226.

Am Porsanger Fjord[67].

(In der Tundra.)

Ein gleichmäßiger, farbloser Gürtel umschlingt im Norden die verarmte Erde; ein einziger ungeheurer Morast, in dem das Schilf kaum der Moosbeere[68] das Leben gönnt. An den trockeneren, hie und da gleich Oasen auftauchenden Stellen decken noch Moose und Flechten das Gestein, und einige wenige höhere Pflanzen, dürftig und gebeugt von der langen Winter last, verkriechen sich ängstlich an der Brust der Muttererde gegen den rauhen Athem der Winde, gegen die Wucht des sich über ihnen thürmenden Schnees. Dieser Landstrich heißt die Tundra, die von den westlichen Küsten Lapplands über ganz Nord-Europa, Asien bis nach Amerika in gleicher Breite, gleicher Unwirthlichkeit sich erstreckt.

Fast vergeblich sucht man hier, fern von der Meeresküste, nach dem Menschen und seinem Treiben, man gewahrt blos die Spuren, daß hier zeitweilig lebende Wesen wohnen. Tagelang muß man reisen, ehe man einmal in einem tiefer gelegenen, günstigeren Thale die Ueberbleibsel einer armseligen Hütte findet. Es ist ein trauriges Wandern durch dieses Land; auch nicht das kalte Glühen seiner Mitternachtssonne kann den Fremdling aussöhnen mit der unendlichen Einöde, mit der Armuth und Trostlosigkeit, welche die Tundra im Sommer, in den kurzen und schönen Abschnitten des Jahres über die in ihr lebenden, höher begabten Wesen verhängt. Die dem Menschen befreundeten Gestalten fehlen fast gänzlich; nur die alle Weltgegenden in Besitz nehmende Klasse der gefiederten Gäste des Sommers hat auch hierher ihre Vertreter gesandt, und auf ihnen bleibt das suchende Auge wenigstens mit Freude haften. Nur wenige Vögel bewohnen jene Gegend. Die großen bleichschimmernden Wasserflächen sind gewöhnlich ganz leer: keine Pflanze, kein Rohr erhebt sich über den Wasserspiegel, keine Ente schifft über die Wellen dahin, keine Möve, keine Seeschwalbe wiegt sich auf den Wogen. Und wenn wirklich einmal eine einzelne Verirrte daherfliegt, wenn wirklich einmal ein Volk von Raubmöven sich hier zu zeigen wagt, sie alle eilen so schnell als möglich wieder nach dem viel freundlicheren Meere zurück, dessen eisige Wässer ihnen immer noch weit mehr bieten, als diese trostlosen Seen und Wasserbecken, als die traurigen Flüsse des Landes. Blos in den eigentlichen Sumpfstellen ist Nahrung vorhanden, und zwar in Hülle und Fülle; deshalb sieht man dort auch Tausende und Tausende von Vögeln angesiedelt; aber alle diese Schaaren gehören nur wenigen, so recht eigentlich für die Tundra geschaffenen Arten zu. Regenpfeifer und Strandläufer, Piger[69] und Ammern sind es, die auf jenen Flächen sich aufhalten, herangelockt durch ungeheuere Kerbthierschwärme[70], welche die Tundra bevölkern, welche hier die Herrschaft führen. Die gewaltigen Sumpfniederungen nämlich, der ungeheuere Morast brütet eine Kerbthierart milliardenweise aus. Wolken gleich, in unabsehbaren Schwärmen, lagern sich Stechmücken über das öde Land, blutgierig fallen sie über jedes Geschöpf her, welches sich in ihrem Bereiche zeigt. In ihrer

[67] Norweg. Porsangerfjorden, nordsam. Porsáŋgguvuotna.

[68] Vaccinium oxycoccos, ein Heidelbeerart.

[69] Die Rohrdommel (Botaurus stellaris).

[70] Insektenschwärme.



AM PORSANGERFJORD
(NORWEGEN)

ungeheueren Menge liegt ihre Stärke; sie vertreiben den Menschen und seine Heerde, sie zwingen den armen Nomaden jene Gegen den hinabzuwandern nach dem Meere hin oder hinauf nach der Höhe der Gebirge durch Hunderte von Meilen weit, um sich und seinen Schutzbefohlenen das Leben zu fristen. Der bleiche Sonnenstrahl, welcher kaum genügt, das Dasein anderer Geschöpfe zu ermöglichen, ist doch während des ganzen Tages mächtig genug, diese quälenden Teufel in Mückengestalt zum Leben wach zu rufen, ist fähig, Milliarden von wahrhaft höllischen Geistern zu erwecken, welche nun ihren Unfug treiben und sich mit unglaublicher Gier auf alles andere Lebende stürzen. Die Säugethiere, welche diesen Kerfen[71] nicht zu widerstehen vermögen, müssen flüchten vor ihnen, und nur die Vögel, welche ihre tägliche Nahrung aus der Schaar der Mücken gewinnen, sind im Stande, unter ihnen zu leben; daher kommt es eben, daß alle höheren Thiere sich während des Sommers zurückziehen, daß selbst das wenige Lebende, welches sich noch zeigt, dem Fremdling in jenen Reichen zur Qual wird, daß der kurze, schöne Sommer für ihn seine Reize verliert, daß das farbenschaffende Licht der bleichen Sonne des Mittags und der blutigrothen der Mitternacht ihn nicht bezaubern, nicht entzücken kann, weil auch der starrste Geist nicht fähig ist, einer 24stündigen Qual Tag für Tag zu widerstehen. Unter den Wendekreisen schlummert das blutsaugende Heer wenigstens während des Tages, im Norden aber ist es wach zwei bis drei Monate hindurch, am Morgen, wie am Abend, am Mittag, wie in der Stunde der Mitternacht. So kommt es, daß in der Tundra der lange Sommertag zu Monaten der Qual wird, und daß Jedermann sich freut, wenn es endlich wieder Morgen und Abend gibt, wenn der Winter sich anschickt, den kurzen, nur tagelangen Herbst zu verdrängen. Vier Monate steht die Sonne ruhig und groß am Himmel, ohne dem Auge entrückt zu werden; kaum zwei Monate währt der Wechsel von Tag und Nacht, im Frühling, wie im Herbst; dann beginnt die eine lange Winternacht, welche dieselbe Zeitdauer hat, wie der Sommertag. Dunkler und dunkler senkt sich dieselbe herab auf das Land; aber blendender und lichter, stärker und höher wird die Decke, welche sich darüber gebreitet hat. Jetzt erst beginnt das wahre Leben in der Tundra, jetzt erst nimmt der Mensch diesen Landstrich in Besitz. Mit seinem beweglichen Eigenthum zieht er von einer Niederung zur andern; sein Ein und Alles, das Rennthier, unterstützt ihn bei seiner Wanderung; auf dem leichten Schlitten dahin durch eilt er ungeheuere Flächen; bei des Nordlichts blassem Schimmer macht er sich auf, Freunde zu besuchen, Feinde zu bekämpfen.

Der eigentliche Bewohner der Tundra gehört einer von der unserigen völlig verschiedenen Menschenraçe an. Der erste Blick genügt, um in dem Lappen[72] die mongolische Abkunft zu erkennen. In früherer Zeit bevölkerten die Mongolen diese Landstriche in weit größerer Zahl, als jetzt; denn auch dieser Menschenstamm geht seinem Verderben entgegen. Weiter und weiter verbreitet sich der weltbeherrschende Weiße, und wie ein von ihm gehetztes wildes Thier, flüchtet vor ihm der Urbewohner des Landes. So ist es im fernen Westen, so im höchsten Norden. Im schwedischen Lappland wohnen gegenwärtig noch höchstens 4000 wirkliche Lappen, und ihre Zahl nimmt ab von Jahr zu Jahr; in Finnmarken[73], dem norwegischen Theile. Lapplands, beträgt die Zahl dieses merkwürdigen Volks kaum noch 2000. Verschiedene Ursachen wirken zusammen, um dieses Völkchen zu vertilgen. Manche werden Ansiedler und verlieren dann ihre Eigenschaft als Nomaden, andere nehmen Dienste bei den Russen und Skandinaviern und gehen dann an der Branntweinpest zu Grunde. Der Lappe ist Nomade, und sein Haus ist das bewegliche Zelt. Feste Wohnungen, Blockhäuser, haben nur die Entarteten, die sogenannten Fischer oder festsitzenden Lappen, welche von dem eigentlichen Hauptvolke gemieden und verachtet werden.

Wie die Nomaden der Mittagsländer haben jene Berglappen nur ein einziges Etwas, welches ihnen ihr Leben ermöglicht: ein Heerdenthier, so sonderbar, so ungewöhnlich, als es nur immer sein kann. Wohl liefern in andern Gegenden und Erdtheilen die Wiederkäuer unsere geschätztesten Hausthiere, doch nirgends weiter hat sich der Mensch einen Hirsch zum Hausthiere erkoren, wie der Lappe das Rennthier. Man hat gesagt, daß dem Lappen das Rennthier dasselbe sei, was dem Araber das Kameel,

[71] „Kerf, […] kerbthier: die würmer und insekten" (DWG, Bd. 11, Sp. 566).

[72] Die Samen.

[73] Norweg. Finnmark; nordsam. Finnmárku; finn./kven. Ruija; eine Provinz Norwegens, die mit dem 1. Januar 2020 in der neuen Verwaltungseinheit Troms und Finnmark (norweg. Troms og Finnmark; nordsam. Romsa ja Finnmárku; finn./kven. Tromssa ja Finmarkku) aufging.

oder dem Gebirgsbewohner das Rind und die Ziege, was dem Beduinen sein Pferd und seine Schafheerden: allein mit diesem Vergleich hat man die Bedeutung des Rennthiers noch lange nicht erschöpft. Tausende von Arabern leben ohne Kameel, Tausende von Beduinen besitzen kein Pferd, und wie viele andere müssen ohne ihre gewohnten Hausthiere auskommen; der Lappe aber kann gar nicht gedacht werden ohne sein Rennthier. Ihm ist dieses Geschöpf das Ein und Alles; an ihm hängt sein Leben; er hört auf zu sein, wenn er das Rennthier verliert.

Merkwürdig, ein Hirsch muß hier ein ganzes Volk erhalten, ernähren, kleiden und tränken! Ein Thier, welches in seinem wilden Zustande frei die höchsten Gebirge bewohnt, wie die Gemse, muß sich in den Dienst des Menschen beugen und diesem die Möglichkeit gewähren, sich unter den Lebendigen zu behaupten. Man vermeint es, dem Thiere anzusehen, wie hart die Last der Knechtschaft auf ihm ruht; denn kein Geschöpf weiter kann es geben, welches den Fluch der Sklaverei in so ausgeprägter Weise zeigt, wie das Rennthier. Das wilde[74] und das zahme[75] Thier haben gar keine Aehnlichkeit mehr. Jenes ist ein freier Beherrscher der höchsten Gebirgshöhen, der eisigen Gefilde, deren Spitzen die ewigen Gletscher krönen: dieses ist ein trauriger, heruntergekommener Sklave eines traurigen, tief stehenden Menschen. Aber ein treuer, treuer Diener im Dienste des höheren Wesens ist es, ein Geschöpf, welches sich mehr als jedes andere Hausthier aufgeben muß, um einem ganzen Volke die Existenz zu ermöglichen. Wohl hat der Lappe außer dem Rennthier auch noch den Hund, das edle, treue Geschöpf, welches keine Heimat mehr hat, seitdem es zum Zelte des Menschen Zuflucht nahm; aber der Hund dient ja dem ganzen Menschengeschlecht, nicht blos dem Lappen allein, wie jenes Hirschthier.

Im Leben des Lappen sind Mensch und Thier innig verbunden. Der Lappe ist Nomade seines Rennthiers halber; denn er fühlt unbewußt, daß an dem Leben dieses Geschöpfes sein eigenes hängt, und folgt deshalb willig dem Trieb nach Freiheit, welcher sich zeitweilig in dem sonderbaren Hausthiere kund gibt, folgt ihm, wenn es die Mücken vertreiben, hinab zum Meere oder in das Hochgebirge hinauf, und während des Winters wieder in das tiefere Land. Des Rennthiers wegen ist sein Leben eine nimmer endende Irrfahrt durch Wüsten; denn nur zeitweilig bezwingt er den Wandertrieb seines Hausthieres. Im Sommer wohnt er auf den höchsten Gebirgen oder am Meeresstrand, so viel als möglich längs der Flüsse fortwandernd; im Herbst zieht er sich nach dem Innern des Landes zurück. Nur da, wo ein Flußthal ihm die Straße anzeigt, hat er, der ewig Wandernde, sogenannte „Herbststellen“, Verwahrungshäuser, in denen er Nahrungsmittel, Häute u. dgl. niederlegt. Um die Mitte November etwa zieht er dann in die Wälder und verweilt hier während des Winters, läßt seine Thiere sich äsen von den Knospen der Birken und den Flechten, welche in langen Zöpfen von den Bäumen herabhängen, und tritt im April den Rückweg wieder an. Wenn die Mückenzeit kommt, sammelt er seine Rennthiere wieder und treibt sie mit Hülfe der Hunde weg, gleichgültig, ob er seine eigene oder eine fremde Heerde vereinigt hat; denn seine Nachbarn und Freunde kommen zusammen, scheiden die ihm gehörigen Thiere aus, und Jeder gelangt somit wieder zu seiner Heerde, die er „Meer“ nennt. Sind die Mücken vorüber, so läßt, der Lappe seine Rennthiere wieder laufen. Er führt im Ganzen ein wahres Hundeleben, ohne Rast und Ruhe. Oft muß er aus Mangel an Holz darauf verzichten, sich Feuer zu machen, trotz aller Rauhheit des Wetters, oft muß er hungern, weil er sich weiter entfernte, als er wollte, mit einem Worte, er muß Alles entbehren, was menschlich ist; er reinigt sich nicht, hat wenig Kleider, lebt oft fern von Weib und Kind. Seine häuslichen Freuden sind auch keine großen. Die Hütte ist erbärmlich; der Rauch, welcher von dem Feuer aufsteigt, sucht lange nach dem Ausweg und erfüllt die ganze Wohnung, und unten am Boden auf den Fellen liegen Menschen und Hunde bunt durcheinander, in Schmutz versunken, oft hungernd und dürstend. Aber der Lappe erleidet Alles seiner Rennthiere halber und verachtet den, welcher sich fest ansiedelt und Fische fängt oder Land baut, und dünkt sich allein als stolzen, freien Mann. Trotz der Mükken, welche das Leben so vielfach verbittern, ist im Sommer nach des, Lappen Sprache „Friede im Lande“. Er feiert dann seine Festzeit; denn seine ärgsten Feinde, die Wölfe, haben sich im Gebirge zerstreut und jagen mehr den Lemmingen, als seiner Heerde nach. Wenn aber der Winter herankommt und den grimmigen Thieren ihre Nahrung verdeckt, ist es anders. Dann bricht der Feinde Schaar über die wehrlose Heerde herein und der Friede hat ein Ende, der Krieg beginnt. Der Hunger macht die un-

[74] Das in Norwegen noch vorkommende wilde Rentier (norweg. villrein).

[75] Norweg. tamrein.

gebetenen Gäste kühn und treibt sie selbst bis in die Zeltdörfer hinein. Jetzt hüllt sich der kleine Mann von Kopf bis zu Fuß in seine dicken, weichen Rennthierpelze, schnallt sich die langen, leichten Schneeschuhe an die Füße, ergreift den Speer, dessen messergleiche Spitze die Hornscheide verbirgt, oder die kleinmündige Büchse, die er trefflich zu handhaben weiß, und verläßt mit den muthigsten Recken seines Stammes das ihn so behaglich dünkende Zelt, um seinem Erzfeind nachzuspüren. Gerade die Zeit, in welcher der frisch gefallene Schnee noch nicht seine harte Kruste erhalten hat, erscheint ihm die geeignetste zur Jagd. Wolf und Rennthier sinken bis an den Bauch in die weiche, flaumige Decke ein; der Skyläufer gleitet rasch und sicher auf derselben Decke dahin. Gelingt es ihm, den Wolf aus dem Walde herauszutreiben, so ist der böse Feind verloren: ängstlich bahnt sich der feige Räuber seinen Weg durch die Schneemassen, bald versinkend, bald mit verzweifelndem Sprunge wieder auftauchend; hinterher gleitet, schwebt der pelzverhüllte Mann, unter lautem, freudigen Rufen, jagdfröhlich aufjauchzend, mit rachekündendem Drohen. Näher und näher kommt er dem immer mehr und mehr ermattenden Wolfe; endlich erreicht er ihn und gleitet mit der selben Schnelle, mit welcher jener sich fortbewegt, neben ihm dahin. Wie höhnend schwingt er seinen Speer, leicht schlägt er mit dem vordersten Ende des Schaftes ihm auf das Fell; aber der leichte Schlag entblößt die leuchtende Spitze, die Scheide fliegt seitwärts in den Schnee, die Waffe wird frei und zum Angriff geeignet. In vollster Befriedigung seiner Rache senkt er nun dem verzweifelnden Wolf das scharfe Speermesser zwei- bis dreimal in den Leib; das rauchende Blut röthet den Schnee, und krampfhaft, die rothe Zunge lang aus dem Halse heraushängend, geifernd, nur noch heißer brüllend, wälzt sich der getroffene und arg verwundete Wolf dahin, bis ein letzter Stoß ihm in das Herz trifft. Dann wird dasselbe Rennthier, dessen Leben das Raubthier bedrohte, herbeigeführt, und trotz alles Sträubens und Bäumens, trotz aller Angst auch vor dem Tode noch und aller Versuche zu flüchten, ladet der Jäger seine Jagdbeute auf den Schlitten und das Rennthier schleift nun seinen Erzfeind dem Zelte zu.

Aber der Winter hat auch noch andere Freuden im Gefolge. Er ist die Zeit des Reichthums für den Lappen. Seine Heerdenthiere sind feist geworden durch die herbstliche Weide, und schon im September beginnt die Zeit des Ueberflusses. Jetzt gibt es in jedem Zelte Fleisch und Rennthierblut in Fülle, ein Schmaus folgt auf den andern. Und ist er nun so glücklich gewesen, auch Branntwein zu erhalten, so lebt Alles herrlich und in Freuden. Diese Zeit ist es auch, in welcher der Lappe seine Besuche macht. Er hängt treu an den Uebrigen seines Volks und freut sich unendlich, wenn er einen „geraden“ Mann seines Stammes antrifft; freundlich geht er auf ihn zu, legt seine Nasenspitze an die des Andern, verzieht seinen breiten Mund zu grinsendem Lächeln und ruft dabei das Wort „Buorist“[76] aus; er grüßt, wie er zu sagen pflegt, „mit der Nase“. Fremde begrüßen sich nur mit dem Handschlag. Nach dem Gruße beginnt die Umfrage nach den Neuigkeiten, namentlich darnach, ob Friede im Lande herrscht, oder ob die Erzfeinde irgendwo hereingebrochen sind, und nun nimmt die Unterhaltung ihren Gang, und dabei wird geschmaust und gezecht von dem, was der dürftige Haushalt bietet.

Es kann aber auch vorkommen, daß eine besondere Gelegenheit Fremde in das Zelt des Lappen führt. Die Tochter eines „meerbesitzenden“ Lappen ist zur Jungfrau gereift und die kleinen, hellen Augen des Mägdleins schauen verlangend in die Welt hinein, haben wohl auch gar schon einen jungen Hirten in’s Herz getroffen. Da kommt nun der bestimmte Werber und fragt an, ob die zierliche Hand der Kleinen für den Sohn des heerdenreichen David Nilson Sarah, der sich eines weit verzweigten Geschlechts rühmen darf, wohl zu haben sei. Der Freiersmann ist gut versehen mit dem wichtigen Ueberredungsmittel, welches seine Zunge beflügelt und die des Brautvaters stammeln macht, mit Branntwein gefüllten Gefäßen nämlich. Deshalb heißt es: man kommt „mit Branntwein freien“. Und nun gibt es Besuche hin und her. Der stärkste Rennthierbock wird ausgesucht und vor den leichten Schlitten gespannt, welcher mehr einem Boote gleicht, als dem Gefährt, wie wir es kennen. Man lenkt das Thier, in dem man den einsträngigen Zügel mit einiger Kraft bald auf die linke, bald auf die rechte Seite seines Rückens wirft; ein gutes Rennthier legt in einer Stunde bequem anderthalb deutsche Meilen[77] zurück und läuft, ohne zu ermatten, anhaltend sechs bis acht Stunden.

[76] Pite-sam., Hallo (buorist båhtem, willkommen).

[77] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

Mit solchen Gefährten durcheilt der Lappe jetzt die schneebedeckten Ebenen. Dahin geht die Fahrt über Berg und Thal, über Seen, Lachen und Flüsse, in immer gleicher Eile. Den ganzen nördlichen Himmel röthet das Nordlicht, knisternd schießen beständig nach allen Seiten hin die blutrothen und bläulichen Strahlen auf. Eine märchenhafte Beleuchtung legt sich über die blendende Decke, das wunderbare Licht hat fast Tageshelle verbreitet und die ewige Nacht vergessen lassen. In solcher Zeit reist es sich gut im Lande; denn so grimmig kalt es sein mag, der in seinen Pelz eingehüllte Mann verspürt nichts von der Rauhheit seiner Heimat.

Er treibt ohne Unterlaß das eilende Thier zu schnellerem Laufe an, und dahin saust er über die knarrende Fläche; die leichten Hufe des Zughirsches be rühren kaum den Boden, der Schlitten hinterläßt kaum eine Spur. Eine solche Fahrt zeigt uns- unsere Abbildung in lebendiger Treue. Die Gegend ist die des größten Fjords, des Porsanger, welcher vom Eismeer nach Süden hin, in Finnmarken einstreicht.

A. Brehm.[78]

[78] Der durch sein „Tierleben“ berühmt gewordene Alfred Edmund Brehm (1829–1884), der aber zuerst als Reiseschriftsteller reüssierte.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 51-55.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [229]-232.

Weinsberg.

Das würtembergische Städtchen Weinsberg verdankt seinen über alle deutsche Lande verbreiteten Ruf nicht seiner Wichtigkeit, Größe und Schönheit, auch nicht vorzugsweise seiner Gegend, obschon diese durch Weinpflanzungen, schwellende Hügel und die Ruinen der Burg Weibertreu ebensowohl anmuthig, als malerisch erscheint, sondern hauptsächlich einem Liede und einem Liederdichter. Jenes Lied ist die Ballade von Bürger[79] „Die Weiber von Weinsberg" und dieser Liederdichter ist Justinus Kerner, dessen Wohnhaus, die Herberge der Phantome wie der fahrenden Poeten, als die vorzüglichste Merkwürdigkeit des Städtchens angesehen wird, oder doch bei Lebzeiten seines liebenswürdigen Bewohners mindestens von eben so vielen Touristen und Wanderdichtern besucht wurde als die Burgruine.

Schwerlich wußte man außerhalb Würtembergs viel von der kleinen Stadt Weinsberg, ehe das erwähnte, zuerst in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Voßschen Musenalmanach[80] veröffentlichte Bürger'sche Gedicht erschien, welches mit der bekannten Strophe beginnt:

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So will ich eins aus Weinsberg frein.[81]

Ach, der unglückliche Dichter wußte und ahnte nicht, daß diese etwas burlesk gehaltene Strophe vielleicht die Hauptveranlassung zu den schweren Prüfungen werden sollte, welche seine letzten Lebensjahre verbitterten. Denn wenn es auch keine Weinsbergerin war, so war es doch ein Schwabenmädchen, Elise Hahn[82], welches, geschmeichelt von dieser für ihre Landsmänninnen ausgesprochenen Verehrung, des Dichters Versprechen, nur eine Schwäbin zu heirathen, auf die Probe stellte, ihm in einem Gedichte ihre Liebe gestand und ihm geradezu ihre Hand anbot und wirklich Bürgers dritte Frau wurde.

---

[79] Gottfried August Bürger (1747–1794).

[80] In Johann Heinrich Voß' (1751–1826) „MusenAlmanach für 1777. […]" (Hamburg: C. E. Bohn [1776]), S. 73-76.

[81] Die nach einer Vorlage von Georg Emanuel Opiz (1775–1841) von Johann Heinrich Lips (1758–1817) geschaffene Illustration zu Gottfried August Bürgers (siehe hierzu S. 32, Anm. 79) „Die Weiber von Weinsberg" wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1830. […]." Leipzig: F. A. Brockhaus: 1830).

[82] Die Schriftstellerin und Schauspielerin Elise Bürger geb. Hahn (1769–1833).

Aber sie hielt ihm die Treue nicht, welche die Weiber von Weinsberg ihren Männern gehalten hatten, und nach einer Reihe der finstersten Tage mußte sich der Dichter von seiner zwar talentvollen, aber nicht sehr nonnenhaft lebenden Elise scheiden lassen. Mit wie bitteren Gefühlen mag der unglückliche Dichter seitdem jene verhängnißvolle Strophe gelesen haben!

Vielleicht ist aber auch die gepriesene Treue der Weiber von Weinsberg nichts als eine Mythe; denn die historische Kritik ist noch keineswegs darüber mit sich im Reinen, ob die Erzählung, welche der Bürgerschen Ballade zum Grunde liegt, auf einem historischen Faktum beruht. Es gibt nämlich nur Eine zeitgenössische Quelle, in welcher die Begebenheit erzählt wird; und zwar ist dies die mit dem Jahre 1162 schließende lateinische Kölner Chronik der Benediktiner-Mönche von Sanct Pantaleon. In dieser wird erzählt: Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe[83]) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern[84], Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß sie forttragen dürfen sollten, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich[85] (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: „An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln;“ oder wie Bürger die lateinische Phrase gibt: Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln. In wie weit man nun einer mönchischen Chronik Glauben beimessen will, bleibe Jedem überlassen; auffallend ist es aber, daß ein glaubwürdigerer Zeitgenosse, Otto von Freisingen[86], dessen Chronik nur sechs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schließt, zwar der Belagerung Weinsbergs gedenkt, aber über die That der Weiber Stillschweigen beobachtet. Ist die Erzählung wahr, so macht sie beiden Theilen, den Frauen wie dem Kaiser gleich große Ehre; ist sie erdichtet, so macht sie einer Zeit Ehre, in der man es noch für möglich hielt, daß es Weiber gebe, welchen ihre Männer der kostbarste Schatz seien, und Fürsten, welche es für unfürstlich hielten, in einem solchen Falle ihr gegebenes Wort zu brechen. Nur in einer treuherzig naiven Zeit konnte so etwas geschehen oder erfunden werden. Diese mehr rührende Begebenheit der Sage hat Bürger in seiner Ballade in's Burleske und Possenhafte hinabgezogen; indeß hat er jedenfalls das Verdienst, die Erzählung wieder im Gedächtniß des deutschen Publikums aufgefrischt und ihr Popularität verschafft zu haben.



Siehe hierzu S. 32, Anm. 81.

In der Kirche des Städtchens befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem die Begebenheit dargestellt ist. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer im Bauernkriege erfolgten

[83] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

[84] Welf IV. (ca. 1030/1040–1101), von 1070 bis 1077 und von 1096 bis 1101als Welf I. Herzog von Bayern.

[85] Friedrich II., der Einäugige (1090–1147), seit 1105 Herzog von Schwaben.

[86] Otto von Freising (ca. 1112–1158), seit 1138 Bischof von Freising und einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des Mittelalters.

Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen in langen Reihen die Frauen herab, vor aus die kleinste der Weiber, die den beleibtesten Mann trägt und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint. Im Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter König Konrad, der, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen, dem wunderlichen Zuge der Frauen ruhig zusieht.

Eben so gern als man die Sage von den Weibern von Weinsberg für die Geschichte retten möchte, eben so gern würde man eine Reihe schrecklicher Vorfälle, deren Schauplatz Weinsberg und seine Burg waren, in's Bereich der Sage verweisen, wenn dies möglich wäre. Im Jahre 1525 nämlich geschah es, daß die aufständischen Bauern aus dem Odenwald, Hans Wunderer[87] an der Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf die Kunde hiervon besetzte der Schwäbische Bund Städtchen und Burg mit siebenzig Rittern, Edeln und Gemeinen unter dem Grafen von Helfenstein[88]. Die Aufständischen benutzten jedoch die Feier des heiligen Osterfestes[89], die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände bis auf drei Ritter, welche in Frauenzimmerkleidung entrannen. Vor dem Thore schlossen nun die Bauern einen Kreis, und alle Gefangenen wurden erbarmungslos durch ihre Spieße gejagt, während ein Pfeifer dazu Tanzmelodieen spielen mußte. Vergebens flehte die Gräfin Helfenstein, mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade und Erbarmen. Nach dem Blutbade ward von dem wüthenden Haufen die Burg gebrochen, so daß nur kümmerliche Reste übrig blieben. Entsetzlicher noch war das Strafgericht, welches bald darauf der schwäbische Bundeshauptmann George Truchseß von Waldburg[90] an den Bauern vollzog; der unglückliche Pfeifer zum Beispiel, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt hatte, wurde an einen Baum gefesselt und nun langsam an rings umher angehäuftem Feuer gebraten, während er unter dem Hohngelächter der entmenschten Peiniger an seiner Kette heulend um den Baum herum sprang![91] Die Mauern der Stadt wurden geschleift, und lange dauerte es, ehe die Bürger die Erlaubniß erhielten, sie wieder herzustellen.



Ludwig Uhland
(siehe hierzu S. 34, Anm. 92).

Gerne wenden wir unser Auge von diesem Brand- und Blutfleck in der Chronik der Stadt Weinsberg ab und einem friedlichern Gegenstande zu, dem Hause des Dichters Justinus Kerner (geboren den 18. September 1786 in Ludwigsburg, gestorben in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862). Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Charakteristik Kerners als Dichter zu geben; es reicht hin anzuführen, daß er mit Ludwig Uhland[92] als der Mitbegründer und Hauptrepräsentant der so genannten schwäbischen Dichterschule angesehen werden darf, und daß viele seiner sinnigen echt deutschen Lieder, dar-

---

[87] Es ist nicht bekannt, ob es sich bei besagtem „Steinmetz" Hans Wunderer um den gleichnamigen Baumeister (ca. 1463–ca. 1522) oder dessen Sohn handelt; der obengenannte ist übrigens nicht in Weinsberg dabeigewesen, sondern war erst später auf die Weinsberger Schar gestoßen.

[88] Graf Ludwig Helferich von Helfenstein (1493–1525; ermordet).

[89] 16. April 1525.

[90] Georg III. Truchseß von Waldburg-Zeil (1488–1531), genannt „Bauernjörg".

[91] So geschehen mit dem Weinsberger Scharführer Jäcklein Rohrbach, der am 21. Mai 1525 in der Nähe von Neckargartach auf die beschriebene Art und Weise hingerichtet wurde.

[92] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866). Der nach einer Vorlage von Gottlob Wilhelm Morff (Singniert: Morst; 1771–1857) von Carl August Schwerdgeburth (1785–1878) ausgeführte Stich in Punktiermanier wurde folgendem Werk entnommen: „Moosrosen Taschenbuch für 1826 herausgegeben von Wolfgang Menzel [(1798-1873)] […]" (Stuttgart: J. B. Metzler'sche Buchhandlung [1825]).

unter das allbekannte: „Wohlauf noch getrunken“ etc. im Munde und im Herzen aller gesangeslustigen und Poesie liebenden Deutschen leben. Kerner war ein einfach edles, menschenfreundliches Gemüth, und die wunderliche Mystik, der er sich als Arzt und Physiolog zuneigte, wird man ihm um so lieber verzeihen, da sie aus einem so liebenswürdigen und wahrhaften Gemüth hervorging und Freisinnigkeit in allen politischen Dingen, Scherz und Schalkhaftigkeit, ja selbst einen gewissen, bisweilen ins Barocke übergehenden Humor bei ihm durchaus nicht ausschloß.

Es war im Frühling des Jahres 1822, als Justinus Kerner endlich daran denken durfte, sich sein eigenes Haus zu bauen; die Gemeinde Weinsberg schenkte ihm zum Bauplatz den, um die nordöstliche Ecke der Stadtmauer, an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. In den Grundstein ließ der Dichter durch seinen damals fünfjährigen Sohn Theobald[93] eine Pergamenturkunde einschließen, welche die charakteristischen Worte enthält: „Dies Haus ward gebauet durch Gottes Segen, von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau, Friederike[94], im Jahre eintausend achthundert zwanzig und zwei, zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend, wie kaum je, niederschauten auf Berg und Thal, aber Europa’s Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas[95].“ Schon im Herbste konnte das kleine Haus bezogen werden. Im Jahre 1827 wurde an die Rückseite des Hauses das sogenannte Schweizerhaus angebaut; später kaufte Kerner von der Stadt den alten, die Ecke der Mauer bildenden epheuumrankten Thurm, der zuerst in ein Gerichtsgefängniß umgewandelt, dann aber auf den Abbruch versteigert werden sollte. Er enthält ein jetzt von drei spitzbogigen Fenstern magisch erhelltes gewölbtes Gemach; es ist dasselbe Zimmer, eine echte Fauststube möchte man sagen, in welchem Nicolaus Lenau[96] später seinen „Faust“ dichtete, und in welchem der Graf Helfenstein im Bauernkriege[97] einst gefangen saß. Endlich erwarb er auch den gegenüber dem Hause liegenden größeren Garten, einen eingegangenen Gottesacker, in dessen ehemaligem Todtenhäuschen er noch eine kleine Wohnung herzustellen wußte. An etwas schauerlicher Romantik fehlt es somit diesem Komplex von Baulichkeiten nicht. Gespenstersagen und förmliche Gespensterhäuser, über welche Kerner in seinem Buche „Die Seherin von Prevorst“ berichtet, gibt es ohnehin manche in Weinsberg.

Kerners Haus zeichnet sich von vorn vor den übrigen meist zwei stöckigen und gelb angestrichenen Häusern des Städtchens nicht besonders aus; denn die hübsche, auf den Garten hinausgehende hölzerne Gallerie, wie man sie an Schweizerhäusern trifft, liegt versteckt auf der Hinterseite. Das Erdgeschoß enthält nur ein einziges Zimmer, dasjenige, welches einst von der „Seherin von Prevorst[98]“ abenteuerlichen Andenkens bewohnt wurde und in dem sie jene von Kerner gläubig beschriebene Visionen hatte, denen man nur vorwerfen kann, daß sie im äußersten Grade langweilig waren. Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, aus vier bescheidenen Gelassen bestehend. In dem mittleren Zimmer, dem eigentlichen Wohnzimmer, befindet sich ein lebensgroßes Bildniß des Dichters, der hier mit seiner von ihm bekanntlich meisterlich gespielten Maultrommel in der Hand dargestellt ist; es ist von einem italienischen Künstler, Ottavio d’Alluzzi[99], einem Urenkel von Pfeffel[100], gemalt, der 1851 nach Weinsberg kam und schon 1855 zu Nizza starb. Hier befinden sich ferner das von dem stuttgarter Maler Ed. Hertle[101] modellirte Relief-Porträt des Dichters; ein Gypsmedaillon, welches das geistreiche Profil des ihm innigst befreundeten Dichters Alexanders Grafen von Würtemberg[102] zeigt, das Porträt der Seherin,

[93] Theobald Kerner (1817–1907).

[94] Friederike Kerner geb. Ehmann (1786–1854).

[95] In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen, die im Frieden von Adrianopel (bulg. Одрин, Odrin; neugriech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman./türk. ادرنه, Edirne) am 14. September 1829 mit der Unabhängigkeit Griechenlands endete.

[96] Nikolaus Lenau (eigentl. Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau; 1802–1850).

[97] 1525.

[98] Friederike Hauffe geb. Wanner (1801–1829).

[99] Recte: Ottavio d’Albuzzi († 1855).

[100] Der Colmarer Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809).

[101] Eduard Herdtle (1821–1878).

[102] Alexander Christian Friedrich Graf von Württemberg (1801–1844).

und ein interessantes Bild von Karl Stahl[103] in Wien: Lenau im Sturm auf öder Haide. Außerdem enthielt der obere Stock noch das Empfangs- oder Gastzimmer, von einer großen mittelalterlichen Alabastergruppe, der Madonna mit dem Kinde, auch „Marienzimmer“ genannt, das Arbeitszimmer des Dichters und sein Schlafzimmer, das nun auch sein Sterbezimmer geworden ist. Das nach dem Garten vorspringende, an das Hauptgebäude angelehnte Schweizerhaus enthält im Hauptstock das sommerliche fensterreiche Gesellschaftszimmer. Dasselbe ist auf drei Seiten von einer offenen Gallerie umgeben, mit einem hölzernen Kruzifix in der Mitte und dem frommen Spruch darüber: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“[104] Von der Plattform des schon erwähnten Wartthurms eröffnet sich eine herrliche Rundschau über das Weinsberger Thal, auf den nahen Kegel mit der Weibertreue, auf die ferne Burgruine von Löwenstein und die Bergschlösser Waldenburg und Meyenfels. Dies war die gastfreundliche „Dichterherberge“, in welcher aber nicht blos befreundete und geistesverwandte Dichter in großer Zahl verkehrten, sondern auch Gelehrte und Helden. Wochen lang beherbergte Kerner im Winter 1831–32 die in großer Anzahl durch Weinsberg ziehenden polnischen Flüchtlinge[105] und im folgenden Frühling den letzten Generalissimus des polnischen Heeres, Rybinski[106], der im Gartenhäuschen wohnte, in welchem dann Kerner den dem General im Auftrage der Weinsberger Bürgerschaft angebotenen, aber von diesem abgelehnten Lorbeerkranz zum Andenken aufhing. Nicht mit Unrecht sagt Emma Niendorf[107] in ihrer „Villeggiatur in Weinsberg“ von Kerner: „Es können so öde, so arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein solcher Mann habe einst gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Wesen, denen man schon allein für ihr Dasein, abgesehen von allem Wirken, danken muß, weil sie uns ein Glaube, eine Bürgschaft sind.“[108]

Vom Kerner-Hause die Mauer entlang schreitend, gelangt man nach einem eben nicht anstrengenden Bergsteigen nach den Ruinen der Burg Weibertreu, die durch die Fürsorge Kerners und der Frauen Weinsbergs, die zu diesem Zwecke zu einem Vereine zusammentraten, nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten, mit Aeolsharfen versehenen Anlagen verwandelt worden sind. Die Aussicht über das lachende, von Bergketten umrahmte Gelände und in das nordwestlich sich öffnende Neckarthal ist von hier aus begreiflicherweise noch umfassender als von der Plattform des Kernerschen Wartthurms.

H. Marggraff.[109]

[103] Lebensdaten nicht ermittelt.

[104] Joh 16,33.

[105] Infolge des polnischen Novemberaufstands 1830/31.

[106] Maciej Rybiński (1784–1874).

[107] Emma Niendorf (Pseud.) geb. Anna Maria Eder, geadelte Emma von Calatin, verh. Emma von Suckow (1807–1876).

[108] Zitat aus Emma Niendorfs (s. o.) Werk „Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben von Emma von Nindorf“, (Stuttgart: Ebner & Seubert 1840), S. 229; die „Villegiatur in Weinsberg“ ist ein Kapitel genannten Werkes.

[109] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.



WEINSBERG.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 64-68.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [223]-225.

Capri.[110]

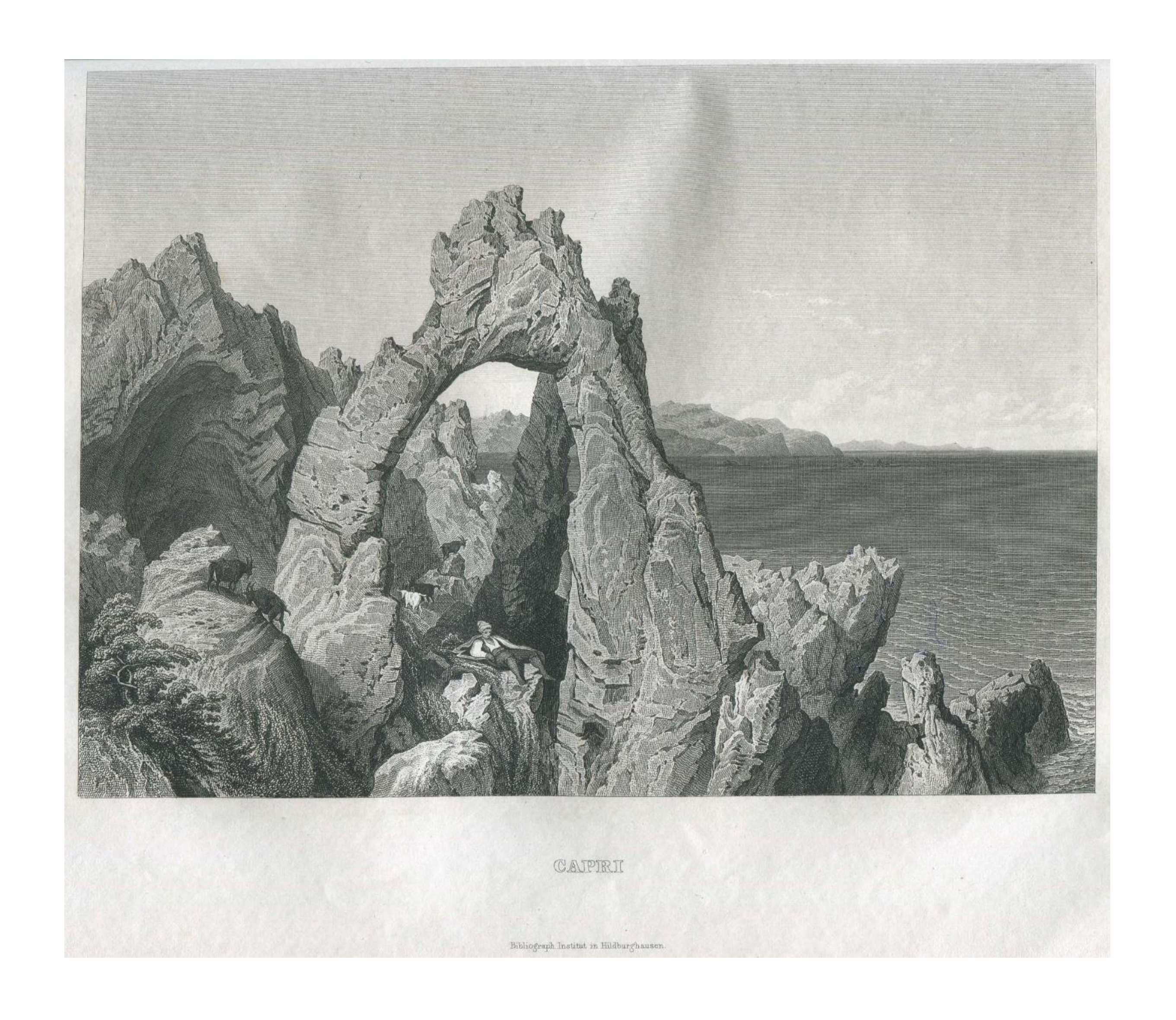
Die am Eingang des Golfs von Neapel gelegene, nur eine Quadratmeile umfassende Insel Capri, die von den Römern *Capreae* genannt wurde, ist, so gering auch ihr Umfang, von der Natur mit einem großartigen, grotesken Charakter ausgestattet. Sie ist reich an wunderbaren Eigenthümlichkeiten, die sie von jeher zu einem Eldorado für alle Maler machten. In ihrem kleinen Umkreise bietet sie dem Auge des erstaunten Besuchers nicht nur eine Menge der herrlichsten Aussichten, sondern auch eine Fülle und Originalität landschaftlicher Formen, die uns oft wie aus einer fremden, märchenhaften Welt anmuthet und die Phantasie in die bunten, schillernden Träume der tausend und einen Nacht versetzt. Aber nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte hat dies kleine Eiland mit wunderbarer Hand berührt. Klingt es nicht seltsam, daß die Insel der blauen Grotte die Burg des Kaisers Barbarossa[111] und den Palast des Tiberius[112] trug? Auf ihrer östlichen Seite steigt eine schroffe, etwa zweihundert Fuß hohe Felswand empor, auf deren Spitze sich die Ruinen des ehemals mit zauberhafter Pracht ausgestatteten Schlosses des Kaisers Tiberius befinden. Noch sind die herrlichen Gärten und Anlagen, die dasselbe umgaben, in ihren Spuren deutlich zu erkennen. Die Ruinen selbst aber bieten leider nur noch wenige Mauerüberreste, darunter jedoch zwei hohe Thürme, von denen einer eine herrliche Aussicht über den ganzen Golf von Neapel, das Cap Misenum, die Stadt, den Vesuv, Castellamare, das liebliche Sorrento etc. genießt, ja bei klarer Witterung kann man sogar von ihnen aus im fernen Süden die liparischen Inseln, in lichte Nebelstreifen gehüllt, wahrnehmen. Hier, auf diesem paradiesischen Garteneiland hauste der grimme Tyrann Tiberius während der letzten Jahre seines Lebens. Nachdem er durch seinen verbrecherischen Günstling Aelius Sejanus[113] die Militärdespotie errichtet, die Leibwache der Prätorianer aus seinen Schergen in die Dränger und Peiniger des Volkes verwandelt, die Volksversammlungen aufgehoben, den Senat in das willenlose Werkzeug seiner Despotenlaune verwandelt und die schrecklichen Majestätsgerichte eingesetzt hatte, die über Hochverrath erkannten und ein Mittel waren, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht nur Thaten, sondern selbst Worte und Gedanken zu strafen sich anmaßten, nachdem er ein alle Sitte zerfressendes Spioniersystem errichtet und die zügelloseste

[110] Der 2. Capri-Artikel im 2. Band der Pracht-Ausgabe ist identisch mit den „Capri"-Einlassungen der Octavausgabe; zusätzlich wurde die zweite Abbildung hinzugefügt.

[111] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[112] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[113] Der Prätorianerpräfekt Lucius Aelius Seianus (ca. 20 v. Chr.–31 n. Chr.; hingerichtet).



CAPRI

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Wollust begünstigt, um im Volke jeden Keim sittlicher Kraft zu zerstören, zog er sich, von Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigt, auf das liebliche Eiland Capri zurück. Hier schwelgte er in den Wunderhallen seines Palastes, badete sich in den märchenhaft schimmernden Fluthen der blauen Grotte und genoß den Becher aller Lüfte [sic!] in seinen mit dem Reize aller Zonen ausgeschmückten Gärten, ohne jedoch den inneren Stachel des Gewissens und der feigen Furcht, die jeden Tyrannen verfolgt, je ganz übertäuben zu können. Er starb übrigens einen seines Lebens würdigen Tod, indem er später auf einem Landgute bei Misenum während einer Krankheit von seinem Großneffen Caligula[114] und seinem Gardehauptmann Macreo[115] erdrosselt wurde. Die herrlichen Hallen, in denen er einst sich mit dem schäumenden Becher der Lust zu betäuben suchte, sind jetzt gänzlich zerfallen. Da, wo die schönsten Hetären Italiens und Griechenlands über den zierlichen Mosaikboden schlüpften, raschelt jetzt die schillernde Eidechse und die flüchtig sich ringelnde Viper. Da, wo die Wände kostbare Teppiche Indiens und des Orients verzierten, schlingt sich jetzt um die kahle Mauer Epheu, wildes Lorbeer- und Myrtengestrüpp als lebendige Tapete. Unweit der Ruine zeigt der Führer dem Wanderer einen Felsenvorsprung, wo sich ein Lusthaus des Tyrannen befunden haben soll, von dem aus er zu seinem Vergnügen die gefangenen Christen in das Meer hinunterwerfen ließ, was gleichfalls eine seiner noblen Passionen war. Nicht weit davon steht jetzt der kleine Ort Capri, an dessen Fuße sich der einzige Landungsplatz der Insel befindet. Es ist ein kleines Städtchen von kaum 2000 Einwohnern, dessen bemerkenswerthester Punkt das Hôtel Tiberio ist, in dem man den berühmten Wein der Insel „*Capri rosso*" und „*Capri bianco*" auf seinem mütterlichen Boden trinken kann und sich vergebens bemühen wird, der doppelten Kreide des spitzbübischen Wirthes zu entgehen. Unten am kleinen Hafen ist noch ein Wirthshaus, genannt Hôtel Londres, das indeß seinem höher gelegenen Rivalen gegenüber in Bezug auf unreelle Bedienung sich möglichst bemüht, das Bild von der Charybde und Skylla[116] zu veranschaulichen, denn der Fremde, der dem Tiberio entgeht, wird sicherlich von dem Hôtel Londres geschraubt[117] werden, da ist keine Rettung. Von dem letztgenannten Hôtel aus führt eine in Felsen gehauene Treppe von 536 Stufen zu dem Städtchen Anacapri, das auf einer Art Hochebene liegt. Hinter dem durch ein altes Kastell geschützten, etwa 3000 Einwohner zählenden Anacapri steigt der malerische Monte-Salara, der höchste Gipfel der Insel, empor. Derselbe wird von den Fremden gewöhnlich um die Abendzeit bestiegen, weil der Sonnenuntergang, von dort aus gesehen, das erhabenste und schönste Naturschauspiel ist, das Süditalien bietet.

In westlicher Richtung von Anacapri erheben sich über den Felsen, unter denen sich die blaue Grotte[118] befindet, die Ruinen der alten Burg des deutschen Kaisers Barbarossa. Dieselben sind jedoch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nichts anderes mehr als einige wenige sich kaum über die Erde erhebende Mauerüberreste. Um so mehr umkleidet und schmückt sie die Volkssage, die, was auch wahrscheinlich ist, behauptet, daß von der Burg ein geheimer Gang in die blaue Grotte hinabführe. Schon zur Römerzeit erhob sich an der Stelle der nachmaligen Kaiserburg ein Palast. Hätte der alte Barbarossa weniger in Italien und auf Capri geträumt und statt nutzlos Ströme deutschen Blutes auf den italienischen Gefilden zu vergeuden, sich die innere Ordnung des deutschen Reiches mehr angelegen sein lassen, so würde Deutschland wohl heute seine Einheit nicht blos als ein fernes Ideal zu betrachten brauchen und die deutsche Volkssage den alten kaiserlichen Helden wohl in anderer Gestalt als in der des ewigen Schläfers im Kyffhäuser, dessen Erwachen es nun schon so lange vergeblich erwartet, darstellen. Wie der

---

[114] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

[115] Der Prätorianerpräfekt Quintus Naevius Cordus Sutorius Macro (21 v. Chr.–38 n. Chr.; Selbstmord).

[116] Zwei Meeresungeheuer der griech. Mythologie: Während Skylla (griech. Σκύλλα) an der Meerenge zwischen Sizilien und dem ital. Festland hauste, hatte Charybdis (griech. Χάρυβδις) genau gegenüber ihren Unterschlupf. Den Seeleuten war es nahezu unmöglich, den Ungeheuern zu entgehen, da die Flucht vor dem einen sie unweigerlich in die Arme des anderen trieb. Auch Odysseus (griech. Ὀδυσσεύς) kostete die Passage dieser Meerenge das Leben von sechs seiner Gefährten, die Skylla zum Opfer fielen (Homer, Odyssee 12, 222-259).

[117] „einen plagen, drücken, quälen" (DWG, Bd. 15, Sp. 1655).

[118] Die bereits in der Antike als Nymphäum (griech. νυμφαῖον; ein Nymphenheiligtum) genutzte Grotte wurde im Jahre 1826 vom dt. Dichter August Kopisch (1799–1853), dem Verfasser der „Heinzelmännchen zu Köln", wiederentdeckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Monte-Salara in der Abendbeleuchtung, so will die blaue Grotte im Mittagslichte betrachtet sein, weil um diese Zeit die Sonne gerade so steht, daß ihre senkrecht über die Grotte fallenden Strahlen die Schattenwerfung der Felswände verhindern und dadurch das Eindringen des Lichts durch die geringe Grottenöffnung ermöglichen. Um zur Grotte zu gelangen, muß man vom Hafen aus westwärts der Insel entlang an ungeheuren Felswänden vorüberfahren, die oft so glatt wie mit dem Messer zugeschnitten sind. Der selten ganz ruhige Wellenschlag macht den Eingang in die Grotte etwas schwierig, da die Strömung stets conträr ist. Auf dem Rücken der Länge nach in der Barke liegend fährt man durch das ovale, graugrüne Felsenthor ein, daß von Außen seinen früheren Namen „Hexenloch“ einigermaßen rechtfertigt. Wie bekannt, ist das Wasser innerhalb der Grotte glänzend blau und die Felsendecke gewinnt in der eigenthümlichen Farbenbrechung das zauberhafte Ansehen eines azurblauen, von silbernen Streifen durchzogenen Gewölks. Die Luft scheint in bläulichem Schimmer zu glänzen, jeder Ruderschlag, jede Schwankung der Barke läßt die Wellen als blaue Flammen erscheinen. Ein unterirdischer Gang, den bis jetzt noch Niemand ganz zurückgelegt hat, und der viele Spuren einer künstlichen Anlage und antiker Bearbeitung trägt, führt in das Innere des Felsens und wahrscheinlich bis an die Oberfläche, wo die Ruinen des Schlosses Barbarossa’s stehen. Auch auf der Ost- und Südseite Capris befinden sich Meeresgrotten, doch sind ihre Oeffnungen nicht so gebildet, daß die eindringenden Lichtstrahlen in ihnen jenen Effekt wie in der blauen Grotte hervorzubringen vermöchten. Auf der Südseite der Insel befindet sich z. B. eine Grotte von derselben Größe wie die „blaue“, in der das Wasser eine tief-smaragdgrüne Farbe trägt, doch ist der Eindruck, den sie hervorbringt, durchaus nicht mit jenem der blauen Grotte zu vergleichen, namentlich, wenn man diese zuerst besucht hat. Doch kehren wir nun wieder zurück in die Oberfläche und nehmen wir jetzt das Bild des lieblichen Eilands von der Vogelperspektive auf. Capri liegt wie eine goldig glänzende Muschel im blauen Meere. Nur von einer Seite, und auch da nur auf einer kleinen Strecke zugänglich, ist die rundum in steilen, senkrechten Klippen abfallende Insel recht zu einem Aufenthalt der Sirenen geeignet, mit denen die homerische Sage sie bevölkert. Kommt man von Neapel her, so steigt sie vor dem Blicke der nahenden Schiffer amphitheatralisch mit ihren herrlichen Weingärten, Orangen- und Olivenhainen auf und gewährt so einen überaus reizenden Anblick. Bald auch sieht man höher oben zwischen dem Guirlandengrün der Gärten das Städtchen Anacapri hervorschauen, zu dem, wie schon erwähnt, vom Hafen aus eine Zickzacktreppe emporführt. Bevor wir die Insel verlassen, wollen wir uns noch flüchtig ihre Bewohner ansehen, die zum großen Theil sehr arm sind, da der Grund und Boden mit seinen mannichfachen Schätzen reichen Feudalherren gehört, die den Schweiß ihrer Pächter in Neapel und Paris verprassen. Die Insulaner sind, wie behauptet wird, spanischer Abkunft, worauf auch die Sitte hinweist, daß alljährlich auf Capri ein Stiergefecht gehalten wird. Sie sind, in so schöner Umgebung ein um so traurigerer Anblick, ein nicht schöner, von Noth und Elend niedergedrückter und deshalb Lastern leicht zugänglicher Menschenschlag. Die Neapolitaner beschweren sich über ihr rachsüchtiges, heimtückisches Wesen. Die Luft von Capri ist überaus gesund und Schwindsüchtigen ganz besonders anzuempfehlen, nur dürfen sie nicht auch die Schwindsucht in der Börse haben. Auch in der neueren Geschichte ist Capri durch die Waffenthat des



Horatio Nelson
(siehe hierzu S. 42, Anm. 121).

Admirals Caracciolo[119] im Dienste der parthenopäischen Republik[120] berühmt geworden, denn in der Nähe dieses von den Engländern damals besetzten Eilands schlug der tapfere Republikaner den übermüthigen Nelson[121], der die sicilianisch-brittische Flotte befehligte, wofür später Nelson zu seiner und Englands Schmach, nachdem er ihn durch einen Meineid gefangen, den edlen Caracciolo an dem Mast seines eigenen Schiffes aufhängen ließ.

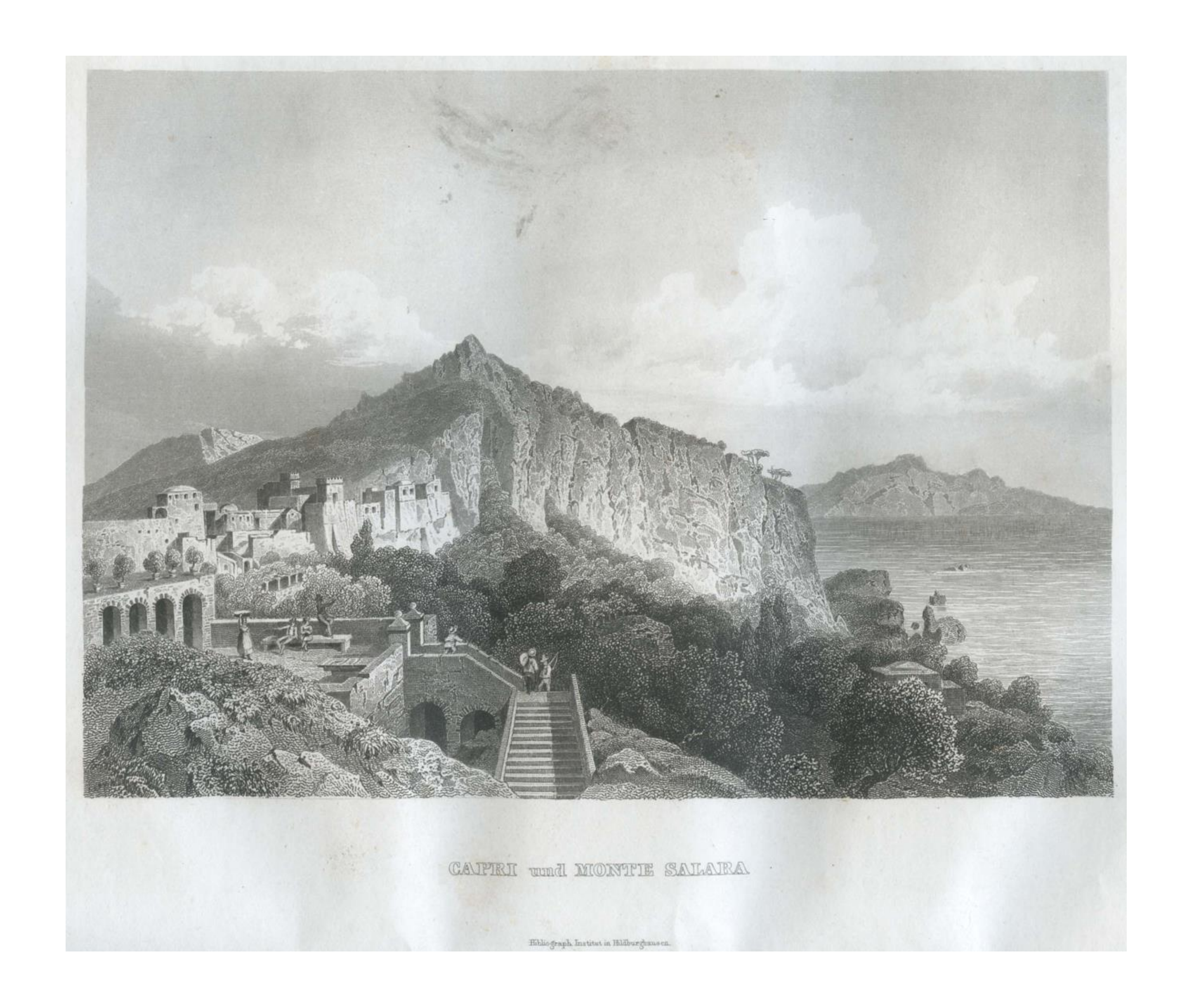
Eduard Rüffer[122].

[119] Francesco Caracciolo (1752–1799), der auf persönliche Anordnung Nelsons (siehe hierzu S. 42, Anm. 121) durch den Strang hingerichtet und dessen Leiche anschließend ins Meer geworfen wurde.

[120] Auch Neapolitanische Republik; sie wurde am 22. Januar 1799 von den frz. Revolutionstruppen ausgerufen. Ihre Auflösung erfolgte jedoch bereits im Juni 1799 nach der Rückeroberung Neapels durch Koalitionstruppen unter Admiral Nelson (s. u.).

[121] Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (1758–1805). Der unsignierte Stich in Punktmanier wurde folgendem Werk entnommen: „Revolutions-Almanach von 1800“ (Göttingen: J. Chr. Dieterich [1799]).

[122] Der deutsch-tschechische Schriftsteller Eduard Rüffer (1835–1878) hatte 1860 am Feldzug Giuseppe Garibaldis (siehe hierzu S. 174, Anm. 663) gegen Neapel teilgenommen.



CAPRI und MONTE SALARA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 107.

Das Felsenthor auf Capri.

L'arco naturale heißt eines der phantastisch traumhaften Felsengebilde, welche an der Westküste von Capri starr und riesenhaft aus der gewaltig donnernden Brandung des tiefblauen Meeres aufsteigen. Dieselbe Felsengruppe, welche in der Tiefe das Wunder der „blauen Grotte" birgt, trägt auf ihrer Zinne die Ruinen des Tiberiuspalastes, jene schauerlich geisterhaften Ruinen, welche grausige Erinnerungen an die Schrecken der ausschweifendsten Despotenphantasie mit den berauschendsten Eindrücken einer unbeschreiblich schönen Natur und mit den Träumereien von einer orientalischen Märchenwelt mischen.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 69-72.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S [169]-172.

Der Lurleifelsen.

Wer kennt nicht, wer hat nicht gesungen oder singen gehört das eigenthümlich süße Liedchen Heinrich Heines von der Lorelei, der schönen Jungfrau, die, auf hoher Felsenspitze sitzend, ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme kämmt und dabei ein Lied singt von so „wundersamer gewaltiger Melodei“, daß durch seinen Zauber der nur immer nach der Jungfrau hinaufschauende Rheinschiffer in ein wildes Weh und dann sammt seinem Nachen in die dunkle Fluth hineingerissen wird? Und was hat Heine damit anders ausdrücken wollen als das dunkle Geheimniß des Liebeszaubers, der so Manchen, welcher auf dem Strom des Lebens achtlos und träumerisch dahin rudert, unentrinnbar verstrickt und ins Verderben zieht?



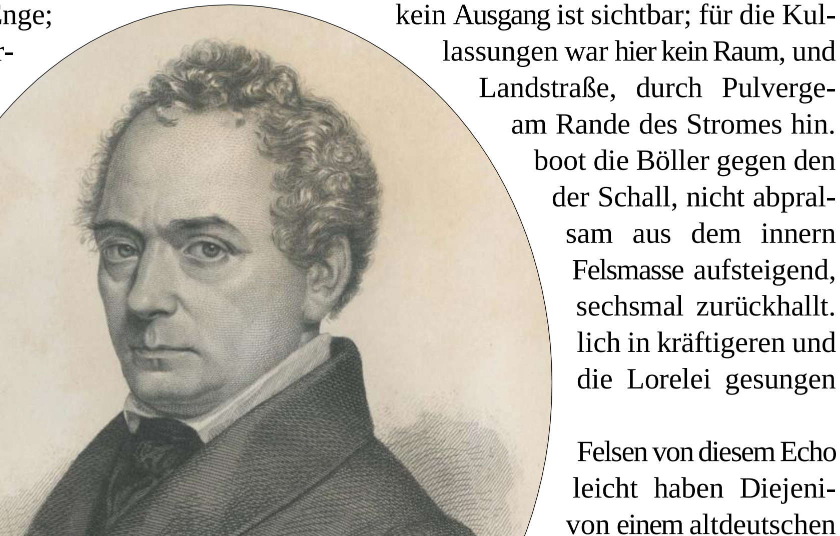
Heinrich Heine
(siehe hierzu S. 46, Anm. 124).

Freilich mag die Stelle, wo sich der Felsen der Lorelei oder eigentlich der Lurleifelsen erhebt, in frühern Zeiten, wo noch manches Felsstück hervorragen mochte, welches jetzt gesprengt und beseitigt ist, mehr den Kähnen als den Herzen der Rheinschiffer verderblich gewesen sein; denn das Strombett ist hier schauerlich eng und wirbelig, und die Felsen treten so nahe an den Strom, daß sie ihren Fuß fast unmittelbar in denselben hineinsetzen und eine wirkliche Felsenklemme bilden. Ja noch selbst jetzt bringt diese durch Felsriffe und Sandbänke unsicher gemachte Stelle achtlosen oder des Fahrwassers nicht genau kundigen Schiffern und Floßführern Gefahr und wird von ihnen mehr noch gefürchtet als das Binger Loch. Hier wird nämlich der eingezwängte und sich um den hervorspringenden Felsen der Lorelei windende und krümmende Strom durch einen langen Grund oder Sand in zwei Arme getheilt. Denjenigen rechts, den sogenannten Fabian, pflegen nur kleinere Nachen einzuhalten, der linke, der von größeren Fahrzeugen gewählt werden muß, hat eine pfeilschnelle Strömung, die geradezu gegen tiefliegende Felsen getrieben wird. Indem nun die Stromfluth von diesen zurückprallt, bildet sie Wirbel, welche oft die Vordertheile großer Flosse fünf bis sechs Fuß tief hinabziehen und die Mannschaft untertauchen, von der dann Mancher, der sich nicht an die Balken fest

anklammert, nie wieder heraufkommt. Noch im Jahre 1850 ging hier ein Rheinkahn unter, dessen Wrack lange aus den Wellen emporragte.

Wie sehr aber auch der Lootse kleinerer Nachen die Nähe des Lurleifelsens fürchten möge: der Reisende auf seinem sicher dahinfahrenden Dampfboote erblickt in ihm keinen Gegenstand des Schrekkens, sondern des poetischen und malerischen Interesses; denn schroff und wild schauerlich steht er in der Felsenklemme, zu der sich das Rheinthal unterhalb Oberwesels verengt, da, trotzig seinen breiten Fuß gegen den Strom vorschiebend, in brüchigen Massen und Geschieben von Kieselschiefer, zwischen deren Spalten und Rissen nur stellenweise Gräser und Stauden als einzige Vegetation hervorragen. Nur sparsames Licht fällt in die Enge; kein Ausgang ist sichtbar; für die Kultur und für menschliche Niederlassungen war hier kein Raum, und nur mühsam drängt sich die Landstraße, durch Pulvergewalt gesprengt, links dicht am Rande des Stromes hin. Hier pflegt das Dampfboot die Böller gegen den Felsen zu lösen, wo dann der Schall, nicht abprallend, sondern gleichsam aus dem innern Schooße der dunkeln Felsmasse aufsteigend, deutlich mehrmals, oft sechsmal zurückhallt. Dies Echo singt freilich in kräftigeren und wilderen Tönen, als die Lorelei gesungen haben soll.

Vielleicht hat der Felsen von diesem Echo seinen Namen und vielleicht haben Diejenigen recht, welche ihn von einem altdeutschen Worte „Lureleien", gleichbedeutend mit „Nachspotten", ableiten, wogegen Simrock über den Ursprung des Namens Folgendes bemerkt: „Der Name Lurlei scheint einen lauernden Felsen zu bedeuten, wobei man an seine als Klippen unterm Wasser verborgenen Füße denken mag, die dem Schiffer gefährlicher sind, als das zu Tage stehende Gestein. Weil er aber die Lurlei (wie die Marlei, die Erpeler Lei – Lei bedeutet Schiefer) heißt, so mag dies, nächst der Stimme des Echo's, die ihm entschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlaßt haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personificiren."[123]



Clemens von Brentano
(siehe hierzu S. 46, Anm. 125).

Uebrigens gibt Simrock selbst zu, daß die Sage zwar möglicherweise Jahrhunderte lang im Munde der Schiffer gewesen sein könne, daß aber die ältern Reisebücher und Sagensammlungen kein Wort von ihr wüßten, und daß auch der Ruhm des Echo's so alt nicht sei, als man glaube. Mit einem Worte, Niemand wußte etwas von der Zauberin Lorelei, ehe Clemens Brentano seine Ballade von der Lorelei, die später zu andern Nachbildungen und auch zu der Heine'schen Anlaß[124] gab, gedichtet und zuerst in seinem bereits 1801 erschienenen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" veröffentlicht hatte. In dem genannten Romane ist die Ballade der Violette in den Mund gelegt und trägt deshalb auch die Ueberschrift „Violettens Lied". Wir sind daher durchaus der Ansicht, daß die Fee Lorelei keine Schöpfung der Volkssage und Volksphantasie, sondern eine Ausgeburt der dichterischen Phantasie Clemens Brentanos[125] ist. Die Anregungen zu seiner Erfindung gaben ihm die schauerlich-romantische

---

[123] Aus Karl Simrocks (1802–1876) „Das malerische und romantische Rheinland. […]" (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 362.

[124] Heinrich Heines (1797–1856) Gedicht entstand 1823/24. Der offenbar nach der Vorlage von Moriz Daniel Oppenheim (1800–1882) von unbekannter Hand geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm Joseph Meyers.

[125] In „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. – Ein verwilderter Roman von Maria. Zweyter und letzter Theil" (Bremen: F. Wilmans 1801) von Clemens Wenzeslaus Brentano de La Roche (1778–1842) findet sich das von Violette auf die „Lore Lay" gesungene Lied auf S. 392-396. Der von Lazarus Sichling (1812–1863) geschaffene

Physiognomie des Felsens, das lang nachhallende Echo, der auch von Simrock erwähnte Umstand, daß die Steinmasse seit alter Zeit die Lurlei heißt, endlich der verwandte Klang des Namens Lurlei mit dem Namen Lore oder „Lorle“ im Schwäbischen. Aus beiden setzte er den Namen „Lorelei“ zusammen, den er, wie die ganze Sage, erfand und in der deutschen Poesie einbürgerte.

Da die Brentano’sche Ballade nur wenig, wenn überhaupt in weiteren Kreisen bekannt ist, so wird es vielleicht manchem Leser nicht unlieb sein, über ihren Inhalt und damit über ihr Verhältniß zu der bekannteren Heine’schen Ballade etwas Näheres zu erfahren. Das Brentano’sche Gedicht beginnt:

Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin;
Die war so schön und feine und riß viel Herzen hin,
Und brachte viel zu Schanden der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr!

Der Bischof läßt die schöne Unheilstifterin vor das geistliche Gericht laden und fragt sie:

… Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführet zu böser Zauberei?

Die Lorelei antwortet, ihre Augen seien zwei Flammen und ihr Arm ein Zauberstab, und spricht selbst den Wunsch aus, zum Tode verurtheilt zu werden. Der Bischof erklärt, sie habe sein eigenes Herz zur Liebe entzündet, und wenn er den Stab über sie brechen sollte, so würde er sein eigenes Herz entzwei brechen. Aber die Lorelei will sterben, sterben wie eine Christin, denn Derjenige, den sie einzig geliebt habe, habe sie verlassen und sei in die Fremde gezogen. Der Bischof beschließt nun, sie in’s Kloster zu schicken, und beauftragt drei Ritter, sie dahin zu bringen. Die Lorelei reitet traurig in ihrer Mitte, und als sie den Felsen erblickt, welcher der Lurleifelsen genannt wird, bittet sie ihre Begleiter, sie für einen Augen blick frei zu lassen; sie wünsche den Felsen zu ersteigen, um noch einmal in den tiefen Rhein zu blicken. Die Ritter geben die Erlaubniß, und das Gedicht schließt:

Der Felsen ist so jähe, so steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe, bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach:

„Da gehet ein Schifflein auf dem Rhein,
Der auf dem Schifflein stehet, der soll mein Liebster sein.“

Man sieht, wie abweichend noch diese Ballade von der spätern Heine’schen ist. Bei Brentano ist die Lorelei keine Fee, kein märchenhaftes Wesen, nicht einmal eine Zauberin; sie wird nur für eine Hexe gehalten, weil sie durch ihre Schönheit, die sie selbst beklagt, so viele Männer bezaubert. Ihre Zaubermittel sind, wie sie selbst sagt:

Die Augen sanft und wilde, die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde…

Sie ist sogar eine gute Christin, und statt Anderen den Untergang im Rhein zu bereiten, stürzt sie sich selbst in den Strom. Viel näher, sowohl was Auffassung als was selbst den Ausdruck und Rhythmus betrifft, steht dem Heine’schen Gedicht eine spätere Ballade von dem Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis), die schon die Ueberschrift „Lorelei“ trägt:

Da, wo der Mondschein blitzet
Um’s höchste Felsgestein,

Stahlstich wurde folgendem Werk entnommen: „Clemens Brentano’s Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. – Erster Band. Geistliche Lieder“ (Frankfurt a. Main: J. D. Sauerländer 1852).

Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.
Es schauet herüber, hinüber,
Und schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein ziehn vorüber –
Schau, Schiffer, schau nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an;
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr! u. s. w.[126]

Hier sitzt Lorelei bereits als feenhaftes Zauberfräulein, wie bei Heine, auf der Spitze des Lurleifelsens und bethört die Schiffe, die drunten auf dem Rheine fahren, durch den Zauber ihrer Blicke und ihres Gesanges. Auch Joseph von Eichendorff, der ohne Zweifel ebenfalls die Brentano'sche Fiktion für eine echte Volkssage hielt, hat eine Ballade von der „Hexe“ Lorelei gedichtet[127], die aber bei ihm ein Schloß am Rhein besitzt. Ohne Zweifel hat Heine, der mit den poetischen Schöpfungen der deutschen Romantiker wohl vertraut war, diese Balladen seiner Vorgänger gekannt. Verliert seine Ballade von der Lorelei hiernach einigermaßen etwas von dem Vorzug der Originalität, so hat doch keiner, wie er, den rechten Ton getroffen, der in Herzen und Ohr nachzittert, und namentlich hat er den matten Schluß vermieden, welcher die sonst schöne Loebensche Ballade um ihre Wirkung bringt. Im Uebrigen knüpft sich an den Lurleifelsen auch eine wirkliche echte Volkssage, welche Karl Simrock in Verse gebracht hat[128]: eine Vertiefung im Felsen soll nämlich einen Abdruck von der Rückseite des Satans enthalten.

H. Marggraff.[129]

Joseph von Eichendorff
(siehe hierzu S. 48, Anm. 127).

[126] Otto Heinrich Graf von Loebens (1786–1825) Gedicht „Loreley. Eine Sage vom Rhein“ war erstmals erschienen in der „Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. – Neue Folge, dritter Jahrgang.“ (Leipzig: F. A. Brockhaus [1820]), S. 325ff.

[127] Joseph von Eichendorff (1788–1857) thematisiert die „Hexe Lorelay“ mit dem Gedicht „Waldgespräch“ in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart. […]“ (Nürnberg: J. L. Schrag 1815), S. 285f. Die von Eduard Eichens (1804–1877) geschaffene Radierung wurde folgendem Werk entnommen: „Joseph von Eichendorff's Werke. – Erster Theil. – Gedichte“ (Berlin: M. Simion 1841).

[128] Das Gedichte „Der Teufel und die Lorelei“ in Simrocks „Rheinland“, wie S. 46, Anm. 123, S. 361f.

[129] Siehe hierzu S. 36, Anm. 109.



Der LURELEI-FELS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 78f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [9]f.

Die Trajanstafel an der unteren Donau.

Die majestätischen Uferscenerien, welche die Fahrt auf der obern Donau zwischen Passau und Linz und noch weiter hinaus bis Melk und Klosterneuburg zu einer so genußreichen machen, wiederholen sich, wenn auch auf einer kürzeren Strecke und weniger durch menschlichen Anbau und malerische Architektur gehoben, an der untern Donau. Nachdem diese die kahlen einförmigen Pußten Niederungarns, waldlose oder mit Sumpfwaldungen und Schilfdickichten abwechselnde Sandufer und miasmenreiche[130], tödtliche Fieberdünste aushauchende Moorflächen in langsamen, inselreichen und vielarmigen Windungen durchzogen, durchbricht sie, nach der Aufnahme der Drau, die Felshöhen des banater Granitgebirges im Norden und des serbischen Kalkgebirges im Süden, und wird zwischen diesen Felsmauern und Bergwänden bis auf wenige hundert Schritt eingeengt. Die berühmteste und gefürchtetste Stelle auf dieser Strecke ist das sogenannte Eiserne Thor[131], eine reißende Stromschnelle mit gefährlichen Wirbeln zwischen felsichten Anhöhen. Doch entspricht das Eiserne Thor (Demirkapi) seinem aus einer türkischen Hyperbel[132] hervorgegangenen, Furchtbares verheißenden Namen viel weniger, als die Felsenschlucht weiter aufwärts hinter Alt-Moldova[133] und namentlich in der Gegend von Drenkova. Diese an gefährlichen Stromschnellen und Wirbeln reiche Partie trägt in der That in ausgesprochenstem Grade den Charakter des Großartigen und Wildschauerlichen. Der Strom wird hier von Felswänden, welche oft fast ganz senkrecht und bis nahe 2000 Fuß aufsteigen, aber doch durch Gallerien gangbar gemacht sind, auf ein Viertel seiner bisherigen Breite eingepreßt und rauscht schäumend, wirbelnd und tobend dahin, an zorniger Leidenschaft dem wilden Thiere vergleichbar, welches sich umsonst gegen die engen Wände seines Käfigs sträubt. Nicht wie am Rhein und meist auch an der obern Donau winken malerische Burgtrümmer von den Felshöhen oder ergötzen freundliche, am Ufer hingelagerte Ortschaften und an-

[130] „Miasma (griech. μίασμα, míasma) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung' und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht'" (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

[131] Osman. تيمرقپى, Tīmurḳapı; aus osman. تيمر, tīmur, „das Eisen", قپو, ḳapu, „das Tor", „eisernes Tor"; serb. Ђердап, Đerdap; rumän. Porțile de Fier; ungar. Vaskapu; bulgar. Железни врата, Železni vrata.

[132] Griech. ὑπερβολή, hyperbolḗ, „Übertreffung, Übertreibung"; das rhetorische Stilmittel der Übertreibung (z. B. himmelhoch; wie Sand am Meer).

[133] Rumän. Moldova Veche; ungar. Ómoldova. Heute ein Ortsteil von Moldova Nouă (dt. Neumoldova; ungar. Újmoldova).



Die TRAJANSTAFEL an der untern DONAU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

muthige Fruchthaine das Auge; Alles trägt den Charakter der Einsamkeit, Wildheit und Schroffheit. Und doch erinnern Spuren und Reste römischer Befestigungen und römischen Straßenbaues auch in dieser unwegbar und unbezähmbar erscheinenden Strom- und Felswildniß an das energische Schaffen jenes großen Volks, welches hier so gut wie am Rhein die Adler seiner Legionen aufgepflanzt hatte.

Ein Monument dieser Art ist die Trajanstafel[134] unterhalb Dubova, an einem der wildesten Punkte dieser Felsenstraße. Auch noch manche andere Monumente und Baureste in den unterdonauischen Gebieten erinnern an diesen gewaltigen und guten Kaiser[135], so der Trajanswall in der Dobrudscha[136] und die Trajansbrücke in der Nähe des Eisernen Thors. Denn der Kaiser Trajan war es, der Dacien[137], welches etwa das östliche Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei[138], die westliche Moldau und die Bukowina umfaßte, von dem schon früher in eine römische Provinz verwandelten Mösien (südlich der Donau) aus eroberte und römische Kolonien dorthin verpflanzte. Der frühere Kaiser Domitian[139], unter den unwürdigen Herrschern Roms einer der unwürdigsten, hatte dem Barbarenkönige Decebalus[140] Tribut bezahlt und damit den römischen Kolonien in Mösien vor den räuberischen Einfällen der Dacier eine ohnehin zweifelhafte Sicherheit erkauft. Aber Trajan, in dem noch altrömischer Sinn lebte, war nicht der Mann dazu, ein so unwürdiges Verhältniß zu dulden; er führte zwei Kriege gegen die Dacier, 101–106, besiegte sie im letztern Jahre gänzlich und verwandelte ihre alte Hauptstadt Sarmizegethusa[141] in eine römische Kolonie, die nun den Namen Ulpia Trajana erhielt. Doch nicht sehr lange blieben die Landgebiete im Norden der Donau in den Händen der Römer; vor dem Andrange der Germanen, die den weltgeschichtlichen Beruf hatten, den ungeheuern, in sich morsch und faul gewordenen Koloß des römischen Reichs umzustürzen und neue Völkermischungen zu erzeugen, mußte Dacien schon im 3. Jahrhundert von den römischen Legionen und Kolonisten geräumt werden. Aber die Felsen der Stromschlucht bei Dubova werden Trajans Namen und Ruhm noch späteren Geschlechtern verkünden.

H. M[142].

---

[134] Die „Tabula Traiana“ beim „Eisernen Tor“ (siehe hierzu S. 50, Anm. 131) mit der folgenden Inschrift: „IMP.[erator] CAESAR. DIVI. NERVAE. F[ilius] \ NERVA TRAIANVS. AVG.[ustus] GERM[anicus] \ PONTIF[ex] MAXIMUS TRIB[uniciana] POT[otestate] IIII \ PATER PATRIAE CO[n]S[ul] III \ MONTIBVS EXCISI[s] ANCO[ni]BVS \ SVBLAT[i]S VIA[m] [re]F[ecit] / Der Sohn des göttlichen Nerva und regierender Kaiser, Nerva Traianus Augustus Germanicus, Pontifex Maximus, zum vierten Male Inhaber der tribunizischen Gewalt, Vater des Vaterlandes und zum dritten Mal Konsul, stellte, nachdem er die Berge abgehauen hatte, mit erhobenen Kragbalken die Straße wieder her“.

[135] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[136] Die Dobrudscha (rumän Dobrogea, bulg. Добруджа; Dobrudža; osman. دبروجه, Dobrūca) ist eine historische Landschaft in Südosteuropa zwischen dem Unterlauf der Donau und dem Schwarzen Meer; sie bildet heute das Grenzgebiet zwischen Südostrumänien und Nordostbulgarien.

[137] Dakien (lat. Dacia), von 106 bis 271 eine Provinz des Römischen Reiches im Norden der unteren Donau; sie war nach den Dakern benannte worden, die seit dem 5. Jhd. v. Chr. die Karpaten sowie weitere Gebiete des westl. Schwarzmeergebietes besiedelten; ihr Herrschaftsbereich erstreckte sich in etwa auf das Staatsgebiet des heutigen Rumänien.

[138] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für das heutige Rumänien.

[139] Domitian (eigentl. Titus Flavius Domitianus; 51–96; ermordet), seit 81 römischer Kaiser.

[140] Decebalus († 106; Selbstmord), seit ca. 85 n. Chr. letzter König von Dakien.

[141] Sarmizegetusa Regia; bis zur Zerstörung durch die Römer im Jahre 106 n. Chr. Hauptstadt von Dakien.

[142] Die Initialen stehen wohl für Hermann Marggraff (1809–1864), einen vom Vormärz geprägten Journalist, der ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“ war.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 87-95.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [222]-226.

Chartum[143].

Die Geschichte des Sudahn[144] beginnt erst in unseren Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von Tausenden der Habgier und Rache Geopferter ausgewischt worden. Nur die Ueberlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und gibt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi[145]; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo[146] in Nubien[147] noch tausend Schöpfräder kreisten, wo dort noch ein eigener König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikïe[148] und das der Berber[149] und Halfai[150], wo die Eingeborenen von Sennaar[151], Rosseeves[152] und Fassokl[153] noch ihre Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofahn[154] noch unter dem milden Scepter Dar el-Fuhrs[155] stand; sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie gibt Kunde von einer Vergangenheit, in welcher auch der dunkle Mensch in seiner Heimath sich seines Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudahn wird jetzt von der Türkei[156] beherrscht und ist, wie man frech genug zu sagen wagt, der „Civilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die alten Tage des Glückes dunkelt nur noch im Gedächtniß Weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in Aller Munde.

---

143 Khartum (arab. الخرطوم, al-Ḫarṭūm, „der Elefantenrüssel").

144 Arab. السودان, as-Sūdān (von arab. أسود, aswad, „schwarz").

145 Die Funj (arab. فنج, Funǧ) des Sannar (siehe hierzu S. 53, Anm. 151).

146 Arab. جزيرة أرقو, Ǧezīra ʾArqū.

147 Ägypt. kꜣš, Ku'sh, Kusch; lat. Nubia, arab. النوبة, an-nūba bzw. كوش, kūš; das Land beidseits des Nils vom 1. bis zum 5. bzw. 6. Katarakt im Sudan.

148 Die Shaiqiya (arab. الشايقيّة, aš-Šāiqiya).

149 Die Barabra im Norden des Sudan (siehe hierzu S. 53, Anm. 144); hierbei handelt es sich um einen veralteten ethnographischen Begriff für die Bewohner des nördl. Sudan.

150 Wohl die Bewohner des Wadi Halfa (arab. وادي حلفا, Wādī Ḥalfā).

151 Das von 1504 bis 1821 bestehende Sultanat von Sannar (arab. سنار, Sannār), auch Sultanat der Fung/Funj (siehe hierzu S. 53, Anm. 145) bzw. Blaues Sultanat (arab. السلطنة الزرقاء, as-Sulṭanah al-Zarqāʾ) genannt.

152 Die Bewohner der Gegend um Roseires (arab. الروصيرص, al-Rūṣayriṣ).

153 Die Fazughli (arab. فازوغلي, Fāzūġlī).

154 Die Region Kurdufan bzw. Kordofan (arab. كردفان, Kurdufān) im Süden des heutigen Sudan.

155 Arab. دار فور, Dār Fūr, „Land der Fur", eine Region im Westen des Sudan (siehe hierzu S. 53, Anm. 144); das Sultanat war 1821 von den Ägyptern erobert worden.

156 Das Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat"), das durch die de facto unabhängigen Vizekönige von 1821 bis 1882 über den Sudan herrschte (arab. التركية, at-Turkiyyah).

Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudahn und ihrer Hauptstadt bekannt machen. Mohammed-Ali's[157] Herrschaft in Egypten schien mit der Niedermetzelung der Mamelucken[158] erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Vollkommene Ruhe gab es jedoch noch nicht im Lande; es erhob sich vielmehr ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnißmäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mamelucken waren gefallen, meuchlings gemordet, unbesiegt; aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und, zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings zu widerstehen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück in der Absicht, dort ein neues von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed-Ali's Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibrihm[159], Saïs[160] und andere Festungen der Mamelucken wurden belagert und erobert, ob gleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrikas, und das siegreiche Vordringen der Türken und Egypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elendes für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glückes zu erfreuen gehabt hatten.



Mehmed Ali Pascha
(siehe hierzu S. 54, Anm. 157).

Bis zum letzten Augenblicke hatten die Mamelucken für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden; denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die egyptischen Truppen vor. Von den schwächlichen Barabra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Adel Nubiens, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikïe mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen.

---

157 Mehmed Ali Pascha (osman. محمّد علي پاشا Meḥemmed ʿAlī Pāşā; ca. 1770–1849), von 1805 bis 1848 Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten (osman. ايالت مصر, Eyālet-i Mıṣr); er ist der Begründer der ägypt. Königsdynastie, die bis zur brit. Besetzung im Jahre 1882 als osman. „Vizekönige" (osman. خديو, ḫidīw, „der Khedive") regierten. Die Lithographie nach der Vorlage von Auguste Couder (1789–1873) wurde 1840 von Charles Baugniet (1814–1886) geschaffen.

158 Die Mamluken (arab. sing. مملوك, mamlūk, „der Besitz"; pl. مماليك, mamālīk), ehem. islam. Militärsklaven, die von 1250 bis 1517 Ägypten beherrschten; sie hatten in Ägypten bis weit ins 19. Jhd. großen Einfluß. Durch die frz. Besetzung von 1798 bis 1801 erneut geschwächt, begann Mehmed Ali Pascha (s. o.) ab 1804, die Mamluken unter Anwendung militär. Gewalt weiter aus ihren Machtpositionen zu verdrängen, so daß diese 1811/12 in den Süden Richtung Sudan fliehen mußten, wo sie 1821 endgültig besiegt wurden.

159 Die Festung Ibrim (kopt. ⲡⲣⲓⲙ, Prim; arab. قصر ابريم, Qaṣr Ibrīm) südl. von Assuan (kopt. ⲥⲟⲩⲁⲛ, Swān; arab. أسوان, Aswān); die Stadt wurde 1813 im Kampf gegen die Mamluken (s. o.) zerstört.

160 Die im 16. Jahrhundert von den Osmanen errichtete Festung Saï auf der gleichnamigen Nilinsel (arab. صاي جزيرة, Ǧezīra Ṣay).

Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden. „Blutfeld“[161] heißt noch heute die Ebene beim Dorfe Korti[162], wo die braunen Männer (1820) gegen die Fremdlinge stritten, und lebendig noch denken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmüthiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegervolk trat einem Heere gegenüber, dessen Waffe das jenen noch unbekannte Feuergewehr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebet den Sieg für sie zu erflehen; auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Egypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar dröhnte der Donner; eine jener Schreckensscenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum ersten Male die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, toddrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten, wohl stritten sie mit einem Muthe, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre: – nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie; aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Ueberwinder. Krampfhaft drückten sie das Theuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, ans Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrte ihnen öde und dürre Wüste entgegen, die ihnen keinen Zufluchtsort bot: sie hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten gewollt; sie wären verschmachtet in der Oede, wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Thatsache. Ganze Völker hörten auf Völker zu sein. Ueber die fruchtbaren Felder jagte der Gluthwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten: und auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht. Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen: es galt nur noch, sie zu bestehlen. Gold und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, welche lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Sennaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, welche ohnehin schon zu weit von ihrer Heimath entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahhr el Asrakh[163], seine trägen Fluthen mit den trüben Wassern des weißen Flusses[164] vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudahn hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des blauen Flusses. Häufige Brände, welche den größten Theil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Baue von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingeborenen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

161 Arab. حقل الدم, Ḥaqel ad-dam.

162 Die Schlacht bei Kurti (ägypt. Krtn; lat. Cadetum, Cadata bzw. Coetum; arab. كورتي, Kūrti) am 4. November 1820.

163 Recte: An-Nil al-azraq (arab. النيل الأزرق, an-Nīl al-ʾAzraq), der Blaue Nil.

164 Der Weiße Nil (arab. النيل الأبيض, an-Nīl al-Ābyaḍ).

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudahnesen faule Ruhe den früheren Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nöthige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von welchem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmanns beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich, daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, welcher die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudahn gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkte des Gesammtlebens, dem Basar[165], aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andere fehlen. Dieselben verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst noch ziemlich bedeutend, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom weißen Flusse aus nähert, nimmt es sich nicht eben vortheilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstand der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem blauen Flusse der Stadt nähern. Bei weitem der größere Theil der Ankommenden aber langt anstatt auf einem Boot im Strome auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des weißen Flusses, von welchem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, welchen man zum Schutze gegen seine Fluthen gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute sechstel Meile[166] von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bette erhebt jetzt die Durrah[167] ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf staubigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und staubige Ebene, aus welcher die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am unteren Ende der Stadt und hart an dem Ufer des blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinende Dörfchen; sonst sieht man blos Sand und den Spiegel des Flusses; denn die Wälder, welche früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich kaum ein Minaret[168] erhebt. Neuerdings haben der Pascha[169] und einige Europäer größere Wohnungen errichtet; aber auch diese sind verhältnißmäßig dürftig und arm zu nennen, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab anlegen will.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom rechten Ufer des blauen Flusses aus, und diese Stelle ist es denn auch, welche unser Zeichner sich zu seinem Standpunkte erwählte. Dann blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht auf die Gärten und zwischen die Häuser, welche um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen anderen Gebäude sind alle Häuser Chartums sogenannte Tankha[170], d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Konstruktionen mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal, wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, welchem die Sitte gebietet, den weiblichen Theil seiner Hausgenossen vor Aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmen sind selbstverständlich höher und größer, als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Anzahl von sogenannten

---

[165] Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt“.

[166] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[167] Die Mohren- oder Zuckerhirse (Sorghum bicolor; arab. ذرة, dura).

[168] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, minmāre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

[169] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 53, Anm. 156).

[170] Wohl arab. الطينقة, aṭ-ṭayniqa, „der Lehm“.

Zimmern, besitzen Ställe und andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Aermsten hausen.

Der Fremde oder Reisende, welcher nach Chartum kommt, ist froh, wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachtheile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmiether Nichts, als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles Uebrige muß der Miether schaffen, und wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Egypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß theures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, welche der neue Miethsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunkeln Orte beherbergen zumal während der Regenzeit Hornissen, große Spinnen, Skorpionen, Eidechsen, namentlich Geko's[171] und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt; allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Die Häuser haben noch andere Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit; die übrige Zeit des Jahres lebt man so viel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen, wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während ihr stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Die Sudahnesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied von den dunkeln Aethiopiern zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als eine Mischlingsrace zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, welche von der jenseitigen Küste des rothen Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Antheil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Egypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingebornen, oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Aethiopier, sodann Nubier, Abyssinier[172], sowohl Tigrisch, als Amharisch redend, Gallas[173] und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B.: Dahrfuhri, Schilluk[174], Tinkha[175], Takhale[176], Fassokle und andere. In ihren Sitten und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämmtlich und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, welche noch durchaus ihr eigenthümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudahnesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und im Stande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassanïe[177], schöner, als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich, – der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirne hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, der Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit anderer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnißmäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronze braun an bis zum dunkelsten Chokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger; die Haut ist sammtig und namentlich bei Frauen von einer

[171] Geckos (Gekkonidae).

[172] Veraltet für Äthiopier.

[173] Veraltet für die Oromo (Eigenbez. Oromoo).

[174] Die Schilluk (Eigenbez. Chollo).

[175] Die Dinka (Eigenbez. Sing., Muonjang, Pl. Jieng).

[176] Die Taqali bzw. Tegali.

[177] Wohl die Hausa-Fulani vom Fulbe-Volk.

überraschenden Weiche und einem ganz eigenthümlichen Glanz, welcher durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Charakter und Sitten der Sudahnesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigenthümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt aber sind sie deshalb noch nicht. Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Im Grunde genommen sind sie kerngute Menschen, gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei all ihrer Armuth immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten ein gegebenes Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigenthum, achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder, ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will. Sie sind nicht tückisch, nicht hinterlistig, aber – und das ist die Kehrseite ihres Wesens – die Sudahnesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar: kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam, wie wenig andere Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend, treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in einer andern. Wollten wir sie nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für sittlich sehr tiefstehende Menschen erklären.

Aber wir thäten Unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten. Die Sudahnesen thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andere, als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige That. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Andern, ein Mord Nichts, als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Todtschlag kamen alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige bekümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Unterthanen. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Todtschlag verschiedene Dinge sind. Der Sudahnese hielt früher den Tod seines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe, oder aber für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entschuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben unseren Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen sie kaum die Gesetze des Islam, und glauben genug zu thun, wenn sie einigen Formeln genügen, – ganz so, wie unsere Mucker[178] auch thun, nur mit dem großen Unterschiede, daß diese die Bedeutung ihres Glaubens vollständig erkannt und verstanden haben.

Die schlechten Eigenschaften der Sudahnesen sind zumeist auf Rechnung ihrer Heimath, auf die Einwirkung ihres Klimas zu setzen. Daß der braune Mann faul ist, liegt in seinen Verhältnissen: er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht so wenig und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudahnese ist liederlich, weil sein Besitzthum niemals so groß ist, daß der Verlust desselben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne besondere Mühe rasch wieder gelingt, sich ein neues Besitzthum zu erwerben. Er ist sinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle seine Sinne erregt; er ist ausschweifend, weil er dem augenblicklichen Genuß fröhnt, ohne schlimme Folgen desselben für möglich zu halten; oder, wenn sie wirklich eintreten, an die Ursache zu glauben. Dazu erlaubt ihm seine Glaubenslehre, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen; denn in dem Ausspruche, welchen jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott ist barmherzig!“[179] liegt eine Entschuldigung jedes Fehls. Den furchtbaren Gott, welchen die Starkgläubigen unserer Zeit den Schwachsinnigen unseres Volkes vormalen, kennen die Mohammedaner nicht: sie kennen nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit. Sie meinen, daß dem reuigen Sünder auch dann noch die Pforten des Paradieses erschlossen werden, wenn die Reue im Augenblick vor dem Sterben über ihn kommt, wenn er noch vor dem Ende bezeugt, daß er ein gläubiger Mohammedaner ist; – warum soll er sich also mit Arbeit quälen, warum mit Bußübungen:

---

[178] Eine im 19. Jhd. weit verbreitete Bezeichnung für pietistisch bzw. evangelikal ausgerichtete Protestanten.

[179] Arab. الله رحيم, Allāh raḥīm.

er lebt sich und seinen Freuden. Deshalb sind Genußsucht und Leichtfertigkeit die gemeinsame Eigenschaft aller Sudahnesen: – schließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Hassanïe vor ihrer Heirath einen ganz besonderen und sicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlangen sie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede gestatte, ihren „Keif“[180] oder ihr Wohlbehagen nach eigenem Belieben sich zu suchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Diltëin wu dilt[181]) heißt dieser Vertrag, und unter jenen Stämmen ist er allgemein im Gebrauch.

So leichtfertig, freidenkend und duldsam in Glaubenssachen der Sudahnese aber auch ist, so abergläubisch zeigt er sich. Zauberer und Hexen, Menschen, welche Nachts in Hyänengestalt umherlaufen, oder bei Tage in ein Nilpferd sich verwandeln, Orakelsprüche von Wahrsagerinnen, gute und böse Geister, Gespenster, der Teufel und seine höllischen Gesellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns spuken arg in dem Kopfe des braunen Natursohnes herum und lassen ihn oft genug die lächerlichsten Handlungen begehen. Er ist eben ein Kind von Charakter, welches sich bald fürchtet, wo es keine Ursache hat, bald knabenhaft seines Muthes sich brüstet. Er ist ein Kind, welches dem Augenblicke lebt und von seinen wechselnden Eindrücken sich zu Diesem oder Jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloser Leichtsinn und der rasch auflodernde Jähzorn sind die Ursachen seiner Laster, der Mangel an Bildung ist der Grund seiner Schwäche.

Aber dieser nach unseren Begriffen lasterhafte und schwache Halbwilde ist ein viel besserer Mensch, als derjenige Sudahnese, welcher durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammenkam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, Viel von dem Leben der Europäer, Manches von dem Handel, welchen Chartum betreibt, Grauenvolles von den Sklavenjagden, welche von Chartum ausgehen und hier zum Abschlusse kommen etc. – doch da für ist hier nicht der Ort. Es genügte uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizziren, und mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind vom Schreiber dieses der Natur entlehnt, treu und wahr.

A. Brehm.[182]

---

[180] Arab. كيف, kayf; osman. كيف, käyf, keyf, „Wohlbefinden, gute Laune“.

[181] Arab. الثلثين والثلث, aṯ-ṯuluṯayn waṯ-ṯuluṯ.

[182] Siehe hierzu S. 31, Anm. 78.



CHARTUM.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 95-99.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [197]-200.

Reichenhall[183] in den salzburger Alpen.

Noch zu keiner Zeit eilte die Reisewelt in so dichten Schaaren den Bädern zu, als gegenwärtig. Es steht dies im Verhältniß zu der allgemeinen Reiselust und zur Bequemlichkeit der Reisegelegenheiten. Mehr als der Süddeutsche besucht der Norddeutsche fern entlegene Badeorte und er ist es eigentlich, welcher ihr Modepublikum ausmacht. So sieht man Jahr für Jahr Kuranstalten emporblühen, die bis vor Kurzem nur spärlich belebt waren; wo sonst idyllische Ruhe träumte, herrscht jetzt der Geist der Spekulation und geht mit der Lebendigkeit des Verkehrs Hand in Hand.

So in Reichenhall, welches von 500 Gästen sehr bald auf 2500 gestiegen ist. Hier herrscht ein reges Treiben, in welchem sich der Gebildete nicht mehr vereinsamt und von der Kultur, dieser süßen Gewohnheit des intelligenten Daseins, abgeschnitten fühlt; wohl aber genießt er stärkende Ruhe und Kräftigung am Busen der Natur.

Zwei schöne Wege führen den ankommenden Touristen nach Reichenhall. Der eine verläßt bei dem kleinen Salinenstädtchen Traunstein hinter dem Chiemsee und am Rande des Gebirges bereits die Wien-Münchener Eisenbahn[184] und schlängelt sich als romantische Fahrstraße durch ein schroffes Gebirgsthal über Incell[185] nach Reichenhall. Der Weg bietet zwischen den beiden letzten Punkten überraschende Reize; doch schöner präsentirt sich das Ziel unserer Reise für Denjenigen, welcher auf der vorgenannten Bahnstrecke bis Teisendorf oder Salzburg weiter geht, um von hier aus zu Wagen den beliebten Badeort zu erreichen.

Er fährt auf dieser Tour gleichsam in einen anmuthigen hohen Bergkessel hinein, und was er endlich vor sich sieht, ist das lockende Gemälde der Wirklichkeit zu unserem getreuen Bilde.

Die blaugrünen Bergsprossen des Hohen-Staufen und Twieselberges[186] lagern sich zur Rechten: im fernen Hintergrunde blicken auf derselben Seite die beiden Spitzen vom Sonntagshorn, die Hochwächter des Panorama's, hervor. Die Mitte des Hintergrundes nimmt der seltsam geschwungene Gipfel des Müllnerhorns mit dem weiter zurückgedehnten Rücken des Ristfeichthorns[187] ein. Links daneben öffnet sich eine lichtblaue perspektivische Schlucht; das Thal von Lofer mit einem Blick auf die Loferer-

---

[183] Seit 7. Juni 1890 Bad Reichenhall.

[184] Die Bahnverbindung München-Wien war Teil der 1851 in Angriff genommenen Strecke Ulm-Augsburg-München-Rosenheim-Traunstein-Salzburg; mit der Fertigstellung der Bayerische Maximiliansbahn am 1. August 1860 war es nun möglich, in Salzburg in die k. k. privilegierte Kaiserin Elisabeth-Bahn nach Wien umzusteigen.

[185] Inzell.

[186] Der Zwiesel.

[187] Das Ristfeuchthorn.

Steinberge. Die linke Bergwand, welche sich in ihrer Verkürzung an den Vordergrund anschließt, ist der Dreisesselkopf[188], das Lattengebirge und der Untersberg. So ist der Umkreis vollendet bis auf eine kleine Strecke, welche im Rücken unseres Standpunktes den Ausgang in die salzburger Ebene zeigen würde.

In Mitten jenes Gebirgskranzes liegt auf einem hügeligen grünen Wiesengrund in malerischer Gruppirung Reichenhall, von einigen Villen und Bergschlößchen romantisch umgeben. Die neuen freundlichen Häuseranlagen, die wir zunächst sehen, und denen sich das Kurhaus und das Gradirwerk[189] anreihen, bilden das eigentliche Badestädtchen Achselmannstein[190]. Es hängt als ein späterer Stadttheil unmittelbar mit Reichenhall zusammen. Hier labt die freiere Aussicht, die frischere Luft und es ist zum Aufsuchen einer Wohnung die angenehmere Stätte.

In früheren Tagen gab es nur am entgegengesetzten Ende des Thals, dicht am Fuße des Müllerhorns, eine kleine, jetzt noch bestehende Sool und Mineralanstalt Kirchberg. Doch man würde unrecht thun, dem dortigen Bergquell andere Eigenschaften zuzuschreiben, als die wohlschmecken der Reinheit. Nicht jede kleine kokette Quellennymphe ist zugleich eine wunderthätige Göttin Hygea[191] – wohl aber möchte sie's sein, und da die Aerzte Männer sind, gelingt es ihr öfter, durch ihr lockendes Wellengeplauder zeitweise zu fesseln.

Erst im Jahre 1846 wurde Achselmannstein gegründet und besonders waren es Berliner Aerzte, die ihm zahlreiche Patienten zusendeten und Ruf verschaffen halfen. In der That ist die hiesige Soole der Edelquelle zur vorzüglichsten auf der ganzen bekannten Erde zu rechnen. Sie enthält circa 24 Prozent Salzgehalt, sonst keinerlei die gute Wirkung störende chemische Bestandtheile und ist verhältnißmäßig reich mit freier Kohlensäure geschwängert, welche eine belebende Reaktion auf das darniederliegende Nervenleben der Haut ausübt. Die praktische Einrichtung der Bäder kommt ihr zu Hülfe, bei der man Gesundheit und Reinlichkeit der Eleganz vorgezogen hat.

Um wie viel mehr jedoch als dieser Quell mit all seinem wohlthätigen Heilstoff leistet in dieser Gegend der Hochgenuß der Natur und ihre verjüngende Alpenluft, in welcher die Brust genöthigt wird, tiefer zu athmen und voller den Strom der balsamischen Atmosphäre auf der grünen Berghalde und im rauschenden Tannenwald einzusaugen! Hier liegen die Wunder der Medizin, welche im Sonnenkuß das frohe Thal und die hoffende Menschenseele beleben und mit ihrer Stärkung die vielgepriesenen Salzausdünstungen am tröpfelnden, finsteren Gradirwerk beschämen. Hinab in die heimlichen Wiesengründe und malerischen Felsenschluchten – hinauf auf die lachenden Hügel und blauwinkenden Bergeshäupter, wer noch Kraft zum Steigen in sich fühlt, damit diese Kraft sich mehre und der er frischte Geist den trägen Körper mit hinaufziehe zur Freiheit und Weite einer reinen heiteren Umschau! Dieser Lebensmuth ist der Gipfel unseres Daseins, den wir von Zeit zu Zeit rüstig erklimmen müssen, damit wir uns nicht selbst verloren gehen.

An solchen Wirkungen wird jedes Alpenbad seine Rivalen in Mitteldeutschland, oder gar in der flachen Ebene weit übertreffen. Durch diese Erfolge auch ist Ischl das erste Soolbad der Welt geworden und seitdem dort die Modesaison der Wiener Aristokratie und das Hexeneinmaleins der raffinirten Gastwirthe eine unnatürliche, ja bösartige Theurung in die Unschuld der Natur hineingezaubert hat, nimmt Reichenhall mit Recht den zweiten Platz unter den Soolbädern ein. Man kann berechnen, daß es in wenigen Jahren an Frequenz Ischl überlegen sein wird.

Um so fühlbarer wird dagegen der Mangel guter Gasthäuser mit wünschenswerthen Mittagsmahlzeiten und die Anlage öffentlicher Spaziergänge und eines Parks, damit die vielen leidenden Patienten

---

188 Der Dreisesselberg.

189 Als Gradierwerk bezeichnet man eine Anlage zur Salzgewinnung: Sie besteht aus einem Holzgerüst, das mit Reisigbündeln verfüllt ist, durch die Sole hindurchgeleitet wird; dabei verdunstet Wasser, wodurch der Salzgehalt erhöht wird; außerdem lagern sich Verunreinigungen der Sole an den Dornen ab, was die Qualität des erzeugten Salzes erhöht.

190 Axelmannstein.

191 Hygieia bzw. Hygeia (griech. Ὑγίεια, Hygíeia bzw. Ὑγεία, Hygeía, „die Gesundheit“) ist in der griech. Mythologie eine der Töchter des Asklepios (griech. Ἀσκληπιός, asklēpiós; lat. Aesculapius); sie ist eine Göttin der Gesundheit und gilt als Schutzpatronin der Apotheker.

sich auch in der Nähe schattiger Gänge zu erfreuen haben. Der Garten des Kurhauses ist ein engherziges Institut, der kühle Weg am Gradirwerk für Brustkranke ein zugiges Terrain. Wen seine Füße aber weiter tragen, oder wer die der Pferde häufig zu Hülfe rufen kann, wird in entfernteren Ausflügen paradiesische Erquickungen finden. Hat ein Bewohner des Flachlandes noch niemals die Alpen gesehen, so bietet sich ihm hier eine bequeme Anschauung ihrer Zauber dar. Wir brauchen das nahe Salzburg und Berchtesgaden mit dem gletscherzerrissenen Watzmann und dem smaragdgrünen Königssee wohl nur zu nennen, um in der Erinnerung unserer Leser eine Fülle oft beschriebener Naturschönheiten zurückzurufen.

Aber auch weniger bekannte Punkte bieten ähnliche Genüsse dar. Die Saalach, ein brausendes Bergwasser, durchströmt den Grund von Reichenhall. Wir wandern den grünen Wellen entgegen und treten mit Entzücken in das großartige, nach Lofer führende Bergthal ein. Wald- und Wiesenfrische rings umher beleben den wechselvollen Anblick und die steilen Kalksteinwände der 7000 Fuß hohen Reitalp[192] senken sich drohend links am Wasser herab. Das aufsteigende Thal führt uns nach dem kleinen Oertchen Unken und von dort nach der Schwarzbergklamm.

Ist auch die Phantasie schon auf dem romantischen Schattenpfad am Unkenbach und an dem Eibel-Wasserfall[193] lebhaft beschäftigt gewesen, so erreicht doch ihre Ueberraschung vor dem mächtigen Felsenthor der genannten Schwarzbergklamm den höchsten Grad. Der brausende Bach hat sich hier tief eingewühlt in eine enge düstere Spalte weicher Kalkfelsen, deren gigantische Wände sich hoch oben drohend in einander wölben. Im schauerlichen schwarzen Grunde toben die wilden Wasser und zerschellen schaumspritzend am Gestein. Nur dann und wann zeigt in der Höhe eine schmale Oeffnung das blaue Himmelslicht, magisch zitternd blitzt es an den feuchten Wänden hinab und zwischen beiden, zwischen dem Lichte da droben und dem Abgrund drunten schreiten wir auf einem schwebenden Holzsteg durch den fürchterlichen Engpaß dahin. Es ist beängstigend, sich der Treue dieser schlüpfrigen Holzbretter anzuvertrauen, die sich oft unter der Last des Wanderers biegen. Doch muthig weiter und hinauf zu den Stufen am Ende der Schlucht! Sie heben uns auf die Schultern der Felsen, deren Eingeweide wir so eben noch prüften, und eine kleine Brücke lenkt den schwindelnden Blick noch einmal hinab. Drunten herrscht todwinkende Oede und finstere Haft; hier droben aber sind Freiheit, Sonnenlicht und Vogelsang und was das Beste ist, dicht daneben ein Garten des gastlichen Forsthauses, wo der Schatten alter Weimuthskiefern[194] einen lockenden Platz zu Ruhe und leiblichen Genüssen bietet. – Ein Weg über den Felsen leitet später wieder auf den alten Pfad nach Unken zurück und ein rascher Wagen des Gastwirths führt uns noch nach Reichenhall. –

In dämmernder Morgenstunde finden wir uns wieder in dem dicht bei Reichenhall gelegenen Dorfe Großgemain[195] zusammen, denn es gilt heute, den Untersberg, den Grabhügel deutscher Sagen, zu erklimmen.

Das Volk in der hiesigen Gegend nennt schon seit altersgrauen Zeiten diesen Berg den „Wunderberg“. In der That wird die Phantasie mächtig erweckt durch seine eigenthümlichen Schluchten, Grotten und Marmorhöhlen, die das gewaltige Terrain zerreißen. Schon seit den Römerzeiten ist dieses Terrain bekannt; ebenso in einer späteren Geschichtsepoche. Oft und gern besuchte Kaiser Karl der Große seinen Freund, den Erzbischof Arno von Salzburg[196], und der berühmte Held verkehrte häufig in dieser Gegend. Die Sage versetzte den deutschen Herrscher deshalb nach seinem Tode in die glänzenden Marmorgemächer des Untersberges. Doch dieser Geisterbann dauert nicht ewig, er endet mit und durch eine Befreiung Deutschlands. Drunten in einem gothischen Marmorthronsaal, an einem Marmortische, die Krone auf dem Haupt und dieses in die Hand gestützt, sitzt die mächtige schlafende Schattengestalt des Kaisers. Ritter und junge thatenlustige Helden umgeben ihn, kunstsinnige Zwerge schmieden Waffen, und Alle harren seines Erwachens. Es erfolgt einmal in jedem Jahrhundert, dann muß ein Zwerg hinaussteigen aus dem Berg und spähen, ob der schon zweimal abgehauene Birnbaum auf dem Walserfelde

[192] Die Reiter Alm.

[193] Die Eibl Klamm.

[194] Die Strobe (Pinus strobus), auch Weymouth- (nach Thomas Thynne, 1st Viscount Weymouth; 1640–1714) oder Seidenkiefer genannt.

[195] Großgmain.

[196] Arn von Salzburg (ca. 750–821), seit 785 Bischof von Salzburg.

noch nicht zum drittenmal neue Zweige schlage und die Gnomen müssen des Kaisers Bart messen, ob er endlich dreimal den Tisch umspanne. Treffen diese Zeichen nicht zu, so versinkt der Kaiser seufzend in neuen Schlummer. Doch es herrscht keine lautlose Stille im Berge, denn regt es sich draußen im Zeitengange der deutschen Geschichte, so stürmt es auch drinnen; die Helden schlagen die Waffen aneinander und von Zeit zu Zeit brechen einige heraus; man sieht Reiter auf feurigen Rossen durch die Lüfte jagen, stumme Züge von Mönchen schreiten in feierlicher Prozession zum Dome von Salzburg und kehren nach nächtlichem Gottesdienst beim Morgengrauen wieder in den Berg zurück. Gnomen und Kobolde necken den Hirten und schöne blondgelockte Frauen in weißen Gewändern ziehen den Wanderer durch holden Gesang in die Felsenklüfte hinab, um ihn Jahre lang in süßen Zauberschlaf zu versenken.

Kommt aber endlich die Zeit, wo der verstümmelte Baum wieder blüht, und der Bart des Kaisers seine Länge erreicht hat, dann zieht der neue Herrscher Deutschlands mit seinen thatendurstigen Heldenschaaren aus dem Wunderberg hervor, er schlägt die große Schlacht am Rhein und seine weise Kraft bringt dem deutschen Reiche die langersehnte Einheit.

So endet die Sage und wir sind an ihrer Hand auf den Gipfel des Berges geklommen. Die entzükkende Gebirgspracht von hundert Riesenspitzen umlagert den Gesichtskreis. Drunten im Nebel liegt die Tiefe. Ueber St. Gilgen die Gebirge von Steiermark und Oberösterreich, der Tauern mit dem Großglockner und den salzburger Alpenketten; bei Lofer wieder die riesigen Steingebirge und links von Incell die gesegneten bayerischen Gefilde.

Wie wir das Alles in trunkener Freude erblicken, wie wir dieses schöne Gebiet unsers großen gemeinsamen Vaterlandes übersehen, da begreifen wir den Ernst der Befreiungssage vom deutschen Kaiser im Untersberg und glauben an die Nothwendigkeit ihrer Erfüllung. Der Kaiser ist die in den Bann geschlagene schlafende Kraft Deutschlands, welcher in der Stille endlich der Bart der Mannheit und des Selbstbewußtseins wachsen wird. Diese schlafende Thatkraft bindet tausend andere Kräfte Deutschlands gegen ihren Willen, die reisigen[197] und die jugendlichen Helden des Kaisers. Der Zwerg, der prüfende Verstand, muß nachsehen, ob die Zeit erfüllt ist und der fruchtbringende Baum auf der Walserhaide, „der Baum der Einheit“, sich wieder zu neuem Leben erholt hat.

Möge jene schlafende deutsche Kraft unsern Lebensruf erhören, den wir von der Hochwacht der deutschen Alpen erschallen lassen! Möge sie bald zum Heil erwachen, gleichviel, ob sie ein befreiender Herrscher sei oder eine herrschende befreiende Idee!

Otto Banck.[198]

---

[197] „im sinne von kriegszug, expeditio gehörig, ‚gerüstet, besonders zu pferde gerüstet, für den krieg, bereit zum aufbruch‘“ (DWG, Bd. 14, Sp. 745).

[198] Der Publizist und Schriftsteller Otto Alexander Banck (1824–1916).



REICHENHALL

Bibliograph. Institut. in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [94]-98.

Karlstein bei Reichenhall.

Diese malerisch schöne Ruine gehört zu den ältesten in Deutschland und auch ihren einstigen Bewohnern fehlte es nicht an einer bewegten Vergangenheit. Man erreicht Karlstein durch einen kurzen Spaziergang von dem berühmten Badeort Reichenhall.

Wir befinden uns hier überhaupt auf einem sehr alten, früh angebauten Kulturterrain.

Schon vor der Ankunft der Römer bildete Noricum[199] (das Nordreich) einen eigenen Staat und zu diesem gehörten auch die Gegenden von Salzburg und Reichenhall. Die Salzquellen dieses Ortes waren schon damals in Betrieb, also viel früher, als man die von Hallein und Berchtesgaden entdeckte. Wir wissen allerdings nicht viel aus dieser dunkeln Periode und kennen nur zwei norische Könige, Kritasir[200] und Vocion[201], welcher der Schwager des berühmteren Ariovist[202] war. Erst elf Jahre vor Christo gelang es dem Kaiser Augustus[203], dieses ausgedehnte Gebiet, das vom Ufer der Donau bis tief in die Centralalpen hineinragte, durch seinen tapfern Stiefsohn Drusus[204] unterjochen zu lassen.

Die Römer entwickelten in allen eroberten Provinzen sofort eine rege Thätigkeit, Anbau und Verkehr zu heben und die Sitten und Anschauungen der Völker zu mildern. So legten sie auch in diesen Gebirgstheilen merkwürdig kühne Straßen bauten an und die Saline von Reichenhall, das damals *Halle ad Salinas* hieß, wurde natürlich als Kammergut des Kaisers in Beschlag genommen, das gleiche Verfahren, wie es von den Römern auch bei allen Silber-, Gold- und andern Bergwerken üblich war. Das Salz, welches wir noch heute unsern Fürsten abkaufen müssen – mit Ausnahme des attischen Salzes[205], das sich nicht in ihrem Besitz befindet – war also schon damals Monopol und die antiken Regierungen hätten auch sicher andere Artikel, welche sie wie die spätern Machthaber nicht erfunden haben, z. B. das Pulver und den Sprit[206] (nicht zu verwechseln mit dem „Esprit"[207]) zum Alleinhandel mit Beschlag belegt, wären diese Dinge bereits damals vorhanden gewesen. Das allgemeinste Bedürfniß, das Wasser, zu besteuern, hat zwar schon manchem Finanzmann schlaflose Nächte bereitet; aber noch keiner fand eine praktische Methode, diese einträgliche Spekulation durchzuführen. Vielleicht gelingt sie der Zukunft.

---

[199] Ungefähr das Gebiet des heutigen Österreich sowie der angrenzenden Gebiete Bayerns (östl. des Inn) und Sloweniens; unter der Bezeichnung Provincia Noricum war es eine Provinz des Römischen Reiches.

[200] Keine Lebensdaten bekannt.

[201] Der norische König Voccio († 16 v. Chr.; überliefert in Caes. Gall. 1,53).

[202] Ariovist († ca. 54 v. Chr.), Heerführer der german. Sueben und Gegner Gaius Iulius Caesars (100–44 v. Chr.).

[203] Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.), seit 13 n. Chr. der erste römische Kaiser.

[204] Nero Claudius Drusus (38–9 v. Chr.).

[205] Feiner, geistreicher Witz (Cic., de orat., 2,217).

[206] Hiermit dürfte wohl Schnaps (von Spiritus) gemeint sein.

[207] Frz. l'esprit, der Verstand, der Geist.



KARLSTEIN bei REICHENHALL

Vierhundert und sechszig Jahre lang blieb Noricum unter römischer Herrschaft, bis die Völkerwanderung begann und der Westgothe Alarich[208] und der Hunne Attila[209] dieses fruchtbare Gebiet nebst vielen andern gewannen. Hierauf kam Otakar[210] (Otto- oder Odokar-Odoacer), der nicht minder wilde Herulerkönig, welcher sein Reich wieder an den Ostgothen Theodorich[211] verlor.

Während dieser Kriegszeiten lag der Salzhandel von Reichenhall darnieder, denn noch im Jahre 696, als die Bojoarier (die späteren Bayern) bereits in diesen Landstrich des Salzburger- und Chiemseegaus eingewandert waren und die einzelnen Bezirke von Graviones[212] (Grafen) verwaltet wurden, fand der heilige Rupert[213] die Salzquellen mit demselben Schutte bedeckt, durch den sie Attila hatte verschütten lassen.

Unter den bayerischen Herzögen blühte diese fruchtbare Gegend allmälig wieder auf und es erhielt endlich durch seinen Salzreichthum das Städtchen den heutigen Namen Reichenhall, auch „Großhalle“ zum Unterschiede von Hallein oder Halleinchen, welches „Kleinhalle“ bedeutete. Da wir nur zeigen wollten, wie frühe dieser Alpenwinkel der Schauplatz historischer Bewegungen bei zeitigem Anbau war, so gehen uns die spätern Schicksale Reichenhalls nichts an und es sei nur erwähnt, daß es in einer Reihenfolge von Jahrhunderten durch viele Ueberschwemmungen des wilden Salachflusses[214] und durch furchtbare Feuersbrünste, Eroberungen und Einäscherungen, auf eine gräßliche Weise furchtbaren Zerstörungen anheimfiel.

Ob zur Römerzeit der fünfhundert Fuß hohe Hügel, auf dem jetzt die Ruinen von Karlstein so wehmüthig mit ihren Grundmauern in der Morgensonne leuchten, schon mit einem Kastell bebaut war, läßt sich nicht entscheiden; ich habe wenigstens keine Ueberreste architektonischer Struktur bemerkt, die römischen Ursprung verriethen. Es läßt sich aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß schon zur Zeit der ersten bayerischen Herzöge dort eine Veste errichtet ist, denn es waren solche Schutzwehren an vielen Punkten nothwendig, um den Raubrittern und Wegelagerern zu steuern, durch deren Gewaltsamkeit die Salztransporte, besonders auf dem Salachflüßchen, weggenommen wurden.

Noch nachdrücklichere Fehden entstanden etwas später, als der heilige Rupert auf der verödeten Stätte der alten Stadt Iuvavia[215] das Bisthum Salzburg errichtete[216], welches dann sehr bald durch Schenkungen aller Art an Größe und Macht gewann und auf diese Weise auch Antheil an den Reichenhaller Salzwerken erhielt. Zwischen den Erzbischöfen von Salzburg und den Schutzherren Reichenhalls, die für die Rechte der bayerischen Fürsten kämpften, kam es selten zum dauernden Frieden.

Nun herrschte damals ein altes, eigentlich aus Franken stammendes Geschlecht in dieser Gegend, welches zu den bayerischen Herzögen hielt. Es war das der Grafen von Plain und von Peilstein oder Pilstein. Die Letzteren hatten ihren Hauptsitz auf der Veste Karlstein. Ob diese in der ersten Zeit ihrer Entstehung einen andern Namen getragen, ist nicht mehr zu ergründen; jedenfalls wurde ihr die Benennung „Karlstein“ als eine Ehre in jener Zeit, wo sich Karl der Große gern hier und im Salzburgischen aufhielt und ohne Zweifel auch auf dieser Burg gewohnt hat, denn die Herren von Peilstein waren die Schirmvögte von Reichenhall und dem dabei gelegenen Kloster St. Zeno, welches Kaiser Karl 803 gründete.

Bei der Ruine selbst fällt ein seltsamer Umstand auf. Obgleich nämlich die Grundmauern noch stehen, so findet man doch in denselben keinen Eingang zu ebener Erde, sondern nur in einer gewissen

---

[208] Der got. Heerführer Alarich I. (got. 𐌰𐌻𐌰𐍂𐌴𐌹𐌺𐍃, Alareiks, „der König aller“; lat. Alaricus; ca. 370–410).

[209] Attila († 453) seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[210] Odoaker (ca. 433–493), seit 476 König von Italien (rex Italiae).

[211] Theoderich der Große (Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

[212] Latinisierung des dt. Begriffs Graf (hier im Pl.).

[213] Rupert von Salzburg, auch Ruprecht (ca. 650–718). Bischof von Worms sowie erster Bischof in Salzburg und Abt des dortigen Stifts St. Peter.

[214] Die Saalach.

[215] Die röm. Bezeichnung für Salzburg war Iuvavum.

[216] Lat. Archidioecesis Salisburgensi; 739 gegründet, 798 zum Erzbistum und 1328 zum Fürsterzbistum erhoben.

Höhe ein Bogenthor. Diesem gegenüber liegt ein anderer Hügel, welchen wir auf unserm Bilde nicht sehen, da er sich gerade im Rücken des Beschauers befindet, und auf dieser Höhe steht die Kirche St. Pankraz. Wenn sie auch von neuerem Bau ist, so stand doch schon vor alten Zeiten an derselben Stelle die Burgkapelle von Karlstein und es geht die Volkssage, daß man nur von der Kapelle aus mit Hülfe einer ledernen Brücke über die Thalschlucht habe in die Veste gelangen können.

Diese Sage gründet sich jedenfalls auf Wahrheit, denn ein anderer Zugang, der doch in einer steinernen Pforte bestanden haben müßte und mit irgend einem Burgweg nothwendig verbunden gewesen wäre, hätte sicher bis auf unsere Zeit Spuren seiner Existenz zurückgelassen. Eine Brücke hingegen, wenn auch nicht von Leder, so doch von Holz, konnte recht wohl im Laufe mehrer Jahrhunderte so verwittern, daß davon nichts mehr sichtbar ist, als eben der Zeuge jenes hochliegenden vorerwähnten Eingangbogens. Wer jetzt die Veste besteigen will, muß sich einer hohen Leiter bedienen.

Von hier droben genießt man eine herrliche Aussicht, im Hintergrunde von dem spitzigen Müllnerhorn und der weißlichen Felsenkuppel des Rißfeuchthorns[217] überragt. Nicht weit vom Fuße der Burg zieht sich der Weg hin, der nach Tyrol über Lofer in das Pinzgau führt. An dieser Straße hatten die Herren von Peilstein eine Mauth, welche, wie Lazius[218], ein alter Chronist, sagt, „der Purch Charlstayn fünffzig Markh Silbers gilt“, nämlich die Karlsteiner mußten den Herzögen von Bayern dafür jährlich fünfzig Mark Silber zahlen, eine Summe, die sie wohl fünffach von den Kaufleuten und Reisenden wieder einnahmen. Auf der entgegen gesetzten Seite hin eröffnet sich dem Blicke der Ausgang des Reichenhaller Thales nach der Salzburger Ebene.

Von keinem Punkte bei Reichenhall kann man freier und tiefer in diese Thalöffnung hineinschauen, und das gerade war wichtig für die aufmerksamen Wächteraugen der mittelalterlichen Vögte von Karlstein, denn da in jenen frühen Tagen noch keine ordentliche, für den Krieg und massenhaften Ueberfall gangbare Straße von Bertholdsgaden (jetzt Berchtesgaden) nach Reichenhall führte, so konnten die Karlsteiner die Salzburger Söldnerschaaren in der weiten Thalsohle herannahen sehen. Auch duldete man zu diesem Behufe weder Waldung noch Buschwerk im Grunde. Hierbei will ich bemerken, daß sich die Leser überhaupt auch alle Burghügel und Schloßberge im Mittelalter nicht romantisch bewachsen denken dürfen, wie sie jetzt meistens sind, sondern völlig kahl rasirt, denn die Buchen, Tannen, Eichen und Haselnußstauden, deren sich dort heute der Wanderer und Maler erfreuen, würden als Schlupfwinkel von Spionen und feindlichen Schaaren viel zu gefährlich gewesen sein. Die Vesten lagen ganz dem heißen Sonnenbrande ausgesetzt und nur bei wenigen war Raum für einen kleinen Burggarten, in dem die Edelfräulein sich ein wenig erquickenden Schatten suchen und die Ritterfrauen einige Küchenkräuter und Gräser für eine sogenannte „Nothkuh“ oder „Nothziege“ bauen konnten, damit man in Zeiten der Belagerung für Kinder und Kranke etwas Milch hatte. Lag ein solches Gärtchen außerhalb der Ringmauern, so wurde es in solchen Tagen sofort von den eigenen Besitzern der Sicherheit wegen vertilgt. Diese Kriegstaktik sollten doch die unwissenden, überspannten und lügenhaften Romanschreiber bedenken, ehe sie uns erzählen, „daß ein feindlicher Trupp sich im Burggarten verborgen hielt, um bei Nacht die schöne Editha aus der Gefangenschaft des wilden Kuno von Eulenhorst zu entführen“, oder „wie ein kühner Page sich an den buschigen Mauern der Veste entlang schleicht, um irgend eine verborgene Pforte auszukundschaften“. Alle diese Dinge waren Unmöglichkeiten, eben so lächerlich für einen Kenner der Geschichte, als der Bericht von einem Lindwurm für den Kenner der Naturkunde.

Ein Mann war es ganz vorzüglich, der dafür sorgte, daß er das Thal von Reichenhall überall mit seinen Falkenaugen durchspähen konnte. Ich meine Paltram Wazo[219], den berühmten, in der Geschichte Wiens bekannten kühnen Vertheidiger jener Stadt, genannt „der Bürgermeister vom Stephansfriedhof.“ Herzog Heinrich[220] von Niederbayern hatte sich nämlich aus Abneigung gegen seinen Bruder, den Kur-

[217] Siehe hierzu S. 61, Anm. 187.

[218] Wolfgang Lazius (1514–1565).

[219] Paltram vor dem Freithof (ca. 1220–1287/88).

[220] Heinrich von Wittelsbach (1235–1290), seit 1253 als Heinrich XIII. Herzog von Bayern und der Pfalz und ab 1255 als Heinrich I. Herzog von Niederbayern.

fürsten Ludwig II.[221], mit dem kriegskundigen Ottokar von Böhmen[222] verbunden, während Ludwig zum Kaiser Rudolph[223] von Habsburg hielt. Im Jahre 1278 aber fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde[224] der tapfere Böhme und der Kaiser verzieh Heinrichs Untreue, sich mit einem Feinde Deutschlands verbunden zu haben, nur unter der Bedingung, daß er gegen seinen Bruder sich künftig friedlich und im Lande ruhig verhalte.

Unter den Streitern, die wegen dieses Kriegs geächtet waren und flüchtig im Lande umherirrten, befand sich auch Paltram, der Freund Ottokars, und als er sich schutzsuchend an den Herzog Heinrich wandte, gewährte ihm dieser auf der Veste Karlstein ein Asyl. Ja er that noch mehr, er sah es gern, daß ein in der Kriegskunst so erfahrener Kämpfer vom Karlstein aus fortwährend mit seinen Schaaren in das Gebiet des Erzbisthums Salzburg einfiel und den dort regierenden Friedrich II.[225], den persönlichen Freund des Kaisers Rudolph, blutig befehdete.

Es waren offene Züge zu freier Feldschlacht auf Salzburger Gebiet, fast immer siegreich für Paltram, und nächtliche Ueberfälle, wie sie damals für nicht weniger ritterlich und ehrenvoll galten. Mit Fackeln ritt man vom Karlstein nieder; an der Grenze löschte man sie aus und ihre Ueberreste wurden erst wieder angezündet, wenn es galt, ein erzbischöfliches Dorf einzuäschern. Bei diesen schrecklichen Verwüstungen, wie sie leider allgemeiner Brauch waren, kamen zahllose vorher glückliche und durchaus unschuldige Menschen um. Es ist zwar immer noch politisches Recht, wenn es auch niemals ein moralisches war und wird: daß die Unterthanen sowohl mit ihrem Gelde als mit ihrem Glück für ihre Gebieter zahlen müssen; aber man ging früher in der rohen Unsittlichkeit noch weiter und hielt es für ordnungsgemäß, ganze Gemeinden zu decimiren, blos weil sie einen andern Oberherrn anerkannten, als der Feind wünschte. Und doch wurden die Aermsten gar nicht gefragt, wem sie zinspflichtig sein wollten!

Nachdem Salzburg durch diesen Vogt von Karlstein großer Schaden geschehen war, wurde Paltram wieder in Bann gethan und die Reichsacht über ihn erklärt. Er fühlte sich nicht mehr sicher und nachdem er, Verrath von seinen eigenen der Kirche ergebenen Mannen fürchtend, entflohen war, nahm er das Kreuz, zog nach Palästina und starb zu Akre[226].

Bis in das sechszehnte Jahrhundert blieb der Karlstein eine Schirmveste der Saline, denn im vierzehnten Jahrhundert war das Geschlecht der Fröschl von Fröschlmoos von den bayerischen Fürsten hier eingesetzt. Von den Fenstern dieser Burg aus sahen dessen Bewohner noch jenen schrecklichen Brand Reichenhalls, der zweihundert Menschen das Leben kostete und den eine Bademagd aus Rachsucht gegen eine Nachbarin angezündet hatte. Sie wurde dafür mit glühenden Zangen „gezwickt“ und dann auf den Scheiterhaufen gestellt. Doch ein Konventuale[227] aus St. Zeno erzählt, man habe sie zum Schrekken aller christlichen Gemüther, nachdem der ganze Holzstoß, – und Holz sparte man damals nicht, – niedergebrannt sei, unversengt und unversehrt und nur vom Rauch erstickt mit geballten Fäusten am Pfahl festgebunden und aufrecht stehend erblickt und erst Tags darauf sei es gelungen, sie zu Asche zu verbrennen. Dies geschah 1515 und Christina hieß diese Missethäterin, und da es noch heutigen Tages Romantiker gibt, die von historischen Fällen erzählen, in denen Menschen ohne jede äußere Veranlassung zu einer Selbstverbrennung in Flammen aufgegangen sind, so mögen sie hier ein Beispiel erblikken, welches eben so viel Werth und Gewicht hat, als die ihrigen und beweist, daß es auch Menschen gibt, welche, trotz der dringendsten äußeren Veranlassung, sich feuerfester erweisen, als viele unserer modernen eisernen Geldschränke.

---

221 Ludwig II. der Strenge (1229–1294), seit 1253 Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein.

222 Ottokar II. Přemysl (tschech. Přemysl II. Otakar; ca. 1232–1278; gefallen), seit 1253 König von Böhmen.

223 Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römischdeutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

224 Die Schlacht bei Dürnkrut und Jedenspeigen am 26. August 1278, in der die Böhmen besiegt wurden; sie gilt als eine der größten Ritterschlachten Europas.

225 Friedrich von Walchen († 1284), seit 1274 als Friedrich II. Erzbischof von Salzburg.

226 Akkon (griech. Ἄκη, Ákē; hebr. עַכּוֹ, ‘Ako; arab. عكّا, ʿAkkā).

227 Angehöriger eines Klosters (von mittellat. conventualis, klösterlich).

Jener Stadtbrand, dem im Laufe der Zeiten fünf andere vorhergingen, ist wohl das letzte Schauspiel für die politisch bereits überflüssigen und ohnmächtigen Besitzer von Karlstein gewesen. Das Geschlecht der Fröschl starb dahin, man ließ die Burg verfallen und in demselben Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg begann, 1618, benutzte man das Material des stattlichen schönen Baues, soweit es leicht abzubrechen war, um es zur Errichtung der Traunsteiner Soolenleitung zu verwenden.

Man hatte damals keine Pietät vor Ritterburgen, die man soeben begann, in die Rumpelkammer der Weltgeschichte zu werfen. Erst eine viel spätere Zeit fand in diesen Reliquien die Poesie der Rückerinnerung wieder, die immer größer und anregender wird, je seltener die Ruinen geworden sind, die von der bewegten Vergangenheit erzählen.

Otto Banck[228].

[228] Siehe hierzu S. 64, Anm. 198.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 100-102.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [99]f.

Ventnor auf der Insel Wight.

Of all the british isles it holds the highest place
And evermore hath been the great'st in Britain's grace.[229]

So sang vor zweihundert Jahren Michael Drayton[230] von der Insel Wight, als sie noch, die vom Schaum des Meeres Geborne, in jungfräulicher Anspruchslosigkeit die Macht ihrer Reize entfaltete. Ist damals schon obiges Dichterwort eine Wahrheit gewesen, wie viel mehr läßt sich dasselbe jetzt von ihr sagen, nachdem die Schöne die volle Strafe ihrer Popularität bezahlt hat, nachdem sie dermaßen zur Löwin der Söhne Englands verzogen worden ist, daß ihr jeglicher natürlicher Reiz, jedwede Naivetät abhanden gekommen ist. Kein noch so verborgenes Winkelchen ist unentdeckt geblieben vor dem lüsternen Auge des Touristen, kein lieblicher Platz mehr, nach dem nicht ein englischer Bau- oder Gartenkünstler seine Hand ausgestreckt hätte. Gruppen und Haine ehrwürdiger Laubbäume verfallen der Axt, um Reihen weißfarbiger Häuser Platz zu machen, die bewachsenen Abhänge werden geebnet, neu bepflanzt und in Terrassen verwandelt, von jedem einzelnen Hügel erglänzen die phantastischen Zinnen und Thürmchen einer neuen Villa, oder einer Cottage, oder eines Castles, und auf den sich durchkreuzenden Straßen, Wegen und Pfaden, welche wie Maschen eines Netzes diese wohlkultivirten Schönheiten gefangen halten, drängt sich die Welt der Sommertouristen, der Sonntagsjäger, der Hochzeitsreisenden, der Invaliden, der Müßiggänger und aller anderen Menschengattungen, welche zeitweilig ihre Wohnsitze zu verändern pflegen.

Dr. Johnson[231] pflegte jede Insel ein „Gefängniß" zu nennen, „*strongly guarded by the seas*"[232]. Obwohl man von einem solchen wenig genug auf diesem Eiland empfindet, so ist es doch hinreichend isolirt, die Phantasie zu beschäftigen. Die Meerenge, welche es von dem Mutterlande trennt, ist gerade breit genug, die alltägliche Geschäftswelt auszuschließen. Eine halbstündige Fahrt entführt uns derselben nach einer gänzlich verschiedenen Region. Auch ist die Ausdehnung der Insel – 5 Meilen[233] größte

---

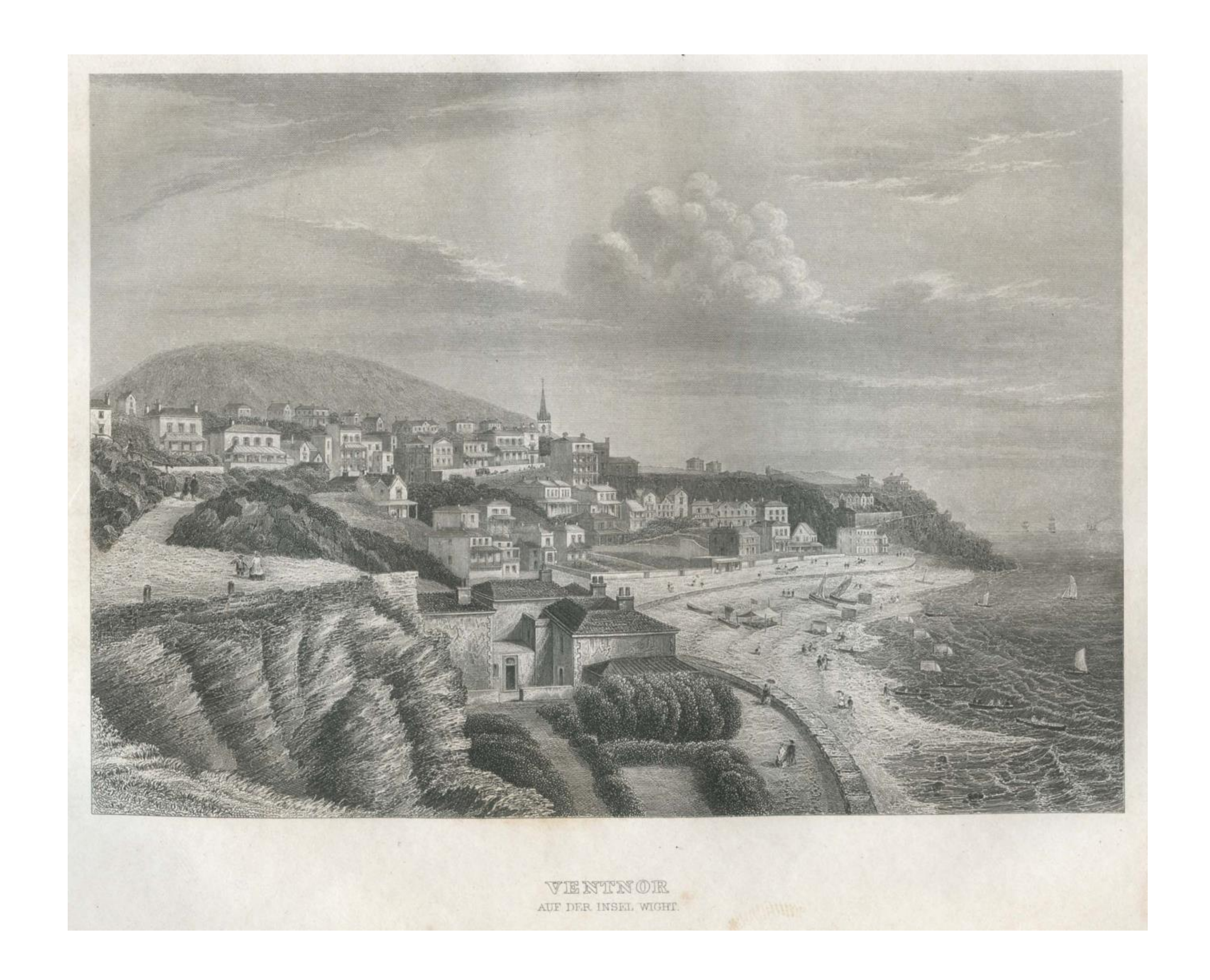
229 Leicht verfälschtes Zitat aus dem „Second Song" von Michael Draytons (s. u.) Werk „Poly-Olbion […]" (London: M. Lownes, I. Browne, I. Helme & I. Busbie [1612]), S. 32, Vers 391/92: „Of all the Southerne Iles shee holds the highest place, \ And evermore hath been the great'st in Britaines grace:".

230 Der engl. Dichter Michael Drayton (1563–1631).

231 Der engl. Lexikograph und Dichter Samuel Johnson (1709–1784).

232 Das Zitat lautet korrekt „Every island is a prison \ Strongly guarded by the sea; \ Kings and princes, for that reason, \ Pris'ners are, as well as we" und wird dem ir. Dramatiker Charles Coffey († 1745) zugeschrieben.

233 Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.



VENTNOR
AUF DER INSEL WIGHT.

Länge und 2 ½ Meilen Breite – eine so begrenzte, daß der Besucher sich leicht auf ihr heimisch fühlt und sie, als wie seine Domäne, bald in jeder Richtung kennen lernt.

Die Scenerie der Insel Wight ist die wilde romantische der Küste neben der anmuthigen friedlichen des fruchtbaren Hügellandes. Während letzteres so ganz den saftiggrünen parkartigen Charakter ächt englischer Landschaft trägt, flache Thäler mit hie und da schmucken Landhäusern, unter schattigen dichtbelaubten Baumgruppen oder behaglich aussehenden Farmhäusern auf grünem Plan, umgeben von reichlichen Anzeigen des Wohlstandes und fruchtbringenden Fleißes, oder mit anheimelnden malerischen Dörfchen um alte wettergraue Kirchthürme gelagert, an einem See oder Flüßchen, in dem sich reiche Buchen- und Eichenpflanzungen spiegeln, oder durch die Büsche einen Blick auf den fernen Meeresspiegel gönnend, – während diese Eindrücke unwillkürlich die Erinnerung an längst gesehene und vergessene Ideallandschaften eines Watteau[234] oder Claude[235] wach rufen, so bietet dagegen die Südküste der Insel das wilde bewegte Schauspiel des Kampfes zwischen Meer und Land, das Bild der Zerstörung und Unwirthlichkeit in höherem Grade als irgend eine Küste des Kanals.

Nach diesem Theil der Insel führt uns unser Bild. Es ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich förmlich von den Hügeln losgetrennt hat, denen er angehörte, ein gutes Stück seewärts eingesunken ist und nun, wie sein Name (Undercliff) richtig bezeichnet, eine wilde, wüste Klippenregion bildet, die sich in einer Länge von 3–4 Stunden und eine halbe Stunde breit, zwischen Meer und Land erstreckt. Diese auffallende Trümmerbildung ist dadurch zu verstehen, daß im Grund der sich einige hundert Fuß über der See erhebenden Kalkabhänge Lager von blauem Thon sich befinden, welche, leicht zerstörbar, vom Anprall der Wogen ausgewaschen, der Oberfläche die Stütze entziehen und sie zum Einsinken nöthigen, ein Naturprozeß, der noch ununterbrochen vor sich geht, wenn auch so langsam, daß seit Menschengedenken nur wenige Veränderungen wahrnehmbar geworden sind; 1799 ereignete es sich, daß eine ganze Farm von 100 Acker[236] Land mit Häusern und Bewohnern plötzlich, wie durch ein Erdbeben, in Bewegung gerieth und, ein Werk rascher und gänzlicher Zerstörung, sich den vorangegangenen Trümmerhaufen des Undercliff zugesellte. Das Ganze bildet eine chaotische, zu unregelmäßigen Terrassen sich aufthürmende Felsenmasse, welche die eigentliche höher gelegene Küste der Insel vor dem Andrang der Wogen trefflich schützt.

Dieser ungeheure Klippenwall hat auch sein eigenes Klima so gut, wie seine eigene Scenerie. Tiefer gelegen als das Hochland der Insel, dennoch aber über dem Meer erhaben, bietet er gleichzeitig Schutz gegen die Rauheit der Nord- und Westwinde und ist frei von aller Feuchtigkeit. Völlig frei für die Strahlen der Morgen- und Mittagsonne, herrscht dort eine allgemein höhere und gleichmäßigere Temperatur, als im übrigen England. Kein Wunder, daß seine Söhne, welche die halbe Welt nach einem ihnen zuträglichen Klima zu durchsuchen pflegen, sich von jeher für das Undercliff ihrer Insel Wight enthusiasmirten und den Beinamen: das britische Madeira, für keinen unerlaubten Eulogism[237] halten – so schwer es auch für Andere sein mag, die Vorstellungen von der paradiesischen Insel der heißen Zone, von dem ewigen Frühling in ihren Orangenhainen mit dem Grau der von jeglicher Vegetation entblößten Felsen des Undercliff in Verbindung zu bringen.

Indeß hat doch der Ruf von den Wundern seines heilkräftigen Klima's die Leidenden und Genesenden so zahlreich nach diesem öden Küstenstrich gelockt, daß er Sommer und Winter und in seiner ganzen Ausdehnung ein vielbelebter Aufenthalt geworden ist. Der am bequemsten, aber auch malerischst gelegene Ort ist Ventnor – vor vierzig Jahren noch ein Haufe von einem halben Dutzend Fischerhütten, jetzt eine stattliche, aus Hotels, Boardinghäusern[238], Läden und Kirchen bestehende Residenz reicher Gäste, die es sich angelegen sein lassen, dem fashionablen Brighton eine hoffnungsvolle Konkurrenz entstehen zu lassen.

H. N.

[234] Der frz. Maler Jean-Antoine Watteau (1684–1721).

[235] Der frz. Maler Claude Lorrain (1600–1682).

[236] Der Imperial Acre entsprich exakt 4.046,86 m^2.

[237] Lobpreis (von griech. εὐλογία, eúlogía, „das gute Wort").

[238] Engl. für die Pension.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 110-112.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [99]f.

Limburg an der Lenne[239].

Es war ein herrlicher Augusttag, als ich von Iserlohn über das Gebirge nach Altena hinunterstieg; die Lenne wallte spielend zu meinen Füßen und ich schaute glücklich über die vor mir schwebende Brücke in das Thal, das immer lockender zu werden versprach, je weiter der Blick es verfolgte, je enger es zu werden schien. Ueber mir ragte die Burg eines der berühmtesten und ältesten Geschlechter Deutschlands, die Burg der Grafen von der Mark; wohl lockte ihre historische Bedeutung wie ihre viel versprechende Lage mich hinauf, doch noch mehr lockte mich das eben so einfache, als geheimnißvoll schöne Thal; darum wieder den Stab zur Hand und nun fort, hin durch die enge Thalwinde der Grüne[240], durch das weiter sich öffnende Thal von Letmathe, Oestrich etc.; – der ganze herrliche Weg eingefaßt von Eisen- und Stahlwerken aller Art, von schönen Landhäusern und weißen Mühlen, von frischsaftigen Wiesen und dunklem Gehölze – und jetzt stehe ich vor der steinernen Bogen-Brücke von Limburg an der Lenne, sehe das alte, umfangreiche Schloß Hohen Limburg, mit seinen auffallend hohen Ringmauern, vor mir auf bewaldeter Höhe und unwillkürlich fallen mir Freiligraths[241] Worte ein:

„Wollt ihr sie belauschen, die Musik der Natur, die Stimmen der Wasserfeen, die Melodien des Elements? Ihr müßt euch auf die Brücke von Limburg setzen, wenn es Nacht ist, wenn der Mond Geister weckend seine Strahlenpfeile in die krausen Wellen der kleinen Wehren hinabschießt; über die Breite der Lenne, scheint es, ist eine Reihe von Metallglocken gespannt und die Feen läuten sie, sie läuten mit allen Glocken die Mondnacht ein, das ist für das lebendig rührige Geschlecht der Sonntag der Menschen; dazwischen hört ihr sie lachen und jauchzen und wehklagen und seufzen, ohne Rast, ohne Ruh ihrer Wasserorgeln Kadenzen durchlaufend, eine wundersame Messe, über welche die Strahlenmonstranz am Himmel von oben her ihren Segen ausgießt. Ihr könnt euch nicht losreißen von dieser sonderbaren Musik, die unverkennbar, keine Dichter Phantasie, in euer Ohr dringt; ihr müßt ihr lauschen; bis im Glanz des Morgens das Thal von Hohen-Limburg vor euch liegt und ihr aus euren Träumen geweckt mit innerlichem Entzücken die Blicke rund umher in das Landschaftsbild sich einsaugen laßt. Es ist eine Gegend, um zum Kinde darüber zu werden: ich habe gelacht und geweint und gejubelt über die Schönheit von Hohen-Limburg; es ist nichts als zwei Reihen hoher Berge, dazwischen ein Fluß, an seinem linken Ufer eine Stadt und über der Stadt ein Schloß; aber aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf

[239] Seit 1879 Hohenlimburg, seit 1. Januar 1975 in die Großstadt Hagen eingemeindet.

[240] Der „Grüner Bach".

[241] Der Dichter und Übersetzter Ferdinand Freiligrath (1810–1876).



LIMBURG a. d. LENNE

nichts bedeutenden Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste, die ergreifendste Rede zusammengesetzt, die der Schöpfer zum Menschen sprechen kann, eine Rede, die aus eurem tiefsten Herzen einen Strom von Glückseligkeit aufsprudeln läßt, als ob nun alle eure Sehnsuchts- und Freudeknospen zu lichten Glücksblüthen aufgebrochen seien, voll und duftig wie die ersten Kirschblüthen über eurem träumerischen Haupte: das Blut fließt so leicht und rasch, daß es alle Gedanken euch entreißt, als werfe es sie wie Blumensträuße dieser Schönheit zu."[242]

Und der Dichter hat so recht und die herrliche Aussicht von Hohen-Limburg lockt so bezaubernd, daß wir von dem Städtchen selbst gar nichts Besonderes sagen können. An und für sich bietet es auch wenig anderes Interessantes dar, als sein reiches, starkes, tüchtiges Ansehen einer echt westphälischen Stadt des Eisens und des Stahls; es gehört eben zum Ganzen oder vielmehr: es ist eben nur der zusammenhaltende Ruhepunkt für all die Reize, die dieses Paradies Westphalens bilden. – Alte Schlösser, die keine besondere historische Bedeutung haben, zu beschreiben oder zu besprechen, ist nicht unsere Art; so möge denn auch Hohen-Limburg darauf verzichten, hier beschrieben zu werden. Aber der Wanderer möge darum seinen Besuch ja nicht versäumen, wohlgepflegte Anlagen und Wege geleiten ihn angenehm und leicht hinauf. Von einer Gallerie der hohen Ringmauer aus, wird ihm sicher ein unvergeßlicher landschaftlicher Genuß zu Theil und er wird das Thal Lenne für eines der schönsten in Deutschland erklären.

Wer nun noch den ganzen Reichthum des herrlichen Thales genießen will, der wandere entweder über die Lenne-Brücke, – angesichts der Berghöhe, weiland mit dem früheren Schlosse Eickel[243], jetzt mit dem Monumente des Patrioten Möller[244], – links ab nach dem früheren großen adlichen Damenstift Elsey; dann weiter bis in das köstliche Wiesenthal, wo die Lenne sich in die Ruhe[245] ergießt; da sieht er auf hohem, steilen Berghaupt die mächtigen Ruinen von Hohensyburg liegen und zu ihren Füßen liegt, – als ödes, einsames Dorf, – Syburg, die einst so große und starke Stadt des gewaltigen Sachsenherzogs Wittekind, oder er schlage den Weg nach Hagen ein, der an der Veste Raffenstein[246], an dem Felsen der Limenpforte[247] und des Weißensteins – mit sinnigen Sagen und Märchen durchflochten; mit den ersten Anklängen der Sagen von den getreuen Weibern zu Weinsberg – vorbei führt. Das Alles, Alles gehört zu Limburg an der Lenne; das Alles macht es zum Paradies der rothen Erde.

A. Schloenbach[248].

[242] Leich verändertes Zitat aus dem von Ferdinand Freiligrath (s. o.) und Levin Schücking (1814–1883) herausgegebenen Werk „Das malerische und romantische Westphalen. […]." (Barmen und Leipzig: Langwiesche u. Volckmar 1840), S. 211f.

[243] Dieser Name findet sich lediglich in Freiligrath/Schücking, Malerisches […] Westphalen, wie S. 77, Anm. 242, S. 214. Obengenanntes Werk diente offensichtlich als Vorlage für diesen Aufsatz.

[244] Der Prediger Johann Friedrich Möller (1750–1807); zu seinen Ehren war am 7. Mai 1814 ein Denkmal oberhalb des Mühlenbergs enthüllt worden.

[245] Die Ruhr.

[246] Die Ruine Raffenburg.

[247] Recte: Hünenpforte.

[248] Der Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 112-120.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [210]-216.

Preston.
(1862.)

Das waren sehr denkwürdige Tage für Preston, die Septembertage im Jahre 1862. Die Fabriken von Preston standen still und an die zwanzigtausend seiner Einwohner hungerten; aber von den Dächern der öffentlichen Gebäude hingen Fahnen und Guirlanden, die Glocken von allen Thürmen läuteten und in der Mitte seiner festlich geputzten Straßen erhoben sich Triumphbögen und Ehrenpforten. Erschütternde Gegensätze in der That: Blumen und Kränze, welche mit ihrem Duft und ihren Farben die starren Züge des bittersten Mangels zudecken; Musik, welche die Seufzer von Tausenden begräbt, und lauter Jubel einer Zukunft ins Gesicht, welche kalt und finster dasteht, ein dichter Nebel über einem Grabe – ein Fest, wie es in der alten Zeit nur Römer, in der neuen nur Engländer feiern konnten.

Preston feierte seinen Gildentag – „the Preston Guild“– welchen es seit dem Jahre 1328[249] und der Regierung Eduards III.[250] fünfhundert Jahre lang, fast regelmäßig alle zwanzig Jahre einmal, gefeiert hat. Municipalbeamte zu wählen, die Stadtakten zu revidiren, lokale Vorschriften über Zölle und Märkte zu erlassen, alte Immunitäten und Privilegien zu erneuern und die Beziehungen zu den benachbarten „kleinen Herren“, den „Lords“, zu ordnen: dies ungefähr mag das Hauptgeschäft der Gildenzusammenkünfte viele Jahre gewesen sein. Allmälig aber, wie zu erwarten stand, rückte der festliche Theil dieser Zusammenkünfte in den Vorder- und ihr geschäftlicher Theil in den Hintergrund, bis in späteren Tagen Pferderennen, theatralische Vergnügungen, Prozessionen, Reden, Festmahle, Cricketpartien, Regatten, Feuerwerke und Traktamente[251] in den Sonntagsschulen an die Stelle der alten und strengen Pflichten traten, welche der Mayor[252] und die Bailiffs[253] der Vergangenheit auszuüben hatten. Die städtischen Urkunden von Preston sind in einer vollständigen Reihe von Heinrich II.[254] bis Georg IV.[255] aufbewahrt;

249 „The Preston Guild“ wird seit 1179 begangen, nachdem Heinrich II. (siehe hierzu S. 78, Anm. 254) erstmals die Erlaubnis zur Bildung einer Kaufmannsgilde erteilt hatte; seit 1542 findet sie in zwanzigjährigem Turnus statt.

250 Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377), seit 1327 König von England und Wales.

251 Verpflegung, Bewirtung, Schmaus (von mlat. tractamentum, die Verpflegung).

252 Engl., Bürgermeister.

253 Engl., Gerichtsvollzieher, Amtmann; hier im Sinne von Amtsträger.

254 Heinrich II. (engl. Henry II; 1133–1189), seit 1154 König von England.

255 Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.



PRESTON

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

und obgleich die Korporationsakte von 1835[256] viele von den alten Ehren des „stolzen“ Preston umhieb, so wurde der Gildentag im Jahre 1842 doch herrlich gefeiert und die Frage von 1862 war: ob dieses ein Jahr sei, um Feste zu begehen? Nicht in Preston allein – in ganz England ward diese Frage lebhaft erörtert. Denn ein Schicksal hatte unterdessen Preston betroffen, an welchem ganz England Theil nahm. Preston und der sogenannte Baumwollendistrikt im Norden von England, namentlich Lancashire, in welchem Preston liegt, waren aufgestanden, um Märtyrer zu werden für die Politik von England. Es ist nicht an uns – und wir Deutschen haben am Wenigsten ein Urtheil in dieser Sache – zu sagen, wer in dem unglückseligen Streite, welcher die einst Vereinigten Staaten und das Sternenbanner zerrissen[257], das Recht auf seiner Seite hat – ob der Norden, oder der Süden, ob Morill-Tarif[258] oder Sklaverei. Aber England entschied sich für die Neutralität, und die Ersten, welche den furchtbaren Stoß dieser Politik und der ungebrochenen Blokade empfanden, waren die armen Arbeiter des englischen Nordens, von Manchester, Blackburn, Stockport, Wigan und Preston, welche von der Baumwolle leben. Jeder Ballen Baumwolle, welcher in Virginia verbrannt wurde, häufte Elend auf ein Arbeiterhäuschen von Lancashire, und schon waren von den 380,000 Arbeitern, welche in dem Baumwollendistrikt rund um Preston leben, wenigstens 200,000, das heißt mehr als die Hälfte, entweder ganz arbeitslos oder hatten so wenig Arbeit, daß sie davon allein nicht existiren konnten, als der September und die Zeit der Preston-Gilde sich näherte. Uns erinnert dieses Bild einer hungernden Stadt, mit Fahnen und Kränzen bunt behängt, an Nero[259], welcher musicirte, während Rom brannte; und unwillkürlich hat diese Feier eines seltsamen, mittelalterlichen Festes mitten in der tiefen Agonie einer bereits begonnenen Hungersnoth für unsern Begriff etwas Grausames, und die Lustigkeit derselben etwas Gespensterhaftes. Aber die Engländer haben stärkere Nerven, als wir, ihre etwas verweichlichten Vettern, und bei all ihrer stark markirten Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit eine Zähigkeit im Festhalten am Alten und Verjährten, welche sich nur dadurch von der Stabilität einer gewissen Partei[260] in Deutschland unterscheidet, daß sie mehr ein Gefühl, eine Stimmung, als ein Princip ist. Es ist bekannt, daß die Engländer die widerspruchvollste Nation sind; aber dieser Widerspruch macht sie groß. Jeder Engländer, an sich und für sich betrachtet, ist zu gleich der konservativste und liberalste Mann von der Welt; die politischen Gegensätze von Bewegung und Stillstand sind dort nicht, wie bei uns oder den Franzosen, auf zwei große und getrennte Massen der Nation vertheilt, welche bereit wären, die Frage schließlich im Straßenkampf zu lösen: sondern in der Seele jedes Einzelnen von der Nation ist die Mischung vorhanden, und ihr öffentliches Leben hat darum im besten Sinne, neben seiner praktischen Tüchtigkeit, einen poetischen Anhauch, weil jene Stimmung nicht daraus verschwunden ist, noch jemals gänzlich daraus wird verschwinden können. Wenn die Engländer einen König entthront oder eine Dynastie, eine Religion verändert haben, so wurde die revolutionäre Handlung jedesmal durch eine Autorität der Vergangenheit begründet. Oeffentliche Aufzüge, Schaugepränge sind dorten populär. Jedesmal noch, am 5. November, wird – zur Erinnerung an die Papistenverschwörung des sieben zehnten Jahrhunderts – ein „Guy Faw-

[256] Der am 9. September 1835 vom König gebilligte und am 1. Januar 1836 in Kraft getretene „Municipal Corporations Act 1835“ (5 & 6 Wm. IV., c.76), der die seit alters her verbrieften Rechte der Kommunen in England und Wales einer grundlegenden Reform unterzog.

[257] Der am 12. April 1861 mit der Beschießung von Fort Sumter durch die Südstaaten begonnene Bürger- bzw. Sezessionskrieg zwischen den in der Konföderation zusammengeschlossenen Südstaaten South- und North-Carolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas, Tennessee, Missouri, Arizona und Kentucky sowie den in der Union verbliebenen übrigen (Nord-) Staaten der Vereinigten Staaten Amerikas von 1861 bis 1865, in dem die Nordstaaten letztlich den Sieg davontrugen und damit die Sklaverei endgültig abschafften.

[258] Ein am 2. März 1861 von den Vereinigten Staaten eingeführter erhöhter Einfuhrzoll (eine Art Schutzzoll), der nach dessen Initiator, Senator Justin Smith Morrill (1810–1898), benannt worden war; er sollte die heimische Industrie fördern und für hohe Industriearbeiterlöhne sorgen.

[259] Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

[260] Die reaktionäre preuß. Konservative Partei, besser bekannt unter dem Namen Kreuzzeitungspartei (so nach ihrem hauptsächlichen Publikationsorgan benannt).

kes“[261] durch die Straßen von London geschleppt und in der Gestalt desselben ein verhaßter Papist des Tages (bis zum Krimkriege der dritte Napoleon[262] und in den neuern Jahren „der letzte Papst“[263]) öffentlich an den Straßenecken verbrannt. Der Lord Mayor von London hält noch regelmäßig am 9. November jeden Jahres seinen feierlichen Umzug durch die City. Die Peers von England tragen ihre Hermeline und die Richter ihre Perrücken, wie vor sechshundert Jahren. Es ist wirklich zum Erstaunen, welch eine Masse von Mittelalterthum noch unter den Engländern unserer Tage lebt. Die Citykompagnien mit ihren prachtvollen Stadthallen und die übrigen Korporationen, obwohl eines Theils ihres ehemaligen Glanzes beraubt, sind die Stammsitze dieses Gefühls, durch welche dasselbe namentlich in den Mittelklassen stetig erhalten bleibt; und in all diesen Körperschaften ist eine Tendenz wahrnehmbar, solch alte Traditionen nicht blos nicht untergehen zu lassen, sondern immer neu zu beleben. Ein jeder Aldermann[264] hält eine Art von Entschuldigung für nothwendig, so oft er seinen pelzverbrämten Mantel und seine Kette anlegt; aber er würde alle Gerichtshöfe des Königreichs in Bewegung setzen, wenn man sie ihm nehmen wollte. Nicht blos die Kollegien, sondern auch die bürgerschaftlichen Korporationen bewahren das Silbergeschirr, die „Gratias“-Humpen[265], die großen Silberscepter und Stäbe der Vergangenheit; und in einigen Citykompagnien von London setzen Meister und Wardeine[266] noch immer an den Tagen der Feste und Wahlen die alten Schirm- und Schutzhauben, die sogenannten „caps of maintenance“[267] auf, welche vor fünfhundert Jahren verfertigt worden sind. Daß dieses Gefühl, diese Anhänglichkeit an das Alte nicht unverträglich sei mit dem wirklichen Fortschritt in allen Künsten des Lebens und der Regierung, zeigt uns das Bild Englands in sprechenden Farben; und daß dieses Gefühl sogar Stand hielt gegen die dunkeln Wolken, welche eine noch dunklere Zukunft prophezeien: dieses ist eine Garantie sowohl als ein Zeichen, wie tief es in den Herzen der Nation wurzelt.

So schmückte sich denn Preston zu Anfang des Septembers 1862 mit all der Herrlichkeit und dem Prunk vergangener Zeiten, und wochenlang mischten sich in den öffentlichen Blättern Englands die Berichte von der Arbeiternoth in Lancashire mit den Festberichten der Preston Gilde.

Aber wie sah es – wie sieht es in Preston aus, nachdem der kurze Feiertagsjubel verrauscht, nachdem die Kränze abgerissen, die Musik verstummt war, und man bei der ungeheuern Stille, die ihr gefolgt, und die kein Arbeiten der Maschine, kein Sausen von Rad und Spule mehr unterbrach, das ängstliche Klopfen von zwanzigtausend schwer gedrückter Herzen vernehmen konnte?

Es war ein trüber, regnerischer Septembernachmittag, als ich, in diesem Jahre, Preston zum zweiten Male besuchte. Ich fuhr von Liverpool dahin. Es waren vier Jahre, seitdem ich Preston zum ersten Male gesehen hatte. Damals kam ich von Irlands Küsten herüber. Wohl erinnere ich mich noch des lustigen Städtleins, wie es da lag unter dem warmen Herbstsonnenschein, wie die Kette der Hügel ringsum glänzte, wie die Wiesen, frisch vom Thau, dampften und in den leicht wallenden Frühnebel die großen Fabrikschlöte ihre schwarzen Rauchwolken hineinbliesen. Ich erinnere mich der ruhigen, reinlichen Straßen, in denen nur selten ein Wagen oder ein Mensch gesehen ward, weil Alles bei der Arbeit war, die Menschen in den Fabriken, die Pferde draußen in den Feldern. Ich erinnere mich vergnügter Nachmittage, wo ich mit den Männern von Preston auf einem weiten Bowling-Green[268], und nicht

---

[261] Der engl. kath. Offizier Guy Fawkes (1570–1606; hingerichtet); zum Gedenken an die Pulververschwörung (engl. Gunpowder Plot) des Jahres 1605, bei der das Parlament in die Luft gesprengt werden sollte, um anschließend einen kath. König zu installieren, wird noch heute jedes Jahr am 5. November die „Bonfire Night“ mit Straßen- und Fackelumzügen begangen; zudem wird eine Guy-Fawkes-Puppe verbrannt.

[262] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), 1848 bis 1852 französischer Staatspräsident, dann bis 1871 als Napoléon III. Kaiser der Franzosen.

[263] Wohl Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst.

[264] Engl., der Ratsherr, Stadtrat.

[265] Ein Zeremonienhumpen des Stadtrats, der z. B. hochstehenden Personen bei ihrer Ankunft in der Stadt kredenzt wurde.

[266] Engl. warden, der Wächter (von lat. guardianus, der Wächter, Hüter und frz. gardien, der Aufseher).

[267] Engl. Turnierhut; eine karminrote, mit Hermelin besetzte Kopfbedeckung als Zeichen besonderer Ehre.

[268] Ein Bowling Green ist im weiteren Sinn eine gegenüber der Umgebung schüsselförmig vertiefte, und damit durch eine Böschung begrenzte, meist längliche Rasenfläche für das engl. Bowls- bzw. frz. Boule-Spiel.

minder vergnügter Abende, wo ich mit ihnen im „rothen Löwen“ zusammen war. Auch der schönen Emily Herbert[269], der berühmten Zeitungsverkäuferin von Preston Station, erinnere ich mich, wie sie mit einem großen Blumenbouquet dastand, als ich Abschied nahm, und mir mit ihrem Lockenkopf freundlich winkte, bis der Zug verschwunden war. Aber von diesem lustigen Preston sollte ich dieses Mal Nichts sehen. Emily stand nicht da; eine Herbstsonne, kein Grün, kein Leben – traurig nur im Abendwinde und Regen raschelten die halbwelken Kränze, welche von dem Gildenfeste übrig geblieben waren. Mein erster Weg, sobald ich mir im Victoria-Hôtel Zimmer genommen (ich hätte das ganze Haus haben können, so leer war es darin), war gegenüber zu einem Freunde von Ehedem, einem gemüthlichen, alten Burschen mit einer Frau, vier Kindern, einem röthlichen Barte und dem besten Herzen von der Welt. „Schlechte Zeiten,“ rief er, indem er mir seine starken, knochigen Hände entgegenstreckte, um die meinigen zu schütteln. Ich hätte mir's nicht eingebildet, daß die Noth so rasch um sich greifen kann. Aber hier sah ich's, obgleich mein Freund zu den bessern Klassen von Preston gehört und erst indirekt den Stoß empfinden kann, der die eigentliche Masse des niedern Volkes betroffen. Der Verlust stellt sich erst allmälig, aber um so empfindlicher ein. Die Hauseigenthümer erhalten keine Renten, die Kaufleute können getrost ihre Läden schließen, und die Abgaben steigen von Woche zu Woche. Das muß zuletzt Ruin auf die ganze Stadt bringen. Zwar gehen durch das ganze Britenreich die Sammlungen für den Baumwollendistrikt im großartigsten Maßstabe – denn die Engländer wissen, daß die armen Weber von Lancashire für eine nationale Idee darben; aber was in einem Monat zusammenkommt, reicht kaum für eine Woche aus. Der wöchentliche Verlust an Arbeitslöhnen betrug in dem Distrikt damals schon wenigstens 100,000 L. St.[270], und wird im Ver laufe des Winters sich auf 150,000 L. St. die Woche steigern. Bei der niedrigsten Schätzung wird die zur Unterstützung der unbeschäftigten Arbeiter nach dem Verhältniß von 2 Schilling per Kopf wöchentlich nothwendige Summe vor Weihnachten noch die gewöhnliche Armensteuer um 30,000 L. St. übersteigen; und wenn die Noth ihre Höhe erreicht hat, wird es 100,000 L. St. wöchentlich kosten, um die Arbeitslosen vor dem Verhungern zu schützen. Die Steuerauflage, um diesem Elend zu begegnen, wird von drei bis fünf Schilling auf das Pfund Sterling betragen, und dieses, da so viele Steuerpflichtigen arm sind, wird die Last der Vermögenden zu sieben bis acht Schilling vermehren – d. h. 2 Thlr. 10–20 Sgr.[271] auf jede 6 Thlr. 20 Sgr. Erst wenn die Noth ihren Gipfel erreicht hat, wird vielleicht das Parlament einschreiten, da es das Princip hat, der lokalen Verpflichtung und dem allgemeinen Wohlthätigkeitssinne nicht vorzugreifen; „dann aber“, schloß mein Freund seinen Bericht, „werden wir Alle Bettler sein.“ – Der alte, gute Bursche war ganz melancholisch geworden, indem er so gesprochen hatte; aber auch der Thee, welcher nun hereingebracht wurde, war gegen frühere Jahre sehr schmal geworden. Alle jene luxuriösen Kleinigkeiten, welche den englischen Theetisch auszeichnen, waren verschwunden, und das wehmüthige Lächeln der Wirthin, indem sie die Tassen füllte und zum Essen einlud, sagte mir mehr, als die ganze Beredsamkeit ihres Mannes vorher. Der arme Schelm that mir leid. Der dünne Thee schien ihm nicht besonders zu schmecken; ich kannte seine Vorliebe zu einer Cigarre und einem Glase Punsch. Das aber waren schon unbekannte Dinge in den Häusern von Preston geworden. Ich lud ihn daher ein, mich in das Hôtel zu begleiten. Seine Frau machte zwar Einwendungen; aber der natürliche und nur schwer unterdrückte Hang zum Wirthshaus überwog in ihm und er begleitete mich. Es sah betrübt aus in dem Wirthshaus. Die hübschen Mädchen an der Barre[272] – ächte „Lancashire witches“[273] – hatten so gut, wie gar nichts zu thun; und obgleich in der Rauch- und Trinkstube ein tüchtiges Feuer brannte, so war doch Niemand darin, um an demselben

---

269 Nicht ermittelt.

270 Das brit. ₤ entsprach das gesamte 19. Jhd. hindurch einem Gegenwert von ca. 10 €; erst nach dem 2. Weltkrieg verlor es langsam aber stetig an Wert. Bis 1971 entsprach 1 ₤ 20 Shilling (s); auf 1 Shilling gingen wiederum 12 Pence (d).

271 Abkürzungen für Taler und Silbergroschen; nach dem preuß. Münzgesetz vom 30. September 1821 gingen auf einen preuß. Taler 30 Silbergroschen zu je 12 Pfennigen.

272 Veraltet für Bar.

273 Engl.: „Lancashire Hexen“; so benannt nach dem gleichnamigen Roman (London: H. Colburn 1849) von William Harrison Ainsworth (1805–1882), der die Lancashire-Hexenprozesse des Jahres 1612 thematisiert, die noch unter dem Eindruck der Pulververschwörung von 1605 (siehe hierzu S. 81, Anm. 261) geführt worden waren.

zu rauchen und zu trinken. Spät noch kam ein Mann herein, welcher sich zu uns an das Feuer setzte. Mein Freund machte mich mit ihm bekannt. Er war ein Mitglied des Prestoner Armen-Unterstützungs-comités, und kehrte eben von einem Gang durch sein Quartier zurück. Seine Erzählungen von Dem, was er in der letzten Viertelstunde gesehen, waren herzzerreißend. „Dicht hier vor dem Wirthshaus," sagte er, „traf ich ein kleines Mädchen, dünn gekleidet, aber Spuren besserer Tage an sich tragend; das kleine Mädchen versuchte einem Hunde einen Knochen aus dem Maule zu reißen, welchen er irgendwo gefunden haben mochte. Der Hund knurrte und wollte den Knochen nicht hergeben, und das kleine, hungrige Wesen blieb traurig stehen, indem der Hund mit seiner Beute fortlief. Was wolltest du mit dem Knochen machen? fragte ich das Kind. – Ich hätte von dem Knochenhändler Salz dafür bekommen, und der Bäcker hätte mir für das Salz ein Stück Brod gegeben, sagte das Kind und die dicken Thränen liefen ihm dabei aus den Augen. – Ich bin nun durch den ganzen Baumwollendistrikt gewandert," fuhr der Mann, sichtlich bewegt, nach einer Pause fort, „und überall habe ich dieselben Scenen gezwungener Unthätigkeit gesehen, – dieselbe ungewohnte Klarheit der Luft, weil kein Schornstein mehr raucht, dieselbe Traurigkeit in den Gesichtern – aber Gott sei Dank auch überall dieselbe Ehrenhaftigkeit, dieselbe standfeste Tugend im Ertragen des Elends. Ich habe kaum eines der kalten Häuser in jenen langen Reihen düsteren Backsteingemäuers, welche die Arbeiterviertel in unsern Fabrikstädten bilden, besucht, in welchem nicht Tag für Tag eine lebendige Heldengeschichte ausgeführt würde, mit mehr Heroismus und mehr Poesie zuweilen, als unsere Romanschriftsteller erfinden könnten!"

„Und wann wird das Ende kommen für so viel unverdientes Leiden?" fragte ich. „Nicht vor dem Sommer," erwiederte der Beamte; „entweder hat dann der Krieg in Amerika aufgehört, oder die vermehrte Baumwollenzufuhr aus Ostindien hat dann begonnen. Denn wir haben eine große Lehre durch diese Noth, die uns jetzt betroffen, erhalten; die nämlich, daß es sehr unbedacht von uns gewesen, unsere ganze Existenz auf die eine Zufuhrquelle aus Amerika zu setzen. Warum haben wir nicht früher daran gedacht, daß wir ruinirt sein würden, wenn diese einzige Quelle verstopft wird? Die Baumwollen-Zone umfaßt ein Drittel der bewohnten Erde. Von Virginia bis nach Paraguay gibt es kaum einen Fleck auf den beiden großen Kontinenten von Amerika, auf welchem Baumwolle nicht gepflanzt werden könnte. Der ganze Kontinent von Afrika, Madagascar eingeschlossen, ist Baumwollenland; ebenso der Süden von Spanien, Italien, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Arabien, Persien, Turkestan, Indien, Tibet, China, die Inseln und der ganze australische Kontinent, nördlich von Sidney und dem Swan River. Zwar ist die Baumwolle aus den meisten der genannten Gegenden nicht der Baumwolle aus den Amerikanischen Sklavenstaaten zu vergleichen, da die Arbeit und Erfahrung so vieler Jahre hier zu einer Verfeinerung des Artikels geführt hat, der anderwärts noch lange vermißt werden wird. Indessen ist die Noth die Mutter der Erfindungen; und wie jedes Uebel sein Gutes hat, so wird diese Zeit des Elends, wenn wir sie nur männlich durchmachen, eine Garantie dafür sein, daß wir eine solche zum zweiten Male nie wieder erleben werden – weder wir noch unsere spätesten Nachkommen."

Indem der Beamte so schloß mit gehobener Stimme, die etwas Prophetisches für mich hatte, hörten wir von draußen einen traurigen Gesang. Er kam von der Straße her und wir traten vor die Thüre. Da stand ein junges Weib, ungefähr dreißig Jahre alt, mit einem Kinde im Arm, singend, in einer süßen, klagenden Stimme, eins von jenen Lancashire-Liedern, welche hier zahlreich noch im Munde des Volkes leben. Es war das erste Lied, welches sie in ihrem Leben auf der Straße gesungen hatte, und die zitternde Stimme, das gesenkte Auge, indem sie ihr Kleines krampfhaft an sich drückte, waren in der That rührender, als ich es beschreiben kann. Als das Lied zu Ende war, sah das arme Geschöpf sich mit einem schüchternen Blick in dem Kreis um, welcher sich eingefunden hatte; aber sie hatte nicht berechnet, ob ihre Kraft auch ausreichen würde, – der Augenblick war härter, als sie gedacht hatte, und plötzlich brach sie in eine leidenschaftliche Fluth von Thränen aus. Während wir dastanden, von Mitleid und Kummer bewegt, trat auf Einmal ein starker, wettergebräunter Bursch aus der Mitte des Kreises, nahm seine Mütze vom Kopfe, sammelte für die Arme und gab ihr, was er erhalten hatte. Und da waren Bettler genug, die mit feuchten Augen sich von ihrem letzten Kupferstück trennten, um Eine zu unterstützen, die arm war, wie sie, aber nicht die Kraft hatte, zu betteln!

Am andern Morgen – es war ein Sonntagsmorgen und der Regen hatte nachgelassen – machte ich mit meinem Freunde und dem Beamten eine Wanderung durch die Arbeiterquartiere von Preston. Obgleich ich viel traurige Anblicke dort hatte von leeren kümmerlichen Wohnungen, in welchen es sonst

gar schmuck und nett ausgesehen hatte – von müßigen Burschen in zerrissenen Jacken, die dutzendweise vor den Thüren lungerten, von Frauen und Mädchen, deren ganzer Sonntagsstaat ein abgelegtes Baumwollkleid von früher war, von Kindern, welche vor Hunger weinten: so hat diese Wanderung doch einen sehr erhebenden Eindruck in mir zurück gelassen. Keinen Vorwurf las ich in diesen von Gram gezeichneten Gesichtern, keine Verzweiflung, keinen lästerlichen Entschluß– nur Ergebung, stille Ergebung. Von düsterer Verbissenheit ist nichts zu sehen. Sie denken nicht an Aufruhr gegen die Obrigkeit, noch geben sie wilden Regungen der Rache gegen die Reicheren Raum. Sie fühlen, daß sie der ganzen Nation jetzt ein großes moralisches Beispiel zu geben bestimmt sind. Sie betteln nicht, sie tragen ihr Elend nicht zur Schau; und als ob ein erhöhter Geist in sie eingezogen wäre mit dem Bewußtsein der höheren Aufgabe, die sie nun übernommen haben: das Verbrechen in Lancashire hat in dem Grade abgenommen, als die Noth darin zunimmt.

Solch ein Bild möcht' ich dem deutschen Volke zeigen – solch ein Bild von Schweigen und Dulden um des Gesetzes willen! von Hunger und Kummer, von Noth und Trübsal, männlich getragen für's Vaterland! Dieses illustrirt auf schönere Weise als jeder wirkliche Tod das „dulce et decorum“[274] des römischen Poeten[275]; dieses ist die wahre Römertugend, von welcher man uns in der Schule gesagt, daß sie nun gänzlich aus der Welt verschwunden sei. Nein! sie ist nicht verschwunden; sie lebt noch, lebt noch im Volke von England, in den Distrikten der armen, halbverhungerten Weber von Lancashire. Hier, tretet mit mir in eines dieser steinernen Häuschen von Preston. Der Vater, ein Mann von vierzig, sitzt auf einem Schemel vor dem kalten Kamin, und um ihn hockt eine Familie von sechs Kindern auf dem nackten Boden und eine Frau in einem Leinenmantel. Sonst, in besseren Tagen, um diese Zeit, saß der Mann in einem weichen, gepolsterten Lehnstuhl, und rings um den wohlbestellten Tisch saßen die Frau und die Kinder, alle im Sonntagsputz, und ein gutes Feuer brannte im Kamin, auf dessen Rande, umgeben von allerlei hübschen bunten Gläsern und Porzellanfiguren, eine stattliche Uhr tickte. Damals aber arbeiteten auch der Vater und alle sechs Kinder in der Fabrik und hatten zusammen wöchentlich ihre zwei Pfund Sterling. Da plötzlich entbrannte der Krieg in Amerika und die Krisis kam, und die Baumwolle blieb aus, und die Fabrik hatte nur noch drei Arbeitstage, und die Familie nur noch zwölf Schillinge die Woche, um davon zu leben. Aber härtere Zeiten standen bevor – die Fabrik ward ganz geschlossen, und nun hörte jeder Verdienst auf. Von dem Schilling per Kopf, welches die Armenkasse als Wochenunterstützung bis jetzt gewährt hat, kann kein Mensch leben, und alle die kleinen Haushaltsschätze gingen, eins nach dem andern, – zuerst die wenigen Luxusgegenstände, die paar Bücher, die Guitarre oder die Handharmonika, die fast in keinem Hause der musikliebenden Arbeiter von Lancashire fehlten, dann der Lehnstuhl, die Uhr, Glas und Porzellan, die andern Stühle, der Tisch – alle die andern Laren[276] und Penaten[277], die Bilder von den Wänden, die Kohlen aus dem Kamin, die Kleider aus dem Schranke, die Betten aus der Kammer – bis Alles nackt und leer und nichts zurückgeblieben war, als dieses braune, dicke Buch allein: die alte Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf dem ersten Blatt und ihren vielen Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit.

Die alte Bibel ist das Letzte, das Einzige fast, was der hungernde Arbeitsmann von Lancashire noch sein Eigen nennt. Ich sah sie in einem jeden von allen Häusern, die ich besucht habe. England aber darf stolz sein auf Männer, wie diese. Einst, in späteren Zeiten, wenn es auf dieses Elend zurückblickt, so standhaft erduldet, so heldenmüthig, so fest und ohne Wanken: dann wird es der Geschichte desselben eine Stelle gönnen neben den glorreichsten Thaten der Nation und mit Stolz sich erinnern der Männer

---

[274] Lat.: „Dulce et decorum est pro patria mori / Süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben.“ (Hor. Carm. 3,2,13).

[275] Der röm. Dichter Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.).

[276] Die Laren (lat. Pl. Lares) waren in der röm. Mythologie Schutzgeister bestimmter Orte und Familien.

[277] Die Penaten (lat. Dii Penates) waren in der röm. Religion die Schutzgötter der Vorräte und gehörten zu den privaten Schutzgöttern eines Haushalts.

von Lancashire, welche der Welt gezeigt haben, daß es nicht minder ruhmvoll sei, für das Vaterland zu hungern, als für das Vaterland zu sterben! –

Julius Rodenberg[278].

[278] Eigentl. Julius Levy (1831–1914); deutscher Journalist und Herausgeber bedeutender Zeitschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Rodenberg war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 120-123.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 57-59.

Das Engelberger Thal[279].

Wer das Ideal eines Hirtenthales, wie es die Phantasie am heimatlichen Heerde im Norden sich schafft und mit den lieblichsten Farben ausmalt, in Wirklichkeit kennen lernen will, der folge uns, wohin unser Bild uns führt, ins Engelberger Thal! Gebettet in den weichen, grünen Schooß der Alpmatten, lagert es, in erhabenster Gebirgsumgebung, wie ein blumiges Eiland im wilden majestätischen Ocean, ein heimlicher holder Winkel voll Friedens, voll feierlicher Ruhe und hoher edler Einfalt, den man mit Recht den Krondiamant in der landschaftlichen Schatzkammer Unterwaldens genannt hat.

Der Weg dahin führt vom Vierwaldstättersee aus, die Engelberger Aa aufwärts, die zwischen Buochs und Sankt Antoni als ein schönes blaues Bergwasser in jenen See fällt, durch ein abschüssiges Bergthal, das anfangs immer enger wird und erst nach längerer Steigung sich weitet. Je weiter man kommt, desto wilder wird der Charakter der Gegend, besonders nachdem man Grafenort, das alte Herrenhaus des Großvaters Rudolfs von Habsburg[280], hinter sich hat. In jäher Tiefe zur Rechten schäumt der Fluß durch sein enges Felsenbett, links steigen Berg und Wald empor, in prachtvoller Mischung. Endlich, beim sogenannten Schwand, öffnet sich der Wald, die Wände treten zurück und allerliebste Alpenlandschaften entwickeln sich mehr und mehr. Noch um eine Waldecke wandern wir, und das Ziel ist erreicht: das reizende Gelände des Engelberger Thals mit seinen malerischen Häusergruppen und der stattlichen Abtei[281] am Eingang desselben dehnt sich vor uns aus. Es ist länglich rund und rings von zerrissenen Felsgiebeln und ungeheuern Bergen umfangen, die sich meist in schroffen Abschüssen niedersenken. Der Standpunkt, den der Zeichner unseres Bildes wählte, ist vom Kloster etwas thaleinwärts auf einer kleinen Anhöhe. Der majestätische Bergkoloß in der Mitte vor uns (im Süden) ist der Titlis, von dem links (südöstlich), aus mächtigen Schneelagern emporragend, die schwarzen Felszacken der Spannörter emporragen. Weiterhin umschließen das Thal (auf dem Bilde nicht sichtbar) im Osten der Schloßberg, das Gemsispiel und der Sättelistock[282], der Weißstock und der Hahnenberg, im Norden der

[279] Engelbergertal.

[280] Siehe hierzu S. 70, Anm. 223.

[281] Die Benediktinerabtei war im Jahre 1120 von Konrad von Sellenbüren (siehe hierzu S. 88, Anm. 294) gegründet worden und zählt zu den größten Barockanlagen der Zentralschweiz.

[282] Der Grosse Sättlistock.



ENGELBERGER THAL mit dem TITLIS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Planggengrat[283], Rothstock[284] und Wallenstock[285], im Westen und Südwesten das Hochlicht[286], der Salisstock, Zingelstock, der Laubersgrat, der Ochsenkopf, der Rizistock[287] und der Wildgeisberg[288]. Während so das Thal gegen Süden völlig geschlossen ist, liegt es gegen Nordwesten der rauhen Bise[289] offen, und verdrießlicher andauernder Regen ist daher kein seltener Gast bei den Engelbergern. Sie nennen ihn den „grauen Thalvogt“, und wissen sein Kommen vorher, wenn sie den Gipfel des Salisstockes mit düstern Wolken umhängt sehen und die unter irdischen Wasser murmeln und tosen hören. Ueberhaupt ist das Klima des Thales, das 3180 Fuß hoch liegt, ziemlich rauh; Obst und Getreide kommen nicht mehr fort, dagegen prangt es im herrlichsten, blumenreichsten Graswuchs und die prachtvollsten Tannen- und Buchwaldungen erquicken Auge und Sinn des Wanderers. Im Frühling und Winter sind Lawinen häufig. Die Gemeinde des Engelberger Thales zählt etwa 2000 Einwohner, die in 215 zerstreuten Stätten wohnen. Sie leben von Viehzucht und Alpenwirthschaft und beschäftigen sich nebenbei mit Seidenkrempeln[290]; auch gibt ihnen das Kloster, namentlich durch seine großen Sennereien, Manches zu verdienen. Es ist ein kräftiger Volksschlag von treuherzigem Wesen, in der Kleidung von den übrigen Unterwaldnern nicht wesentlich verschieden.

„In diesen Gründen (sagt ein schweizer Schriftsteller, J. Reithard[291]) waltet der Geist feierlicher Einsamkeit und ladet den einkehrenden Fremdling zu ernsten Betrachtungen ein.

Denn der Geist einsamer Stille, der den Waldstrom hoch umkreiset,
Des Gebetes Geist, der schwebet über Wald und Bergesstufen,
Hat dahin, wo Menschenaugen sich Natur am rauhsten weiset,
Jederzeit die auserwählten, frommen Seelen beigerufen.[292]
(Lamartine[293].)

So mag wohl der Geist der Einsamkeit auch dem Stifter des Klosters, dessen stattliche Gebäude bei der Weitung des Thales sich erheben, zum Herzen des frommen Konrad von Seldenbüren[294] gesprochen haben, als derselbe einen Frieden suchend, den die Welt nicht gibt, in dieses entlegene Bergthal eingedrungen war. Er gehorchte der Stimme und begann (um 1100) das Kloster zu bauen, nachdem die Au bei Buochs, welche zuerst zum Bauplatz bestimmt war, ihm zu wenig einsam geschienen hatte. Der Stifter, durch einen Leibeigenen grausam ermordet, liegt nebst dem ersten Abte Adelhelmus[295] in der Klosterkirche begraben. Nach der Sage soll dem letztern, bei seinem Sterben auf dem Hahnenberge, an dessen Fuß das Konventhaus mit seinen weitläufigen Oekonomiegebäuden liegt, wunderbar von den Engeln musicirt worden und dadurch der Name „Engelberg“ entstanden sein.“[296] Das Thal stand bis zur

---

[283] Der Planggenstock.

[284] Der Engelberger Rotstock.

[285] Der Grosse Walenstock.

[286] Der Hohlicht.

[287] Der Rigi.

[288] Der Huetstock oder Wild Geissberg.

[289] Bise bzw. Biswind ist eine im oberdt. Südwesten (Südbaden, Schweiz, Vorarlberg) verbreitete Bezeichnung für einen aus Norden, Nordosten oder Osten wehenden, schneidend kalten und trockenen Wind.

[290] Das Seidekämmen bzw. -streichen, allgemein (da auch für Wolle zutreffend) eine Verarbeitungsstufe der Textilfabrikation.

[291] Der schweiz. Schulmann, Dichter und Publizist Johann Jakob Reithard (1805–1857).

[292] Dieses Zitat findet sich so nur in „Meyer’s Universum“ und konnte im Werk von Alphonse de Lamartine (s. u.) leider nicht ausfindig gemacht werden.

[293] Der frz. romantische Dichter und Politiker Alphonse de Lamartine (1790–1869).

[294] Konrad von Sellenbüren († 1126; ermordet).

[295] Adelhelm († 1131), seit 1124/26 erster Abt von Engelberg.

[296] Wohl aus dem von Johann Jakob Reithard (siehe hierzu S. 88, Anm. 291) und Johann Jakob Ulrich (1798-1877) herausgegebenem Werk „Die Schweiz in Bildern mit erläuterndem Text […]“ (Stuttgart: H. Fuessli & Cie 1850). Leider ist im Internet kein Exemplar dieses Werkes einsehbar.

Staatsumwälzung der neunziger Jahre[297] unter der milden Herrschaft des Krummstabs. Damals herrschte der humane Leodegar Salzmann[298], der sich wie kein früherer Abt seines Völkleins annahm und dessen sittlichen Wohlstand durch Lehre und Beispiel, den ökonomischen durch Einführung der Seidenkrempelei wirksam förderte. Andere Aebte früherer Zeit, z. B. Barnabas Bürcki[299], einer der beredtesten und geachtetsten Vertheidiger des Katholicismus zur Reformationszeit, haben sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Der Abt war zu jenen Zeiten der Monarch des Thals. Er wählte bei seinem Amtsantritt aus eigner Machtvollkommenheit Amman[300], Statthalter, Pannerherrn[301], Fähndrich und Waibel[302], worauf die Thalgemeinde einen Zwölfervorschlag machte, aus dem der Prälat vier Männer zu wählen hatte. Jene fünf und diese vier bildeten zusammen das „Thalgericht.“ Als letzte und höchste Instanz entschieden unter des Abtes Vorsitz die fünf ältesten Konventualen. Seit 1798 bildet die Gemeinde Engelberg einen integrirenden und gleichberechtigten Theil von Obwalden, und ist vom Kloster unabhängig, obschon die frommen Väter, die nicht nur die materiellen Interessen, den Käse- und Heuhandel fast ausschließlich in Händen haben und die Bankiers der Thalbauern machen, denen sie Kapitalien auf Zins leihen, sondern auch im politischen Leben ihre Meinung geltend zu machen wissen, nach wie vor die Herren im Lande sind. Innerhalb der Mauern hat sich der Abt[303], der unmittelbar unter dem Papst steht, seine absolute Souveränetät gewahrt und regiert mit monarchischer Selbständigkeit. – Die Gebäude des Klosters sind weitläufig, und einzelne Gemächer, z. B. die des Abtes stattlich, im Ganzen aber architektonisch nicht ausgezeichnet. Sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert, denn das Kloster, das bereits früher zweimal (1197 und 1306) abgebrannt war, mußte, nachdem es 1723[304] abermals ein Raub der Flammen geworden war, zum viertenmal frisch aufgebaut werden. Die 20,000 Bände starke Klosterbibliothek enthält manche interessante Codices und Inkunabeln[305], von denen freilich die Franzosen 1793 unter Lecourbe[306] den größten und werthvollsten Theil hinweggeschleppt haben.

Vom Engelberger Thal leiten ziemlich stark begangene Pässe über die Surenen nach Aldorf[307] und über den Jochberg nach Meiringen. Andere Uebergänge führen vom Kloster aus über das Juchli nach dem Melchthal[308] und über die Storegg nach Sachseln. Der Gipfel des Titlis, früher für unersteigbar gehalten, wird jetzt vom Engelberger Thal aus, ohne besondere Schwierigkeit und Gefahr in 6 Stunden erstiegen. Er gehört unbestritten zu den imposantesten Bergen der Urschweiz. Wie eine für Ewigkeit errichtete Felsenwarte erhebt er seine Massen, von Ost und Süd gesehen, fast scheitelrecht aus den furchtbar zerrissenen Eisschründen der Uraths[309]- und Wendegletscher[310], den Gipfel mit einer 175 Fuß dicken Schneehaube bedeckt, – während der nach West und Nordwest absinkende Schneerücken sanft gewölbt und fast sphärisch abgerundet ist. Die Aussicht von seinem Gipfel gehört zu den prächtigsten,

---

[297] Die Besetzung der Schweiz durch die Truppen der Französische Republik in den Jahren 1798 bis 1802, die in der Schweiz zu folgenreichen polit. Verwerfungen führte.

[298] Lodegar Salzmann (1721–1798), seit 1769 Abt von Engelberg; mit ihm erloschen die Herrschaftsrechte, und die Engelberger Talbewohner wurden in die Freiheit entlassen.

[299] Barnabas Bürki (1473/74–1546), seit 1505 Abt des Klosters.

[300] Schwyzerdütsch für Amtmann.

[301] Schwyzerdütsch Venner, der Verantwortliche für die Militär-, Steuer- und Marktaufsicht.

[302] Schwyzerdütsch für Amtsdiener.

[303] Plazidus III. Tanner (1797–1866), seit 1851 Abt des Klosters Engelberg.

[304] 1729.

[305] Wiegendrucke (von lat. Pl. incunabula, Windeln, Wiege); Druckerzeugnisse aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst, die zwischen 1454 und dem 31. Dezember 1500 hergestellt wurden.

[306] Der frz. General Claude Jacques Lecourbe (1759–1815); er kommandierte 1799 Teile der Helvetischen Armee (frz. Armée d’Helvétie).

[307] Altdorf.

[308] Melchtal.

[309] Der Uratgletscher.

[310] Der Wendengletscher.

reichsten und wildesten, die es gibt; namentlich ist der Blick gegen Süden großartig und wahrhaft erschütternd.

B.[311]

[311] Das „B.“ dürfte für Alfred Edmund Brehm (siehe hierzu S. 31, Anm. 78) stehen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 123-125.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 57-59.

Ischl.

Oberösterreich – Salzburg – das Salzkammergut – Ischl! Name auf Name, – erst den weitesten Kreis bezeichnend, bis der schöne Mittelpunkt gefunden ist, ein Ziel für Tausende, die Genesung suchen oder doch Stärkung – Stärkung für das Gemüth, für den Körper, wie eine reizende Natur und ein Wandern und Weilen auf den Bergen sie immer zu geben vermag.

Ischl ist der Hauptort des Salzkammergutes, ein Marktflecken im Bezirk Gmunden an der Traun und am Ischl, die hier sich vereinigen. Malerisch reizend liegt es im Mittelpunkte der Thäler, welche sich zum Traun-, Hallstädter-, St. Wolfganger- und Attersee erstrecken und eine der schönsten Gegenden des Landes, Europas, der Welt bilden. In dem eine Stunde nach Osten entfernten ischler Salzberge (3174 Fuß hoch) wird Salz durch Auslaugen gewonnen und in den ischler Salzwerken weiter verarbeitet. Schon seit 1571 besteht diese Salzsiederei. Aber 1822 benutzte man diese Gabe der Natur nicht nur zum unentbehrlichen Nahrungsmittel, sondern auch als Heilkraft für die Menschen durch Anlegung eines Soolbades, und vorzüglich diesem verdankt Ischl seine Hebung und seinen Ruf. Von Jahr zu Jahr wurden die Badeanstalten verbessert, Dunst- und Schlammbäder kamen hinzu, auch eine Schwefelquelle ward vielfach benutzt. So ist der Ort zu 2200 Einwohnern angewachsen, und alljährlich findet sich eine noch viel zahlreichere Bevölkerung von Badegästen und Fremden dort ein. Ein geschmackvolles Badehaus[312], das großartige Sudhaus[313], ein hübsches Theater[314], Posthaus[315], Bürgerspital[316], eine Schwimmschule, eine stattliche (natürlich katholische) Kirche[317] mit einem Römerstein[318] an der Außenseite und eine Anzahl geschmackvoller Häuser und Villen gereichen ihm zur besonderen Zierde. Nach allen Seiten hin sind für die Badegäste Promenaden angelegt worden, mit wohl einem halben Hundert Ruheplätzen, die immer neue wechselnde Aussichten und malerische Gruppirungen zeigen. Zu

---

[312] Die von 1829 bis 1831 nach Plänen von Franz Xaver Lössl (1801–1885) erbaute Trinkhalle.

[313] Das in den Jahren 1826 bis 1835 erbaute Kolowrat-Sudhaus, das bis 1965 in Betrieb war.

[314] Das hier angesprochene Gebäude wurde durch das in den Jahren von 1873 bis 1875 nach Plänen von Hyazinth Michel (1846–1904) erbaute Kurhaus ersetzt.

[315] Das 1827/28 von Franz Koch († 1849) erbaute ehemalige „Hotel zur Post", dessen Betrieb 1988 eingestellt wurde.

[316] Im Jahre 1787 auf der Pfarrwiese erbaut.

[317] Die in den Jahren 1771 bis 1780 neuerrichtete Stadtpfarrkirche St. Nikolaus.

[318] Der angeblich für einen Romanus, Sohn des Maternus, und seine Gattin Romana Argentonia errichtete Grabstein aus der Zeit um 200 n. Chr. ist seit mindestens 1530 am Kirchturm zu finden.

den schönsten Punkten gehören: Schwalnauers Garten[319], der Dachsteinplatz mit der Ansicht des Gletschers, der Siriuskogel[320], der Prater mit der Schießstätte, der Kalvarienberg etc. Das Schönste aber hat doch die Mutter Natur hier gethan, die das Thal bildete in seiner romantischen Schönheit, zwei Flüsse hindurchschlang wie ein funkelndes Geschmeide und gewaltige Bergriesen, wie den Dachstein einerseits und das Höllengebirge anderseits, zu seinen Wächtern setzte.

Könnten sie nur auch dies Paradies bewachen vor dem Feind, der im Innern lauert, vor der Pfaffenherrschaft finsterem Druck, der auch hier im Stumpfsinn und in der sittlichen Verkommenheit des Volks sich bemerklich macht, wachen aber auch, daß nicht von außen Feinde eindringen, die immer im Geleit eines regen Fremdenverkehrs und Badelebens sind: das Spiel, der Schwindel, Lug und Trug in allen Schichten der Gesellschaft. Könnten sie wachen, daß nicht gar die Diplomatie hier ihre Karten mischte, unheilvolles verdecktes Spiel zu treiben mit der Wohlfahrt der Völker, gerade dann am meisten, wenn man ihren Wünschen nicht offen und rücksichtslos entgegenzutreten wagt.



Franz Joseph I. von Österreich (siehe hierzu S. 93, Anm. 327).

Man braucht nicht weit auszuholen, um sich zu dieser Bemerkung veranlaßt zu fühlen – nicht allein durch die traurige Berühmtheit der karlsbader Beschlüsse[321] wird sie gerechtfertigt. Auch Ischl war mehr als einmal der Schauplatz verhängnißvoller Konferenzen. Die Reaktion, die nach dem deutschen Frühlingstraum von 1848 und 1849 ihr Haupt immer siegreicher erhob, in diesem paradiesischen Stückchen schöner Gotteserde suchte sie Stärkung für sich selbst, und wo Salz- und Schwefelquellen sich ergossen, da boten ja Analogien ein günstiges Zeichen für ihr Werk. Im August 1850[322] hielten hier der österreichische Ministerpräsident, Fürst Schwarzenberg[323], der russische Minister von Nesselrode[324] und Herr von Meyendorf[325], der russische Gesandte in

---

319 Der Schmalnauer Garten.

320 Der Siriuskogl.

321 Die Karlsbader Ministerialkonferenzen vom 6. bis zum 31. August 1819, auf der vier Gesetzesvorlagen vorbereitet wurden, die anschließend vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. Main im Eilverfahren verabschiedet wurden: Die Exekutionsordnung (Regelung der militär. Intervention des Deutschen Bundes bei Unruhen in den Einzelstaaten), das Universitätsgesetz, das Preßgesetz (Pressegesetz) und das Untersuchungsgesetz. Gemeinsam bewirkten sie das Verbot der öffentlichen schriftlichen Meinungsfreiheit und der Burschenschaften, die Überwachung der Universitäten, die Schließung der Turnplätze (Turnsperre von 1820 bis 1842), die Zensur der Presse und Entlassung und Berufsverbot für liberal und national gesinnte Professoren, die ihre Einstellung ihren Schülern vermittelten (sog. „Demagogenverfolgung“).

322 Am 27./28. August 1850. Dieses Treffen sowie das der beiden Monarchen im Jahr darauf hatten die Überwindung der Folgen der Revolution von 1848/49 zugunsten der herrschenden Dynastien zum Inhalt.

323 Felix Fürst zu Schwarzenberg (1800–1852), seit 21. November 1848 bis zu seinem Tode österr. Ministerpräsident.

324 Der russ. Diplomat und Staatsmann Karl Robert Reichsgraf von Nesselrode-Ehreshoven (russ. Карл Васильевич Нессельроде, Karl Vasil′evič Nessel′rode; 1780–1862), seit 1816 Außenminister, ab 1845 Kanzler des Russischen Reiches.

325 Peter von Meyendorff (russ. Пётр Казимирович Мейендорф, Pëtr Kazimirovič Mejendorf; 1796–1863), von 1839 bis 1850 russ. Gesandter am preuß. Hof und anschließend bis 1854 Botschafter in Wien.

Berlin, ihre Zusammenkunft. Und ein Jahr später, am 30. August 1851[326], traf sich hier der Kaiser Franz Joseph[327] von Oesterreich mit dem König von Preußen Friedrich Wilhelm IV.[328] Was auch dort in's Geheim verhandelt ward: der Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes galt es nicht, noch etwa dem Fortschritt in seinen Einzelländern, denn wir wissen, was später Alles geschah, um Deutschland aufs Neue dem Hohn des Auslandes Preis zu geben und selbst die billigsten Wünsche der Völker zum Schweigen zu bringen.

Louise Otto.[329]

---

[326] Am 31. August 1851.

[327] Franz Joseph I. (1830–1916), seit 1848 Kaiser von Österreich. Die Lithographie von Eduard Kaiser (1820–1895) wurde nach einer Zeichnung vom 13. April 1861 geschaffen.

[328] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

[329] Louise Otto-Peters (1819–1895), eine sozialkritische Schriftstellerin und eine der Mitbegründerinnen der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung.



ISCHL

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 127-134.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 38-44.

Helgoland[330].

Die Insel Helgoland, das deutsche Capri, wie man sie wohl nennen könnte, wenn ihr nicht in der Nähe ein Neapel und ein Vesuv und andere italienische Herrlichkeiten fehlten, ist für das größere deutsche Publikum erst im Laufe dieses Jahrhunderts, um so zu sagen, entdeckt worden, genau gesagt im Jahre 1826, wo auf Betrieb des schon seit Jahren für diese Idee rastlos thätigen Schiffbauers Jakob Andresen-Siemens[331] endlich das Seebad eröffnet wurde, und zwar nur mit vier Badekarren auf der Düne und zwei am Strande des Unterlandes. Helgoland gehört somit zu den jüngsten Seebädern; denn die Seebäder von Dobberan[332] (schon 1794[333] errichtet und somit das erste deutsche Seebad), Nordernei[334] (1797), Travemünde, Wangeroge[335], Kuxhaven[336], Putbus, Zoppot[337], Warnemünde, Kiel, Swinemünde u. s. w. wurden schon früher gegründet und nur das reizende Heringsdorf und einige andere Anstalten, die aber nicht viel mehr als bloße kleine Ortseinrichtungen geblieben sind, haben ein späteres Geburtsjahr. Ehe das Seebad gegründet war, wußte man von dieser Insel und ihren eigenthümlichen Reizen im Allgemeinen wenig in Deutschland, und außer einigen Geographen hatte bis dahin noch kaum Jemand über dieses einsam aus der Nordsee hervorragende Felseneiland geschrieben.

Seit Errichtung des Seebades, namentlich aber seit der Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung[338] mit Hamburg ist dieses Eiland oder, wie man es fast nennen möchte, dieser meerumspülte Felsenblock einer der beliebtesten und besuchtesten Rendezvousplätze für Bade- wie für Vergnügungsreisende aus allen Theilen Deutschlands geworden; ja die Insel hat es durch die eigenthümlichen Vorzüge ihrer Lage, ihrer Formation und ihres Bades zu einem europäischen Rufe gebracht. Dichter[339] haben sie, ihre Bewohner und Bewohnerinnen besungen, Touristen sie in unzähligen Feuilleton-

---

330 Engl. Heligoland. Die Inselgruppe Helgoland und Düne gehört erst seit 9. August 1890 wieder zum deutschen Staatsgebiet.

331 Der Schiffbauer Jacob Andresen Siemens (1794–1849).

332 Seit 1921 Bad Doberan.

333 1793.

334 Norderney.

335 Wangerooge.

336 Cuxhaven.

337 Poln. Sopot.

338 Im Jahre 1834 durch die „Hamburger Dampfschiffs-Compagnie“.

339 Z. B. Heinrich Heine (1797–1856) mit seinem „Helgoländer Tagebuch“ und Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798–1874), der im Jahre 1841 auf Helgoland das „Lied der Deutschen“ verfaßte.

artikeln, Skizzen und Büchern geschildert, Novellisten Stoffe daher entlehnt, Maler ihre grotesken Schönheiten oder die nationalen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner als Motive benutzt und selbst dramatische Dichter haben Scenen aus dem helgolander Volksleben für die Bühne verarbeitet. Man möchte fast sagen, es sei eine Ehrensache für einen gebildeten Deutschen geworden, auch einmal in Helgoland gewesen zu sein, um mitsprechen zu können; und wer Helgoland nicht besucht hat, der kennt wenigstens sein Aussehen und seine Gestalt aus einer der zahlreich vorhandenen Abbildungen oder er wird es jetzt aus der dem „Universum" einverleibten kennen lernen. Im Sommer 1828 waren nur etwa 200, im Jahre 1831 kaum einige Badegäste mehr auf der Insel, aber seit 1833 etwa stieg der Besuch enorm und zwar von Jahr zu Jahr, um die Mitte der 50ger Jahre bereits bis auf 3000 Personen. Man kann fast sagen, daß Helgoland während der Badesaison (die vom 15. Juni bis zum 1. Oktober reicht) nicht im Besitz seiner ursprünglichen Bewohner, sondern im Besitz der Fremden ist, ähnlich wie Leipzig zur Zeit der Messe, wo die städtische Bevölkerung vor dem Fremdengewühl beinahe verschwindet, an den öffentlichen Orten zurücktritt und ihre Launen und Gewohnheiten denen der Fremden opfern muß. Hier wie dort geht es dann wie in eroberten Ortschaften zu, in denen die fremden Eroberer in rücksichtsloser Weise die Herren spielen; aber hier wie dort rächen sich die Bevölkerungen an den Eroberern in gleicher Weise, in Leipzig durch die berüchtigten Meßpreise für Gewölbe, Wohnungen, Lebensmittel, Dienstleistungen u. s. w. und in Helgoland durch ähnliche Fremdensteuern, die darauf berechnet sind, die Gäste möglichst auszusaugen. So kommt es denn, daß es gegenwärtig wohl wenige Papiere geben mag, die so einträglich sind, als die helgolander Badeaktien. Ihre Besitzer bezogen jährlich das *Alterum tantum*[340] ihres Kapitals, im Jahre 1852 sogar 110 Prozent, trotz einer hohen Abgabe an die Landschaft.

Für Diejenigen, welche Helgoland wirklich nur aus Gesundheitsrücksichten besuchen, bietet die Insel allerdings wesentliche Vorzüge vor den übrigen Nordsee- und mehr noch vor den Ostseebädern; denn so frisch und unvermischt als hier strömt nirgends Luft und Flut von allen Seiten und zu allen Zeiten heran. Ostende, Scheveningen, Dobberan, Swinemünde etc. liegen ganz am festen Lande; Nordernei hängt fast damit zusammen, und selbst Wangeroge und Föhr sind den Küsten so nahe, daß daselbst theilweise nicht viel mehr als Landwinde wehen. Helgoland aber ist nach allen Richtungen über 7 Meilen[341] vom Festlande und seinen Strommündungen entfernt; das Oberland erhebt sich über 200 Fuß, so daß man hier Höhen- und Meeresluft zugleich athmet; und der geringe Umfang der Insel (1 Stunde) und der eben abgeflachte Boden gestatten, daß Luft- und Wasserhauch frei und ungehindert über die Insel streicht. Wer aber das öftere Ersteigen der auf das Oberland führenden 195 Treppenstufen scheuen sollte, dem bietet das mit 50–60 Häusern, Gasthöfen u. s. w. besetzte Unterland, ein etwa 1000 Schritte langes Vorland, bequeme Unterkunft.

Auch daß der Badeplatz auf der Sanddüne eine kleine Seefahrt von viertel- bis halbstündiger Dauer erforderlich macht, hat gewisse Vorzüge. Diese kleine Tour, eine bloße Spazierfahrt, bringt täglich eine zwar nothgedrungene, aber angenehme Abwechselung in das Badeleben; man genießt den heilsamen Geruch der See unmittelbar; man macht nirgends leichter Bekanntschaften als auf einer solchen Ueberfahrt; auch will man behaupten, daß selbst die schaukelnde Bewegung des Boots ihr Gutes haben soll. Endlich, wenn einmal die See etwas hoch geht, wenn die Boote hüpfend auf- und niederschießen, wenn beim Anlanden und Abstoßen die anprallende Brandung zischend darüber hinschäumt und Alles schreiend und benäßt durch einander fliegt, da müßte es doch, meint Oetker[342], wunderlich hergehen, „wenn nicht auch für den finstersten Grimmbart ein Stück Heiterkeit abfiele."[343] Die Düne gewährt ferner den Vorzug, daß an verschiedenen Stellen, zu Westen und Osten derselben, gebadet werden kann und daß deshalb auch der Wellenschlag im Ganzen besser ist als zu Nordernei, Wangeroge und an andern Orten, wo, der Wind mag wehen von wannen er will, der Platz immer derselbe bleibt.

---

[340] Lat., noch einmal so viel; bereits im Jahre 1826 war von Jacob Andresen Siemens (siehe hierzu S. 95, Anm. 331) eine entsprechende Aktiengesellschaft gegründet worden.

[341] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[342] Der Publizist und Politiker Friedrich Oetker (1809–1881).

[343] Zitat aus Friedrich Oetkers (s. o.) Werk „Helgoland. Schilderungen und Erörterungen […]" (Berlin F. Duncker 1855), S. 40.

Wer nun aber Liebhaber großartiger Naturscenen ist und hauptsächlich dieserhalb Helgoland besucht, wer namentlich das Meer in seiner Größe und ein Stück Seemannsleben kennen lernen will, der wird auf Helgoland volle Befriedigung finden. Es gewährt schon einen hohen Genuß, auf einer hochragenden, rasch durch- und umschrittenen, rings von einem Meere oceanischen Charakters umrauschten Felseninsel zu weilen. Dieses Gefühl ist für den Binnenländer einzig in seiner Art, berauschend, erhebend. Schon am Tage und bei stillem Wetter wird man nicht müde, diese selbst in ihrer Einförmigkeit großartige, die Vorstellung des Unendlichen, Raumlosen erweckende Wassermasse und die auf ihrer Oberfläche vorgehenden, rasch wechselnden Farbenspiele zu beobachten. Denn von oben gesehen, spielt die ausgebreitete Fläche bei der geringsten Luftbewegung aus einer Farbe in die andere. Bald geht die Wasserfläche vom Smaragdgrün ins Blaugrüne und entschiedenste Blau über, bald fällt es, den Grund halbdurchschimmern lassend, ins Violette, Röthliche, Braune, Gelbe und wieder in seine Lokalfarbe, das Grüne zurück. Bei klarem, ruhigem Himmel und bei Windstille sieht es grünlich-blau aus, und unter der Sonne spielen dann tausende von kleinen Glanzpunkten wie in einem silberdurchwirkten Teppich durcheinander. Wie ganz anders dagegen zeigt sich das Meer, wenn der Sturm darüber hinfährt und das Wasser in seinen Tiefen aufwühlt! Da nimmt es alsbald eine dunkelgrüne, oft bei nahe schwarze Farbe an, auf welcher sich die weißen Wellenköpfe und Schaumkämme scharf abzeichnen. Dauert der Sturm lange und treibt er die Wellen höher und höher, so überstürzen sich diese endlich wie in Verzweiflung, der Sturm reißt dann den Schaum mit der dünnen Wassermasse ab und treibt ihn in der Luft vor sich her, woraus sich endlich eine fliegende Wassermasse von entsetzlicher Gewalt bildet, die der Seemann Sturzsee nennt und in der die Mannschaft manches Schiffs ihren Tod findet. Um so lieblicher erscheint das Meer bei heiterem Sonnenuntergang, wenn sich die Sonne in der breiten, prächtigen Feuersäule wiederspiegelt, die sich dann über die Fläche legt, oder bei Aufgang des Mondes. Hat sich dessen Scheibe ein Stück über die See erhoben, so kommen erst zwei, drei einzelne Glanzpunkte im Wasser zum Vorschein, dann zwanzig, dreißig, und dann plötzlich eine lange, sich bis zum Vordergrunde ausdehnende Glanzsäule. Je höher der Mond emporsteigt, desto mehr zieht sich der glänzende Streifen wieder zusammen, bis er im Vordergrunde nur noch einen Kranz von spielenden Glanzkugeln bildet, während sich auf der fernen See, wo die Bewegung stärker ist, ein langer, breiter Silberstreifen zeigt. Die zauberhafteste Wirkung aber übt auf das Auge des Beschauers die bisweilen in warmen August- und Septembernächten vorkommende Erscheinung jenes phosphorartigen Lichtes, welches nach jetziger Annahme von Millionen kleiner mikroskopischer Thiere herrührt und unter dem Namen „Meerleuchten“[344] bekannt ist. Dann scheinen die Köpfe der sich überschlagenden Wellen zu glühen; hindurchfahrende Boote, die Riemen, womit der Bootsführer rudert, schwimmende Fische lassen lange Feuerstreifen wie ersterbende Raketen hinter sich, hineingeworfene Steine bilden auf ihrem Wege nach dem Grunde einen Kometenschweif, die eingetauchte Hand zeigt hier und da Funken und bei ruhigem Wetter kann man mit einem Stocke sogar kurze Namen leserlich im Wasser schreiben. Um die Düne bilden die Wellen einen förmlichen Farbenkranz, und man kann ganze Stunden dort stehen, um zuzusehen, wie die Meereswellen Millionen von Diamanten, die, kaum erglommen, wieder durch neue ersetzt werden, unaufhörlich auf den Strand schütten.

Außer ihren Aussichtspunkten auf das Meer bietet die Insel in ihren grotesken Felsgebilden und Grotten Gegenstände des Interesses, namentlich die hohe Westseite mit ihren in wunderbar bizarre Formen zerrissenen Felswänden, ihren freistehenden, gewaltigen Klippen und ihren weiten Felsbogen, unter welchen die Brandung tobt und die schönsten Ansichten sich darbieten. Besonders pittoresk sind die Grotten oder Felsthore Möhrmersgrott oder Junggrott, unter den Klippen und Felsen der Dürstein, der Predigtstuhl, der Pastor und seine Frau, die Nordspitze, der Fels Hoyshörn, der Mönch[345], d. h. der jetzt noch also genannte Felskegel, denn der eigentliche Mönch ist schon lange von den Wellen zertrümmert

---

[344] Ein Phänomen der Biolumineszenz: Das Meerwasser scheint blau bis grün zu leuchten, wobei dieses Lumineszieren nicht vom Meerwasser selbst, sondern von darin befindlichen Kleinstlebewesen ausgelöst wird, die nach Berührungsreiz mehr oder weniger lange andauernde Lichtsignale aussenden.

[345] Auf diese und des Weiteren genannte Formationen wird hier nicht näher eingegangen, da sie im Lauf der Zeit zum Großteil der Meereserosion bzw. den Sprengungen und Bombardements der Briten in den Jahren 1947 bis 1950 zum Opfer gefallen sind.

und allmälig bis zu einem kleinen runden Stein abgespült worden, der sich zur Ebbezeit aus dem Wasser erhebt. Auch die Felsklippe, der Hengst, ist im Jahre 1859 vollständig eingestürzt, nachdem er schon 1851 größtentheils zusammengebrochen war. In einer Reihe von freilich nicht berechenbaren Jahren werden auch die noch vorhandenen Klippen und Felsthore eingestürzt sein oder doch eine sehr veränderte Gestalt angenommen haben, während das Meer dann vielleicht neue Grotten und Höhlungen ausgespült haben wird. Im Möhrmersgrott lange Spaziergänge vorzunehmen, ist schon jetzt bedenklich, indem von Zeit zu Zeit Felsstücke von zwei- bis dreihundert Pfund von der Wölbung sich abbröckeln. Eine Spazierfahrt um die Insel, um diese Höhlen und Klippen in der Nähe anzusehen, gehört unstreitig zu den angenehmsten Unterhaltungen. Ein höchst interessantes Schauspiel gewährt die Grottenbeleuchtung, welche gewöhnlich im August einige Male veranstaltet wird. Man zündet nämlich in den geräumigsten Grotten zu diesem Zwecke große Feuer an, während die Badegesellschaft in den Booten versammelt ist, auf denen hier und da kleine Privatfeuerwerke abgebrannt werden. Im Reflex der Lustfeuer gestalten sich dann an den Wänden und Decken der Höhlen die phantastischsten und abenteuerlichsten Schattenbilder; von besonders schöner Wirkung ist aber der Anblick bei Mondschein, wo das rothe, prasselnde Feuer einen herrlichen Gegensatz an dem ruhigen, blassen Lichte des Mondes findet.

Für Freunde von Naturgenüssen ist mithin auf Helgoland auf’s reichlichste gesorgt; aber auch Freunde geselliger Unterhaltung werden keineswegs leer ausgehen. Der Verkehr ist äußerst ungezwungen, heiterer Laune und dem Belieben den weitesten Spielraum gewährend; auf Helgoland besteht keine Tischordnung; die Badedirektion hat sich auf wenige und dabei nicht lästige Vorschriften beschränkt, und auch diese wenigen bleiben meist unbeachtet. Für Zeitungsleser, Tanz-, Eß-, Trink- und selbst Spiellustige ist im Konversationshaus[346], welches sich im Unterlande befindet und erst jüngst einen zweckmäßigen Umbau erfahren hat, zur Genüge gesorgt; auf dem Oberlande besucht man gern einen Tanzsalon in der Leuchtthurmstraße, „Das grüne Wasser“ genannt, namentlich um den Nationaltänzen der Helgoländer zuzusehen; und auf der Düne oder der Sandinsel erquickt nach genommenem Seebade ein gutes Frühstück, das man im Pavillon[347] einnimmt.

Einen Hauptbeschwerdepunkt der Fremden, welchem aber nun einmal nicht abzuhelfen ist, bildet die Baum- und Schattenlosigkeit der Insel. Auf der Düne oder Sandinsel wird man freilich keine Vegetation suchen wollen; hier findet man nur Sandhafer, der aber für die Düne von großer Wichtigkeit ist, weil er mit seinen Wurzeln die Sandhügel, aus denen die Düne zum größten Theil besteht, derartig durchwächst, daß ihnen die Stürme nicht leicht Abbruch thun können. Aber auch die eigentliche Insel ist auf ihrer Oberfläche völlig baum- und strauchlos. Nur im unmittelbaren Schutze der Gebäude und Planken kommen Obstbäume, darunter sogar ein schwarzer Maulbeerbaum und ein Birnbaum, Beerengesträuche, Linden (letztere am Fuße der Treppe), Pappeln, Weiden etc. vor. Strebt auch einmal eine Pappel über die Firste der Dächer hinaus, so stirbt ihre Spitze meist gleich nach dem nächsten heftigen Sturme ab. Die Gewalt der Stürme ist so groß auf dieser ihnen von allen Seiten ausgesetzten Insel, daß die Baumzweige und selbst Korn- und Kartoffelstengel, welche davon getroffen werden, im innersten Leben geknickt, welken und verdorren. Mit grausamer Ironie auf diese Baumlosigkeit der Insel hat man eine Kunststraße, welche durch Kartoffelfelder führt und die ganze Insel durchschneidet, die Kartoffelallee genannt. Mit der Thierwelt ist es auf Helgoland eben so dürftig bestellt; Vögel, welche Bäume zum Nisten und zum Aufenthalt brauchen, findet man dort begreiflicherweise nicht; inzwischen unterhalten die Bewohner ein paar hundert Schafe, und der Gouverneur[348], außer einem Hühnerhofe, sogar eine Kuh. Der Jagdliebhaber preist sich glücklich, einmal auf der Düne ein paar Möven oder gar auf den sogenannten Seehundsklippen (einer in nordöstlicher Richtung von der Insel liegenden Gruppe Riffs) einen Seehund zu erlegen. Bedeutend dagegen ist die Fischerei im Meer, namentlich der Schellfisch- und der Makrelenfang und die Hummern- und Austernfischerei, welche letztere um die Mitte September mit einer Art Festlichkeit eröffnet wird, indem bei ruhiger See die ganze Gesellschaft nach der Bank fährt und das Geschäft beginnt.

---

[346] 1844 erbaut.

[347] Aus den Anfängen des Seebades im Jahre 1826.

[348] Der brit. Major Richard Pattinson (1809–1875), von 1857 bis 1863 Gouverneur von Helgoland.

Es läßt sich aber nicht viel über Helgoland schreiben, ohne gleichzeitig seiner menschlichen Bewohner, der vielgenannten Helgoländer und Helgoländerinnen zu gedenken. Diese, dem friesischen Volksstamm angehörig und einen eigenthümlichen Dialekt sprechend, wohnen theils im Unterlande, theils und hauptsächlich auf dem Oberlande, hier in einem Complex von etwa viertehalbhundert Häusern und Häuschen, welche auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind und enge Gassen bilden, die aber zum Theil sehr stattliche Namen tragen. Die Männer sind im Ganzen hochgewachsen und kräftig, mit oft gebräunten und sturmdurchwetterten Zügen, die den ältern Männern ein charakteristisches, die Aufmerksamkeit auf sich ziehendes Gepräge ertheilen. Ihr Auftreten ist ernst, zurückhaltend, gemessen; der Helgoländer ist eben eine Art Amphibie und entwickelt zumeist auf dem Wasser seine Thätigkeit. Hier, im Kampf mit dem erzürnten Element und der Todesgefahr muß man ihn erblicken, um vor seiner Energie und Unerschrockenheit Achtung zu bekommen. Der Helgoländer ist Lootse oder Fischer oder beides zugleich; seine Insel gibt ihm wenig zu thun; hier faullenzt und lungert er umher und das macht ihn meist verdrossen, namentlich dem Fremden gegenüber, der ihm wie allen Naturvölkern im Grunde unbequem und nur so viel werth ist, als er an ihm verdienen kann. Die Weiber sind schlank, oft zierlich gebaut, von leichter Haltung und zarter Farbe, altern aber meist schnell, da ihnen die Männer als ächte Seeleute die gröbsten Arbeiten auf dem Lande zu verrichten überlassen. Doch soll es hiermit jetzt nicht mehr so schlimm stehen wie ehemals; Reisende, welche wiederholt auf Helgoland waren, wollen bei ihren späteren Besuchen bemerkt haben, daß an schweren Arbeiten, die sonst ausschließlich den Frauen überlassen waren, sich Männer in bedeutend größerer Anzahl betheiligen als früher. Dies wäre nun eine der wohlthätigern Folgen der Berührung mit den Fremden. Andere Einwirkungen sind minder erfreulich. Die Sitten der Bevölkerung werden immer städtischer, die alte Einfachheit und Sitteneinfalt verlieren sich mehr und mehr, und wer auf Helgoland ein Völkchen voll Paradiesesunschuld anzutreffen meinen sollte, dürfte sich täuschen. Sogar die bekannte Nationaltracht der Helgoländerinnen, der hellrothe Rock von wollenem Zeuge mit schwefelgelbem, handbreiten Besatz ist im Verschwinden, so gut wie die frühere Kopftracht der Mädchen. Unter dem jüngeren Geschlecht wenigstens machen der moderne Hut, Umschlagetuch und Mantel immer größere Eroberungen. Dagegen ist die alte Erwerbsucht geblieben, ja sie hat seit der Zeit der Kontinentalsperre[349], wo Helgoland das Hauptdepot der englischen Schmuggelwaaren war, und seit dem Zuströmen der Badegäste nur größern Spielraum gewonnen. In welcher herzlosen Weise der Helgoländer von jeher das Strandrecht übte, ist bekannt. Zwar fehlt es nicht an erheben den Zügen des aufopferndsten Heldenmuths, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß der Helgoländer nur verdienen will, wenn er die Hände rühren und sein Leben wagen soll. Sehr poetischer und phantasiereicher Natur ist dieser Insulaner nicht, und wenn er, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, müßig in die See hinausgafft, so geschieht dies nicht, um die Größe des sich seinen Augen darbietenden Naturschauspiels zu bewundern. Es verhält sich mit ihm in dieser Hinsicht wie mit dem Alpenbewohner; auch dieser betrachtet die großartige Naturscenerie, von der er umgeben ist, nur vom realistischen Standpunkte des Nutzens. – Es ist bezeichnend, daß es kein älteres Volkslied, keine ältere Volkssage gibt, deren helgoländischer Ursprung sich nachweisen ließe. Was Sagenhaftes etwa auf Helgoland er zählt wird, scheint später vom Festlande eingeschleppt zu sein.

Ueber die älteste Gestalt und die frühere Ausdehnung der Insel wird viel gefabelt; man erzählt von ihren neun Kirchspielen, ihrem meilenweiten Umfang, ihren heiligen Hainen (wovon man auch das Wort „Helgoland“, das heißt Heiligeland, ableiten wollte), ihren sechs Häfen und andern Herrlichkeiten, welche die Insel in alten Zeiten besessen haben soll. Bewiesen ist davon nichts, und vieles spricht dagegen. Wären so ungeheure Erd- und Felsstücke vom Oberlande abgerissen worden, so müßten sich doch im Meere noch Trümmer davon zeigen, und wenn die Stürme heutzutage auf der ungeschützten Oberfläche keinen Baum aufkommen lassen, so werden sie früher wohl noch weniger ganze Haine geduldet haben. Veränderungen sind allerdings im Laufe der Jahrhunderte mit der Insel vorgegangen. So ist die

[349] Die von Napoléon (siehe hierzu S. 220, Anm. 813) am 21. November 1806 in Berlin verfügte Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt. Damit wurde das in Frankreich schon seit 1796 bestehende Importverbot für brit. Waren auf sämtliche Staaten im frz. Einflußbereich ausgeweitet. Großbritannien sollte mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges zu Verhandlungen mit Frankreich gezwungen, und die frz. Wirtschaft gegen europ. und transatlantische Konkurrenz geschützt werden. Die Kontinentalsperre hatte von 1806 bis 1813 Bestand.

Weißklippe, das Hauptbollwerk für das Eiland und den Norderhafen, verschwunden und seit 1711 nichts mehr davon zu sehen, zum Theil auch in Folge der kurzsichtigen Eigennützigkeit, womit die Bewohner den Kalk, den sie enthielt, tonnenweise verkauften. Insel und Düne waren früher durch einen Steinwall verbunden, der aber 1720[350] durch eine hohe Sturmfluth zerrissen wurde. Daß noch in neuester Zeit Steinklippen einstürzten, ist schon erwähnt worden; andern mag in näherer oder fernerer Zeit dasselbe Schicksal beschieden sein; ehe indeß der kompakten Hauptmasse der Insel durch allmälige Aushöhlung ernstliche Gefahr droht, mögen wohl noch Hunderte oder Tausende von Jahren vergehen.

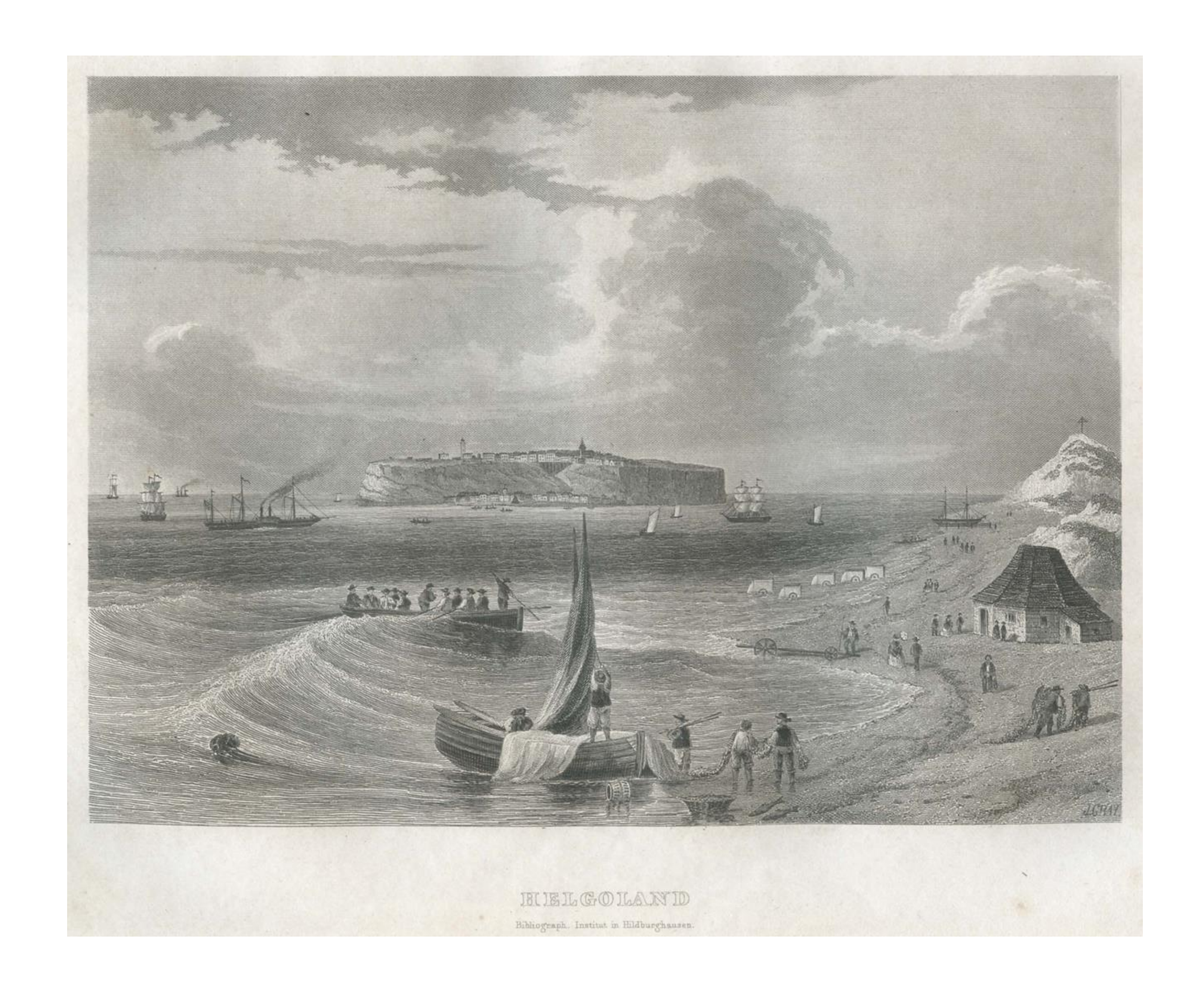
Helgoland, früher ein Zubehör von Schleswig, ist bekanntlich seit dem kieler Frieden[351] in englischem Besitz. Eine Besatzung unterhält England auf der Insel nicht, sondern nur einen Gouverneur, der in einem bescheidenen einstöckigen Häuschen, dem Government-house, residirt und vor den übrigen Bewohnern sonst nichts weiter voraus hat, als, wie schon bemerkt, den Besitz einer Kuh, die von den Helgoländern fast mehr angestaunt und respektirt wird als der Gouverneur. Dieser ertheilt zwar „Kö nigsbriefe“ oder Entbindungen von kirchlichen Trauungen und dergleichen, aber sonst mischt er sich in nichts. England, dem gesunden Prinzip seiner Kolonialpolitik getreu, überläßt es den Helgoländern, sich selbst zu regieren, und es ist nicht Englands Schuld, wenn Rechtspflege und Verwaltung manches zu wünschen übrig lassen. Englands Kosten für die Besoldung des Gouverneurs, seines Sekretärs u. s. w. betragen mehr, als ihm die Insel an jährlichem Grundzins für ausgethanen königlichen Grund und Boden einbringt; denn sonstige Steuern bezieht England von der Insel nicht. Aber sie könnte ihm bei einem Kontinentalkriege doch wichtig werden, da es von hier aus die Mündungen der Elbe und Weser beherrschen kann. Helgoland hat seine Brauchbarkeit als Station für Kriegsfahrzeuge und als Depot für Kriegsmaterial, für Schmuggelwaaren u. s. w. schon früher während der napoleonischen Kriege und zur Zeit der Kontinentalsperre bewiesen. England weiß daher sehr wohl, warum es seinen Fuß auf Helgoland gesetzt hat, und es wird ihn auch so bald nicht wieder davon zurückziehen.

H. Marggraff.[352]

[350] Durch die Neujahrsflut des Jahres 1721.

[351] Vom 14. Januar 1814, der eine Neuordnung Skandinaviens herbeiführte und das mit Frankreich verbündete Dänemark zwang, Helgoland an Großbritannien abzutreten.

[352] Siehe hierzu S. 36, Anm. 109.



HELGOLAND

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 134f. u. 182-191.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [17] u. 77-83.

Traunsee.

Der immergrüne Traun- oder Gmundener-See darf von allen Alpenseen Oesterreichs allein sich an Großartigkeit der Umgebung und Pracht des Wasserspiegels neben die gerühmtesten Alpenseen der Schweiz stellen. Ihn schmückt alle Erhabenheit und alle Lieblichkeit, die nur das Hochgebirge seinen smaragdenen Wasserbecken verleiht. Die lieblichen Theile seines landschaftlichen Bildes verdankt dieser See dem allgemeinen Charakter der ostalpinischen Alpennatur, welche die der mittleren Alpen an Sanftheit der Thäler, an idyllischen Anklängen im Allgemeinen über trifft, während sie an wilder Herrlichkeit ihnen nachsteht. Aber auch diese ist am Traunsee vertreten, denn aufgethürmter prangt kein Fels an grüner Alpenfluh, als der Traunstein an seinem See, aus dem fast senkrechte Wände über 3000 Fuß hoch emporragen. Ihm hat die servile Albernheit ein riesiges Naturporträt abgelauscht, denn wer von Vöcklabruck aus die obere Kuppel des Traunstein mit den rechten Augen betrachtet, der soll das vollkommen ähnliche Profil Ludwigs XVI.[353] von Frankreich erkennen. (Ein ähnliches Naturspiel haben wir bei Harpers-Ferry) berichtet. Dem See thut diese steinerne Königsmaske seines allerhöchsten Nachbars keinen Eintrag, sein Spiegel gibt sie nicht wieder, die Wellen verzerren sie nicht zum gespenstischen Schreckbild, und die Sage hat noch keine Gelegenheit gefunden, ein klagendes Königshaupt in heiligen Nächten aus der Tiefe emportauchen zu lassen, damit es als warnender Geist vor wankenden Thronen umgehe.

Frankreich: 1 Louis d’or, Ludwig XVI., St. Ménéhould 1786. (siehe hierzu S. 102, Anm. 353).

Wer den See recht genießen will, befährt ihn an schönen Sommertagen. Da herrscht rührige Lust auf seiner Fläche. Für den Salztransport allein schwimmen über 300 Schiffe auf ihm auf und ab; sogar ein Dampfschiff kreuzt ihn zwischen Gmunden und Ebensee. Obwohl er nur eine Länge von zwei Stunden bei einer Breite von höchstens einer Stunde hat, so gefriert er doch selbst in strengen Wintern höchst selten zu. Die Schifffahrt ruht aber während dieser Zeit und wird in der Regel erst im März wieder eröffnet. An Stürmen fehlt es auch ihm nicht, und wenn der Nordwind oder der Viechtauerwind über ihn herfährt, so meiden ihn Schiffer und Fischer, seine vertrautesten Freunde. Für letztere ist er ein besonders großmüthiger Gönner, er bietet ihnen reiche Beute, und wenn ein wohlhabender Mann ein Herz für ein fröhliches Volksfest hat, so sind sie die rechten Leute, die allezeit Gele-

[353] Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet), vom 10. Mai 1774 bis 21. September 1792 König von Frankreich.



Der TRAUNSEE

heit dazu geben; ein großes Festfischen, das sie „die Schweb“[354] nennen und zu dem sie stets bereit zu finden sind, öffnet eine unversiegliche Quelle des kerngesunden Volkshumors, der die braven Oberösterreicher überhaupt auszeichnet. Ein Stückchen Geschichte von eben so tiefem Unglück als hohen Ehren für sie würde uns hier den Anblick des Bildchens trüben; wir er zählen es demnächst in dem Artikel zu dem Bildchen von Gmunden, der Stadt an diesem See.

F. Hofmann.[355]

[354] Allgemein die dortige Bezeichnung für einen großen Fischfang.

[355] Siehe hierzu S. 11, Anm. 21.

Gmunden und die deutschen Nordalpen.

Als wir vor Kurzem von dem reizenden Traunsee Abschied nahmen, versprachen wir recht bald zu seinen romantischen Ufern zurückzukehren. Wir thun es, um unsern Begleiter in das deutsche Alpenland einzuführen und lassen ihn von hier aus die Vorwerke jener granitnen Felsenriesen schauen, welche in unnahbarer Majestät ihre Eiskronen gen Himmel recken, die unwandelbaren Hüter der deutschen Grenzmarken, die ewigen Quellenburgen der nach zwei entlegenen Meeren sich scheidenden Gewässer.

Vom Norden kommend haben wir die Ufer der Donau verlassen und durchwandern erwartungsvoll das Vorland der deutschen Alpen.

Weithin gestreckte Flächen sind mit Waldungen durchzogen; hier und da ein Dorf, ein Weiler in ihnen; Waldzäune verhüten das Einbrechen des Wildes in die zerstreuten Saatfelder; die Forste selbst bilden ein buntes Gemisch aller Holzarten; Buchen und Tannen, Eichen und Fichten prangen in herrlicher Fülle; ihre Gruppirung unterhält dich, während sie dir jede Fernsicht versperren. Der Weg führt dich nun unversehens und unerwartet an den Rand eines Abgrundes. Tief unter dir erblickst du eine neue Erscheinung, einen mächtigen Alpenstrom. Pfeilschnell schießen seine weißgrünlichen Wogen zwischen unzähligen weißen bebuschten Kiesinseln dahin; die Thalwände sind eingestürzte Schutthalden, welche dir ein Bild des Bodens geben, auf welchem du bisher wandeltest; langgeflügelte Möven umschwirren in großer Zahl die Inselwelt des Stromes, an der hie und da auch noch Biber hausen. Weithin breitet sich oben der Strom aus; über den Waldkranz aber zieht, in violetten Duft gehüllt, in seltsamem Gezack die Kette der Alpen hin, entweder geröthet und umrandet von den Morgenstrahlen, oder vergoldet von der untergehenden Sonne. Eine Mauer überragt die andere.

Der Weg wird jetzt bergig, der vorher locker aufgeschichtete Kiesboden wird jetzt fester zusammengekittet; Eichen gewinnen die Oberhand. So erreichst du, aus dem Schatten des Waldes tretend, eine zweite Region; dein Standpunkt eine Höhe. In dem vorigen Bilde kamen schon einzelne Anklänge herüber aus der Alpenwelt; in der Tiefe die eigenthümlichen Scenen eines Alpenstromes, oben der blaue Kranz der Alpen; aber es waren nur einzelne, abgebrochene Töne. Hier ist ein ganzes, ein großes Alpenbild ausgestellt, das in seinem Ganzen, wie in seinem Einzelnen, der Alpenwelt angehört. Unter dir eine weite Fläche, horizontal den Fuß des hoch aufsteigenden Gebirges umsäumend; auf ihr wechseln im buntesten Gemische Wald- und Häusergruppen, mit denen das Ganze wahrhaft übersäet ist; der Silberglanz der Schindeldächer läßt auch die kleinste Hütte zwischen dem Dunkel der Wälder erkennen; hohe weiße Kirchthürme bezeichnen größere Orte. In einiger Ferne siehst du wieder die weiße Bahn des Alpenstromes, hie und da blitzt seine Fluth durch die Gruppen der Wälder. Dicht unter der steilen Höhe aber windet sich schon wieder ein anderer Fluß hin, doch ganz verschiedener Natur, als jener wilde Alpensohn; klar, smaragdgrün und kräftig, aber ohne Wildheit eilen seine Fluthen dahin, ohne durch Inseln und Bänke sich zu theilen. Es ist eine Seenymphe, die den Gebirgsstaub und ihre Wildheit in einem See abgestreift hat. Dort unter jenem grünen Höhenzuge voller Orte dehnt sich die blaue Fläche eines weiten Seespiegels aus, vielleicht der Ueberrest jenes großen Sees, dessen weiter, jetzt trockener, Boden vor dir liegt. Aus der grünen weiten Fläche, im wahren Gegensatz zu ihren Horizontallinien, bauen und thürmen sich die blauen Bergkolosse schnell und kühn auf, die vorderste Reihe in dunklen Waldmantel gehüllt; die dahinter aufsteigenden kahlen, die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Felsenstirnen zeigend; hie und da ein weites Eingangsthor, durch das ein großes Alpenthal sich zur Ebene öffnet und einen Blick in die Gebirgswelt gestattet. Niedliche Bauernhäuser, weiß, mit grünen zierlichen Gallerien und Fensterläden, weit vorspringendem und bunt bemaltem, flachem, steinbelastetem Giebeldache, laden dich ein. Ein stattlicher Markt mit ebenso schönen, malerischen Alpenhäusern, hie und da mit Frescomalereien geschmückt, oder auch ein Städtchen mit seinen dachlosen, fast orientalischen Häusern, nimmt dich zum Schlusse des heutigen Tages unter sein sehr wirthliches Obdach auf.

Voll freudiger Erwartung und Sehnsucht blickst du aus deinen Fenstern in die nun schon ziemlich nahe gerückte Gebirgswelt. Die vorhin noch weite Reihe der unabsehlichen Bergkette hat sich jetzt zusammengezogen; die hohen hinteren Berggipfel sind untergegangen hinter den Vordermännern, und nur hie und da treten aus dem Hintergrunde einer Thalespforte schroffe nackte Wände des höheren Kalkes



GMUNDEN

hervor, oft noch überspannt mit dem Schneezelte eines Riesen aus der inneren Centralkette; aus dem allgemeinen Blau, in welches früher die Berge gehüllt waren, treten schon die dunkeln grüngemischten Töne des Waldes, und aus dem helleren Duft der Höhen dringt schon der saftige Schmelz der Matten herab. Zwar sind auch die Kalkalpen in ihren verschiedenen Gruppen sehr mannigfaltig gebildet und stellen unzählige Bilder auf; um aber nicht zu weit zu gehen, wählen wir nur noch einige Bilder, die wenigstens die Hauptzüge der Kalkalpen wiedergeben. Wir folgen dem letztgenannten Flusse aufwärts und er geleitet uns zu einem jener schon von weitem sichtbaren Eingänge. Nachdem du einige sanftgewölbte, mit dem prächtigsten Grün überkleidete Hügel überstiegen hast, öffnet sich das Gebirge durch ein weites Thal, das sich im Hintergrunde durch Felsenwände verengt; doch seine ganze Fläche bis dicht unter deinen Standpunkt ist mit einem prächtigen Spiegel ausgegossen, von den schillernden Farben eines Malachits durchleuchtet. Du besteigst ein Fahrzeug, einen sogenannten Einbäumler, um das Seethal hinanzufahren, da kein anderer Weg möglich ist. Noch erblickst du in der Tiefe jedes Steinchen, jede Pflanze, nur mit dem Smaragd des Seewassers überzogen. Jetzt bricht auf einmal der grüne Felsboden unter dir ab, du klammerst dich fester an den schmalen Rand deines Fahrzeuges, indem es hinfährt über den nächtlichen Abgrund, in dessen Tiefe nur die Felswände und Hörner ebenso tief hinab spiegeln, als sie über dir aufragen. Dort tritt ein Felsenriff kühn in die dunkle Fluth herein; so nahe es ist, so klein und zwerghaft erscheint der Nachen mit seinen Schiffern, der eben unter ihm hingleitet. Kaum hast du das Kap um fahren, so öffnet sich ein neues Bild. Senkrecht und starr, wie bisher nur einzelne Wände hervortraten, bauen sich jetzt die beiderseitigen Thalmauern auf; nur in dünnen Reihen wagen sich Fichten und Tannen auf den Kanten der Felsen hin. Ueber eine Terrasse erhebt sich ein zweites Stockwerk von Felsen, deren Zacken hoch in den flimmernden Fernduft der Höhe auf steigen; Schneefelder ziehen in den Furchen tief herab; Wolkensäulen rauchen aus den Schneetobeln[356] auf, gleich den Rauchsäulen eines Vulkans; hier bricht aus dem Schooße des Berges ein mächtiger Wassersturz hervor, dort schwebt eine Wasserstaubsäule von rother Marmorwand herab, ohne den See zu erreichen.

Während du in den Alpen der Centralkette die von unten bis weit hinauf grün bematteten Berge erblicktest, wo der Wald nur gruppenweis die unterste Region umschattete, so umnachten hier in den Voralpen große zusammenhängende Forste fast die ganzen Berge; nur hie und da tritt ein Felsenriff hervor, und erst in bedeutender Höhe lichtet sich der Wald zu den grünen Matten der Gipfel und Rücken, doch noch überstrickt von dem Zwergwald des Krummholzes; nur bisweilen leuchtet der reine Schmelz der Matten herab. Dort oben deutet dein Führer die braunen, kaum sichtbaren Pünktchen als die Sennhütten an, und schon verkündet das Gejauchze ihrer Bewohner das freiathmende frohe Leben dort oben. Doch nur erst, wenn du selbst oben geschwelgt hast auf den freien Höhen über der tieferen Welt, wenn du dort oben geruht hast in den Strahlen der Abendsonne, wenn es schon unten dunkelte, wenn du das freudige Begrüßen von Berg zu Berg vernommen hast, dann erst wirst auch du alle diese Stimmen, die dir vielleicht jetzt noch wie unartikulirte Töne vorkommen, verstehen, dann erst wird bei solchem Anblick und solchen Tönen dein Herz mit Sehnsucht erfüllt nach oben. Um nun in dem großen Buche der Alpennatur lesen zu lernen, machst du dich auf den Weg nach jener Höhe, jenem Gipfel, von dem die einladenden Töne herabschweben.

Mühsamer, als du es vielleicht dachtest, war der Weg herauf zu dem ersehnten Ziele; mancher Schweißtropfen floß, ehe du zur Ruhe kamst. In der Sennhütte am Feuer abgetrocknet, vielleicht auch etwas umgekleidet und gestärkt durch Kaffee oder Sahne, eilst du aus dem dunkeln Käfig hinaus ins Freie und setzest dich auf ein kühn vortretendes Felsenhorn, das über schwindelnder Tiefe schwebt. Schöner Abend; die Sonne dem Untergange nahe; unter dir allenthalben dick in Nadelholz gehüllte Berge, auf deren Köpfe du schauest und in deren Schluchten du die silbernen Bäche hinabeilen und stürzen siehst. Weithin ist die Nacht dieser Wälder unter dir ausgebreitet; sie wird durchglüht von dem Feuer der Abendsonne; nur in den Thälern und Schluchten nachtet es schon. Dort draußen aber breiten sich weithin, unabsehbar die hügeligen Ebenen des Flachlandes, die du bisher durchzogest, aus denen du heraufblicktest zu den duftigen Höhen; blaue Seespiegel füllen hie und da die Tiefen aus. Ernst und majestätisch schauet die innere Gebirgswelt her. Von den grünen Matten aber jenseitiger Berge erschallt jetzt das Gejauchze, und geht von Berg zu Berg; auch die Sennerinnen deiner Hütte stimmen ein. Jetzt

[356] „Dobel […] durch regengüsse entstandene bergschlucht“ (DWG, Bd. 2, Sp. 1197).

ist die Sonne hinab und tiefer, feierlicher Ernst liegt auf der nächtlichen Welt da unten; nur die Rauchsäulen der Köhler, welche hie und da aus dem Dickicht der Wälder langsam aufsteigen, verrathen, daß selbst in der dunkeln undurchdringlichen Wildniß da unten noch Thätigkeit herrscht. Die zunehmende Dämmerung beengt immer mehr den Gesichtskreis; nur das Zirpen einer Schneelerche[357] oder das Geklingel einiger noch zwischen Klippen und Krummholz umherirrenden Ziegen unterbricht die feierliche Stille. Da macht sich der Nachtwind aus seinem Lager auf, du hörst ihn unten in ferner Tiefe die Wälder durchrauschen, und er treibt auch dich in dein Obdach, um dich zu neuen Beschwerden, aber auch neuen Freuden und Genüssen, zu stärken.

Kaum erwachst du, so kletterst du von dem Heulager unter dem Dache herunter an die Thür, denn Fenster gibt es nicht, um nach dem Wetter auszuschauen. Aber welcher traurige Wechsel! Dichte Nebelwolken treiben über die benetzten Blöcke und das bethaute Gras; die einzelnen halbverbrannten Fichten, die gestern übersehen wurden, treten nun als Hauptgegenstand des Bildes auf; jetzt nähern sie sich wie Riesen mit aus gestreckten Armen, jetzt entfernen sie sich wieder, in dichtere Nebel gehüllt. War der gestrige Abend ein Rausch der Natur, so ist dieses ihr Katzenjammer; gestern war es ein glänzender Ballsaal, heute der frühe Morgen nach jenem Feste in demselben Saale. Der Nebel und die Kälte treiben dich zurück in die Hütte, wo die Sennerin unterdessen das Feuer geschürt und den Kaffee gesotten hat, der trefflich zur Sahne schmeckt. Durch mehre Anzeichen des Wetters aufgemuntert, geht es frisch auf der schlüpfrigen Bahn aufwärts zum Gipfel; vielleicht schließt sich noch lustiges Sennervolk an. Muthig kämpfst du dich durch das Labyrinth des Krummholzes durch und arbeitest dich über ein Klippenmeer hinan zu dem ersehnten Gipfel, und zugleich aus dem Getreibe der Wolken hinaus in den blauen Aether. Die ganze Tiefe ist mit einem undurchdringlichen Wolkenmeer bedeckt; nur die höchsten Felsengipfel starren als öde Felseneilande aus dem Oceane; im Süden aber die ganze Gipfelreihe von Eisbergen (der Centralkette), vielleicht Spitzbergen; die ersten Strahlen der Morgensonne vergolden sie schon, oder vielleicht die Mitternachtsonne des Polarkreises. Abgeschnitten von aller Welt, bist du auf ein ödes Felsenriff verschlagen. Die ganze Welt liegt unter dir begraben, du allein bist übrig geblieben. Mit dem ersten Gruße der Morgensonne an den südlichen Eiszinnen erhebt sich der Morgenwind von Norden nach Süden und setzt dem Ocean unter dir in Bewegung. Wie die Wogen der Brandung, schlagen die vom Nord wind gejagten Wolken an den senkrechten nördlichen Absturz des Berges; doch nur als leichter Flor berührt dich bisweilen ihr luftiger Schaum. In wilder Unordnung, wie ein geschlagenes Heer, treiben sie unter dir hin. Plötzlich öffnet ein heftiger Windstoß den Grund des aufgeregten Meeres; schwarz und blau liegt es da unten, denn noch deckt Dunkel die Tiefen; du glaubst in die ewige Nacht der Hölle zu blicken und als ein Paradies erscheint dein ödes Eiland gegen die Nacht des Abgrundes; doch gleichsam nur, um deine Neugier zu erregen, deine Aufmer[k]samkeit zu spannen, zerriß der Wolkenschleier; denn ehe du noch die Tiefe beobachten kannst, verhüllt sie schon ein neues Heer von Wolken. Jetzt geht auch für dich die Sonne auf und schweigend betrachtest du die weit ausgebreitete wollige Wolkensteppe; fast unmöglich, dünkt es, daß du gestern da unten weiltest, daß du heute noch da hinabsteigst. Von der Sonne aufgeregt, wird das Getreibe der Wolken wilder, als vorher; du glaubst jetzt in den dampfenden Krater eines Vulkans hinabzusehen; wirbelnd steigen die Wolken, an die Felswand getrieben, gleich Rauchsäulen empor; jeden Augenblick glaubst du von ihnen umhüllt zu werden; doch kaum erreichen sie die Höhe deines Gestades, so zerrinnen sie in nichts. In tiefe furchtbare Schluchten und Abgründe der Wolken fällt dein Blick; eine finstere Nacht gähnt dir entgegen. Eben erwartest du, daß sich der Abgrund öffne, um dir Feuer und Flammen entgegenzuschleudern, dich zu verderben. Da öffnet er sich wirklich, wo er am schwärzesten ist; aber statt des Verderbens, statt der Finsterniß lacht dir ein heiteres, reizendes Bild, ein Paradies, aus dem Risse der Wolken entgegen. Ein bunter, vielleicht nie gesehener Farbenwechsel wird jetzt in ebenso bunter Reihenfolge unter dir hingezaubert; immer größer werden die Risse der Wolken, immer mehr löst sich ihre Decke in einzelne Abtheilungen. Jetzt erst kannst du nach und nach das bunte Gewirr in schwindelnder Tiefe enträthseln; jetzt erst begreifst du die Erhabenheit deines Standes; in senkrechte blaue Tiefe fährt die Felsen wand nieder, umlagert von den waldigen Vorbergen; dort bricht mitten aus nächtlichem Schlund der blaugrüne Spiegel eines Sees hervor, halb noch umstanden von Steilwänden und dunkeln sich spiegelnden Waldbergen, halb in die

[357] Die Ohrenlerche (Eremophila alpestris).

weite bunte Ebene des Flachlandes sich ausstreckend; im Süden baut sich eine Mauer über die andere auf; jede sucht es der anderen durch starre Wildheit zuvorzuthun; stolz spiegeln auch sie sich in prächtigen unter ihnen ausgegossenen Seen. Rosenroth, fast mit dem Schnee, der sie umlagert, wetteifernd, überragen die Hörner des Hochkalkes die tieferen Gebilde. So schroff ihre Umrisse sind, so grotesk ist der Wechsel von Licht und Schatten, bis sie in der Tiefe das sanftere Kleid der Matten oder das dunkle Gewand der Wälder umhüllt; wie ein fernes silbernes Gewölk schwebt über allen die mit Eis bepanzerte Kette der Tauern. Wiederum nach Norden gewandt, breitet sich als Gegensatz zu dem Gezack, Gehörn der öden Felsgebilde der Garten des Flachlandes aus, ein Horizontalge streif von Blau, Grün, Gelb und Roth in allen möglichen Tönen, je nachdem Aecker und Wiesen, Getreide- und Saatfelder, Wälder und Moose, nahe und ferne, mit einander wechseln; hie und da durchfährt ein glühender oder blauer Streifen die duftende Ferne, einen See oder Fluß verrathend; die Häusergruppen der Städte und Dörfer gleichen weißen Sandkörnern, in Unzahl über die Fläche ausgestreut. Schwer hält die Trennung von einem Punkte, der in so kurzer Zeit eine wahre Zauberwelt vor deinem trunkenen Auge vorbeiführte.

Obgleich jene aus Kalk gebildeten Gebirgszüge, die wir auf den Karten als die deutschen Nordalpen bezeichnet finden, nur als Trabanten angesehen werden müssen, welche ihre Entstehung dem eigentlichen Hochgebirge zu danken haben, so erfüllen sie doch mehr als diese den Fremdling mit Furcht und Grauen, mit Bewunderung und Entzücken wegen der Grandiosität ihrer Bildung. Der mit den Verhältnissen Unbekannte wird öfters den Diener für mehr halten, als den Herrn, wozu das unmittelbar aus der Tiefe der Längenthäler prallige und jähe Aufsteigen der Kalkalpen in ihrer ganzen Größe nicht wenig beiträgt, während sich die meistens höheren Uralpen nur langsam und in sanften Formen südwärts aufbauen; die Kalkalpen schwingen sich in dem Abstande einer Stunde vom tiefsten Einschnitte zur höchsten Zinne bis 10,000 Fuß; die Uralpen kriechen wohl zu höheren Massen, aber oft in 12–15 Stunden, wohlbedächtig hinan.

Die Nordalpen gleichen den sturmbewegten Wogen des Oceans, welche, vom Nordwinde getrieben, im Süden an den Grundfesten der Erde branden; von ihnen zurückgewiesen, bäumen sie sich wuthentbrannt dagegen und überschlagen sich. Schon von den Ufern der Donau an kräuselt sich die Fluth des Alpenvorlandes wie vom Nordwinde erregt; stärker schon treiben die Wellen im Süden der bayerischen Hauptstadt, und plötzlich beginnt auf und zwischen unsichtbaren unterirdischen Urfelsriffen die schäumende Brandung, Woge an Woge, eine immer größer, als die andere. Die letzte Wogenreihe ist die höchste, und wirft sich plötzlich und jäh in die Tiefe des Abgrundes, aus welcher die ganze Masse von der Donau aus sich nach und nach aufgebaut hatte.

Wer einmal auf einem Hochgipfel der Kalkalpen stand, wird sich leicht in seiner Einbildungskraft auf den Mastkorb eines Schiffes versetzt sehen, das in sturmbewegten Wogen umhertreibt, besonders da er dieses Bild im Kleinen ganz in der Nähe, auf den Seespiegeln in der Tiefe, haben kann.

Demnach läßt sich die ganze Masse der Nordalpen als ein aus der Tiefe aufsteigendes, gegen Süden bis in die Nähe der Centralalpen sich erhebendes Gebirge ansehen, das dann plötzlich den letzteren gegenüber abbricht, und durch ein großes Längenthal oder oft auch nur durch eine Einsattelung von jenen getrennt wird.

Es lassen sich keine auffallenderen Gegensätze, keine eigensinnigeren Gebilde denken, als die Erscheinungen in den Kalkalpen. Der Geolog, wie der Botaniker, der eben die Centralalpen kennen gelernt, muß sich hier auf ganz Verschiedenes gefaßt machen; der Maler, der seine Gegenstände der Welt der Uralpen entnahm, muß nur andere Farben, andere Töne mischen; der Plastiker, der die geschmeidigeren, sanfteren Gestalten der Mittelkette plastisch nachbildete, bedarf nur eines schärferen, spitzigeren Griffels, um alle die Kanten und Risse anzudeuten, die dem Kalkgebilde eigen sind. Ja selbst das Wasser, mag es nun als flüssiges Element sich zum See stauen, oder als Bach über Felsblöcke dahin rauschen, oder als Fluß seine Wogen forttreiben, oder mag es als weite Schnee- und Eisdecke Klüfte oder Hochflächen überspannen, oder mag es in Dunstgestalt die Hörner der Kalkalpen als Wolken umlagern, tritt hier in anderen Formen und Farben auf, als dort. Sanft gewölbt erheben sich die vorderen Reihen der Centralalpen; ihre Rücken, Kanten, Kahre und Risse sind durch die Atmosphäre abgeschliffen und abgerundet, ihre Formen daher gemildert. Dazu kommt der prächtige Mantel der Pflanzendecke, der diese Riesen bis zu ihren Gipfeln umhüllt. Die herrlichen violettduftigen Schattenlinien auf dem Schmelze der Matten verrathen noch den Knochenbau der Berge; ihr Fuß ist umlagert von dem Blau-

dunkel der Waldungen, welche sich nach oben zuerst in Gruppen theilen; auch diese werden immer lichter, und nur einzelne, vom Sturme gegen die Bergwand getriebene, halb abgestorbene Fichten und Lärchen klimmen noch gegen die Höhe empor; das kriechende, demüthige und geschmeidig zähe Krummholz kommt aber doch noch weiter, als die hochauffahrende stolze Tanne. Erst im tieferen Hintergrunde der Thäler baut sich eine höhere, kahlere Bergwelt auf, welche oft nochmals von der höchsten innersten Kette überragt wird. Dann steigt das Braun, Grau oder Schieferblau der nackten Felsenmassen tiefer herab und durchbricht den Rasenteppich. Breite Schneefelder spannen sich zwischen den braunen Wänden und Hörnern aus, oder weite Eisfelder über ziehen Thal und Höhe, und hüllen Alles in die sanftere blendende Decke des Schnees. Wie an den Vorbergen nur von den steilsten Gräthen und Spitzen das Gewand der Pflanzenhülle durchrissen wurde, so durchschneidet auch hier der scharfe Rücken, oder durchsticht der nadelförmige Gipfel den Schneemantel.

Versetzen wir uns aus einer Urgebirgsgegend in das Hochgebirge der Kalkalpen, in eine Gegend voller Zauberei, wo wir plötzlich, in Zeit einer Stunde, die buntabstechendsten Farben durchwandern, ja sie mit einem Blicke übersehen können.

Du stehst auf einer Wiese, deren Grün, deren Ueppigkeit alle Beschreibung übertrifft, durchrauscht von eben geborenem Quellwasser, beschattet von einer riesigen Ahorngruppe, deren Blätter gerade so viel Licht durchscheinen lassen, um ihr Grün im schönsten Glanze zu zeigen; neben dir das zierliche Bauernhaus mit vorspringendem Giebeldach und Altan, dessen Schlagschatten die Lichtpartien nur um so mehr hebt; davor sprudelt der kräftige Brunnen, an dessen Fülle sich die Mäher laben. Was ist aber jener Malachit, oder jene Grünspanfläche, die so ganz eigenthümlich zwischen dem Saftgrün des Baumlaubes oder den dunkeln Wänden hervorschimmert? Es ist der Spiegel eines Sees. Eben so überrascht, erhebst du den Blick zu den Formen und Farben hoch oben über dem Laube der Bäume, da erheben sich Zacken und Wände von nie gesehener Gestalt; dort eine hohe im Grauduft der Höhe aufstrebende Wand, aus welcher nur hie und da einige Pfeiler vortreten in den Glanz der Sonnenstrahlen; dort prangt eine ungeheure Pyramide im weißröthlichen Lichte der untergehenden Sonne, nur gefurcht von Schattenlinien und überstreift von Schlagschatten. Hier ist kein Uebergang der Farbentöne, sondern die grellsten Farben grenzen unmittelbar an einander. Hier das üppigste Saftgrün der Wiese und des Laubes, das unmittelbar an die blaugrüne Fluth stößt, die wiederum durch einen lichtgrünen Uferstreifen vom Grau der Felsenwände geschieden wird, umdüstert von dunkeln Forsten, aus deren Nacht oft unmittelbar die nackten, weißen, völlig pflanzenleeren Wände senkrecht zum Himmel emporstarren.

Wie die Farben, sind es auch die Formen in den Kalkalpen, welche große Gegensätze bilden. Aeußerst, fast durchaus abgerundet, mit wenigen Ausnahmen, ist die untere Stufe mit den schönsten Matten überkleidet oder von dichten Forsten beschattet. So scharf in isolirten Bergspitzen der heißen Zone die Schneeregion abgeschnitten ist, ebenso scharf scheidet sich hier plötzlich, oft in unbedeutender Höhe, und selbst bisweilen ohne scheinbaren Grund, die Pflanzenregion von der pflanzenleeren. Diese Grenze richtet sich nicht nach der Höhe, sondern wahrscheinlich nach dem Aufsatz der verschiedenen Kalklagen, wie nach ihrer Schichtung. An vielen Kalkalpen reicht diese Grenze theilweis bis auf die Thalsohle, und wo sie dann höher hinansteigt, scheint die untere bewachsene Stufe nur eine Schuttanhäufung aus den oberen Gegenden zu sein. An solchen Stellen, wo der kahle Fels herabsteigt bis auf den Boden, gewähren die Kalkalpen, je nach ihrer Beleuchtung, den niederdrückendsten oder großartigsten Anblick, den die Alpenwelt geben kann. Nur selten wird man in der Urgebirgswelt solche Riesenwände aufsteigen sehen, wie hier in den Kalkalpen, und zwar gerade die höchsten Massen derselben. Dahin gehört z. B. der Dachstein. Diese Bergmassen, von 9–10,000 Fuß absoluter Höhe, stürzen fast senkrecht auf ein niedriges, von ihnen selbst aufgehäuftes Fußgestelle; an der ganzen übrigen vielfach zerrissenen und oben ausgezackten Wand, welche im Mittags- oder Morgenlichte blendendweiß erscheint, haftet kein Hälmchen, – ein furchtbar schauerlicher Anblick.

Bemerken wir schon in dem Hinansteigen solche Gegensätze zwischen den abgerundeten Formen der unteren Stufe und den aus dieser oft senkrecht aufsteigenden Wänden, so findet man des Wunderbaren noch mehr, wenn man auf der Scheitelhöhe der Kalkalpen ankommt. Die vorherrschende, dem Kalke eigenthümliche, Bildung ist die Hochebene, unter der man sich freilich keine leicht gangbare Fläche denken darf; und wer einmal auf solchen hinwanderte, wird lieber den Berg noch einmal hinansteigen, als einen solchen Weg machen. Sie nehmen gewöhnlich ein weites Gebiet ein, und die ganze

Fläche besteht aus dicht neben einander liegenden größeren und kleineren Kesseln, die sich oft zu weiten Thalkesseln erweitern, oder auch theilweise im wahren Gegensatze aus lauter rundlichen Erhebungen, die wie Kugelabschnitte neben einander liegen und, von Wasserströmungen gefurcht, kleinen Gletschern nicht unähnlich sehen. Die höchsten Flächen, welche aus jenen, dem Pflanzenwuchse abholden, Kalke bestehen, sind völlig starr, nackt und kahl; die Rücken, welche zwischen jenen kreisrunden Mulden hinziehen, sind mit der Zeit so ausgewaschen, daß sie auf das Täuschendste den Rückenwirbeln eines Riesenthieres ähneln, und es ist nicht immer leicht, auf ihnen hin zu schwanken. Das Einzige, was das Auge bisweilen erfreut, ist hie und da ein kleiner kreisrunder Spiegel in der Tiefe jener ringförmigen Kessel mit erhöhtem Rand. Steigen solche Kessel in größerem Umfange tiefer hinab, vielleicht in eine andere Kalkzone, so breiten sich üppige Matten um die Spiegel solcher Seen, ohne sichtbaren Abfluß, aus. –

Das war ein Gang in die deutschen Voralpen, deren Charakter sich am ausgeprägtesten in Oesterreichs Salzkammergut findet. Die gelungenen Bilder von Ischl und dem Traunsee, welche dieser Band bereits enthält, illustriren einige der besuchtesten und in der That frappantesten Partien jener Landschaft, und das Bild, welches diesen Artikel einleitet, ergänzt nur wieder das vom Traunsee.

Gmunden, als Städtchen unbedeutend, ist hart an das aufsteigende Ufer des Sees gebaut und gewährt, von diesem aus gesehen, einen sehr romantischen Anblick. Die zahlreiche Menge der während der Badesaison ab- und zuströmenden Fremden beleben die Stadt ungemein. Die Badegesellschaft, welche meist der Soolbäder wegen sich hier einfindet, ist keine so exklusive wie in Ischl, aber eine um so heitere und ungenirtere, und in ihren Reizen steht die umgebende Natur der jenes Retiro[358] der hohen Aristokratie in nichts nach. – Wir laden Denjenigen, welcher die deutschen Voralpen in dem geschilderten Charakter kennen lernen will, vorzugsweise ein, nach Gmunden zu gehen.

[358] Ein Ort, wohin man sich zurückzieht (von span. el retiro, die Abgeschiedenheit).

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 136.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 248.

Der Oybin.

Der Oybin, ein Gipfel des lausitzer Gebirges, liegt im Süden der Stadt Zittau bei dem gleichbenamten Dorfe. Er ist ein isolirt stehender, mächtiger Sandsteinfelsen von glockenförmiger Gestalt und wunderlich zerklüftet, dessen Eigenthümlichkeit und liebliche Lage von Alters her für die Menschen eine besondere Anziehungskraft gehabt zu haben scheint. Zuerst der Sitz kühner Raubritter, die der Schrecken der Umgegend waren, bis 1349 ihr Nest zerstört ward, dann von Ruhe liebenden Cölestinermönchen in Besitz genommen, denen Kaiser Karl IV.[359] ein herrliches Kloster erbaute[360], das 1577 ein Blitzstrahl in Schutt und Asche legte, ist der Oybin jetzt mit einem stattlichen Gasthaus gekrönt und ein beliebtes Ziel unserer modernen fahrenden Ritter, der Touristen, die behaglich bei Cigarren und Kaffee, und vom Plaid[361] sorgfältig gegen die Zugluft geschützt, die malerische Aussicht genießen und pflichtmäßig nach Bädekers[362] Vorschrift die schönen Klosterruinen bewundern. Letztere sind in der That großartig und zeigen eine seltsame Vereinigung mit den Ruinen der ehemaligen Raubburg. Der Klosterhof dient dem Dorfe Oybin jetzt zum Gottesacker.

B.[363]

[359] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), ab 1346 römisch-deutscher König, ab 1347 König von Böhmen, seit 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

[360] Im Jahre 1369.

[361] Wolltuch, Decke (von schott.-gäl. plaide, Wolltuch, Decke).

[362] Der Verleger Karl Baedeker (1801–1859).

[363] Das „B." dürfte für Alfred Edmund Brehm (siehe hierzu S. 31, Anm. 78) stehen.



RUINEN des OYBIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 136-154 u. 256-260.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 229-242.[364]

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 73-76.

Kairo[365].

Sei mir gegrüßt, Kairo! Sei mir gegrüßt, du herrliche, palmenumstandene, wüstenbegrenzte Stadt! Sei mir gegrüßt mit all deinen Moscheen und schlanken Thürmen, mit deiner Veste[366], deinen krummen, engen und kühlen Straßen, deinen Häusern im saracenischen[367] Erkerschmuck, deiner blumenduftigen Esbekïe[368], mit deinen alten ehrwürdigen Pyramiden, deiner Wüste und der Stadt der Todten, deinen Gebirgen, die dir zu Häupten lagern, mit deinen Vorstädten am schiffbewegten, göttlichen Strome[369]! Sei mir gegrüßt jeder deiner Plätze, jeder deiner Straßen, du und dein Volk! –

Keinen zweiten Ort gibt es in Egypten, welcher heute noch alle Wunder dieses Wunderlandes, alle Reize der südlichen Zone, alle Verschiedenheiten der Völker des Morgenlandes in gleichem Maße in sich vereinigt, wie das vielnamige Kairo. Kaum noch eine andere Stadt des Morgenlandes hat ihr altes märchenhaftes Gepräge besser bewahrt, als Khahira, die Siegende, Maheruset[370], die von Allah

[364] Mit der zusätzlichen Illustration „Strasse in Cairo“.

[365] Kairo (kopt. ⲕⲁϣⲣⲱⲙⲓ, Kashromi; arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke“ bzw. „die Eroberin“; osman. قاهره, Ḳāhıre bzw. مصر, Mıṣır bzw. ägypt.-arab. Maṣr, „Ägypten“).

[366] Die Zitadelle von Saladin (arab. قلعة صلاح الدين, Qalaʿat Ṣalāḥ ad-Dīn).

[367] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[368] Das Asbekiya-Viertel (arab. أزبكية, ʾAzbikiya, „Vorrang, Priorität“) mit dem gleichnamigen Landschaftsgarten (arab الازبكية حديقه, al- ʾAzbikiya Ḥadīquh) im Zentrum Kairos (siehe hierzu S. 114, Anm. 365).

[369] Der Nil (ägypt. ỉtr.w bzw. *ỉắtraw, „Fluss“; kopt. ⲫⲓⲁⲣⲱ, piaro bzw. phiaro; griech. Νεῖλος Neilos bzw. Nīlos, lat. Nilus; osman. نيل, Nīl; arab. النيل, an-Nīl).

[370] Vielleicht eine aus dem Altägyptischen stammende Bezeichnung.

Beschützte; keine weiß so den Fremden mit ihrem Anblick zu berauschen, wie Massr[371], die volkreiche, menschenbelebte, altsaracenische Hauptstadt, die Stieftochter des alten, hoch berühmten Memphis[372].

Kairo liegt zwischen dem Nil und der Wüste, von seinen drei Vorstädten, Alt-Kairo[373], Bulakh[374] und Giseh[375], gleichweit entfernt. Es liegt der Stätte gegenüber, auf welcher das alte Memphis lag: im Angesicht eines der Wunder der Welt, zwischen der Fülle eines in ewiger Fruchtbarkeit schwelgenden Landes und der Armuth der Wüste, am Fuße des lang sich dahinziehenden Mokadamgebirges[376], dessen letzter Ausläufer die stolze, es beherrschende Veste trägt. Vom Nil ist es ⅛ Meile[377] entlegen; aber der Weg bis zum Strome gleicht dem durch einen Garten, denn zu beiden Seiten der wohlbepflanzten, staubfreien und schattigen Straße breitet sich das in aller Fülle und Pracht schwelgende Gartenland aus, dem die Fluthen des Stromes seine Frische zu jeder Zeit bewahren. Diesem fruchtbaren Landstrich gegenüber, welcher grüßend kleine Ausläufer von Gärten in die Stadt hineinsendet, dehnt sich die gelbe Wüste aus, prachtvoll in der Schönheit ihrer Farben, märchenhaft in der Form ihrer Gebirge, zauberisch umstrickend Den, welcher sie kennen gelernt und lieb gewonnen hat; denn in der Wüste liegen die schönsten Zeichen der phantastischen Kunstfertigkeit, welche die vergangenen Bewohner Kairo’s zum ewigen Gedenken zurückließen: die Denkmäler über den Ruhestätten von tausend und aber tausend Vornehmen und Großen des Reiches, ganz für sich allein eine eigene gewaltige Stadt bildend.

Kairo bewirkt durch seine Lage wie durch seine Bauart, durch Natur und Kunst zugleich, durch sein Klima wie seine Luft, durch den tausendfältigen Wechsel seines inneren Lebens, durch sein Volk und seine Sprache einen unendlichen Reiz, mit dem sich das Imponirende seiner Umgebung verbindet: die Gräber der Khalifen, die die Stadt der Lebenden und der Todten beherrschende Veste, der Nil und die an seinen Ufern sich begegnen den Kontraste des Grüns der Gärten und des Sandes der Wüste.

Jede Stunde in den Mauern dieser Stadt bringt etwas Neues, kein Tag ist wie der andere. Dem Fremdling bleibt Kairo ewig fremd und den in ihm Geborenen und Großgewordenen selbst bleibt es eine Stadt der Wunder. Das macht, weil hier die Dichtung ohne Ende lebt und schafft; weil hier Alles zusammenwirkt, um Alles dichterisch zu gestalten; weil hier der gewöhnliche Gruß harmonisch und dichtungsreich an das Ohr schlägt; weil hier das ärmlichste Haus ein Künstlerherz zum Entzücken hinreißt; weil hier Himmel und Erde, Mensch und Thier, Baum und Pflanze sich vereinigt haben, um ein unbeschreibliches, wunderbares Ganzes hervorzurufen.

Die Poesie legte den Grund zu der Stadt, die Dichtung führte ihre Straßen und Häuser auf, der künstlerische Gedanke verkörperte sich tausendfach. Der Barmherzigkeit eines Kriegers verdankt Kairo seine Entstehung. Amru[378], der Emir und Feldherr des Khalifen Omar[379], welcher abgesandt worden war von seinem Gebieter, um den Bewohnern des Nillandes den Islam zu verkünden, welcher das Land durchzog als ein schwertumgürteter Sendbote des Glaubens, dieser Amru wurde ohne sein Wissen und seinen Willen der Gründer der größten Stadt Egyptens, der größten Stadt ganz Afrikas. In der Nähe des heutigen Alt-Kairo hatte er mit seinem Heere ein Lager bezogen, sein reiches Zelt in Mitten seiner Krieger auf geschlagen. Der bis dahin unbesiegte Held sollte hier zum ersten Male bezwungen werden, aber von einem Feinde, gegen welchen der Araber nichts ausrichten konnte mit Feuer und Schwert, von einem Feinde, der selbst den rauhen Krieger an seiner wundesten Stelle zu treffen wußte – im Herzen. Eine Turteltaube war es, welche den Feldherrn schlug. Sie hatte im obern Zeltdache Amru’s ihr Nest

[371] Siehe hierzu S. 114, Anm. 365.

[372] Ägypt. mn-nfr, „beständig und schön“; kopt. ⲙⲉⲙϥⲓ, Memfi; griech. Μέμφις, Mémphis; arab. منف, Manf.

[373] Das koptische Viertel Alt-Kairo (arab. مصر القديمة, Miṣru l-qadīma bzw. ägypt.-arab. Maṣr el-edīma, „Alt-Kairo“).

[374] Bulaq (arab. بولاق, Būlāq).

[375] Arab. الجيزة, al-Ǧīza.

[376] Das Steinplateau des Muqattam (arab. المقطّم, al-Muqaṭṭam).

[377] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[378] Der Mohammedgefährte und Statthalter in Fustat (siehe hierzu S. 116, Anm. 380) Amr ibn al-Ās (arab. عمرو بن العاص, ʿAmr ibn al-ʿĀṣ; ca. 580–664).

[379] Umar bin al-Chattāb (arab. عمر بن الخطاب, ʿUmar b. al-Ḫaṭṭāb; 592–644), seit 634 der 2. Kalif.

gegründet, hatte in Mitten des rauschenden Lagerlebens sich angesiedelt, hatte ihre Eilein gelegt und bebrütet. Noch nackte und blinde Junge lagen im Neste, als der Feldherr weiter ziehen wollte; dieses zu zerstören, jene umzubringen, das brachte Der, welcher Tausende von Menschen opfern konnte, nicht über sein Herz. Der Taube wegen ließ er sein Zelt stehen. Die Nachzügler, die Schwachen seines Heeres, siedelten sich rings um das Zelt an, die leichten Leinwandhäuser mit festen Hütten vertauschend; eine Hütte reihte sich an die andere; aus dem Lager wurde ein Dorf, aus dem Dorf ein Flecken, aus dem Flecken eine Stadt, aus diesem geringen Anfange die heutige Hauptstadt des Reiches. Zwar wurde das neue Kairo erst 300 Jahre später gegründet, aber ganz nahe an Fostat[380] oder Alt-Kairo, nur eine Viertelmeile von dem alten Lagerplatze, weiter nach der Wüste zu, wahrscheinlich um das Fruchtland nicht zu schmälern. Rasch vermehrte und vergrößerte sich der neue Ort; bald hatte er den alten überflügelt; seine Einwohnerzahl stieg auf Hunderttausende, und hingerissen von der lieblichen Lage, von dem Leben innerhalb seiner Mauern, wählten ihn die späteren Herrscher zu ihrem Wohnsitze, und nunmehr erhielt er alle die schmückenden Namen, welche heute noch jeder seiner Söhne im Munde führt.

Vom Nil aus sieht man nicht viel von der gewaltigen Stadt, welche mehr als eine Geviertmeile bedeckt und Hunderte von Moscheen mit mehr als einem halben Tausend Minarets[381] in ihrem Schooße birgt. Nur die höchstgelegenen Moscheen zeigen sich dem Beobachter, die Minarets aus Alabaster mit den von ihnen umstandenen Kuppeln, deren äußere Hülle ein von arabischer Künstlerhand gepflückter und gebundener Blumenstrauß in Stein, und deren Inneres ein Himmelsgewölbe ist mit goldener Schrift und erhabenen Zeichen, dem Gläubigen zur Lehre und Richtschnur, zur Anleitung, wie er es anzufangen habe, sich seinen freudenreichen Himmel zu erschließen. Diese im Lichte des Südens gleichsam aufjauchzenden Bauwerke sind für den Ankommenden Anzeichen der Pracht, welche ihm werden soll, wenn er das Innere betreten haben wird.

Anders ist es, wenn man von der Landseite der Stadt sich nähert, wenn man vom rothen Meere aus durch die Wüste gen Kairo zieht. Links vom Wege ab erhebt sich das Gebirge, welches bis zum rothen Meere reicht; am Fuße desselben liegt der Djebel Achmar[382], der besuchteste Berg, von dessen Spitze man eine Aussicht ohne Gleichen genießt: „Zunächst schaut das lichtgeblendete Auge auf die Kuppeln der Khalifengräber herab und auf die köstliche Alabastermoschee, welche auf den Ausläufer des Mokadam gebaut ist; auf derselben Seite dehnt sich die Wüste aus in unermeßlichen Ebenen, ruhig wie Meeresspiegel, und dann wieder in wellenförmigen Sanddünen wie Meereswogen. Von mehren Poststationen an der Straße, vom Nil bis zum rothen Meere schimmern die weißen Telegraphenthürme durch die klare Luft. Im Vordergrund der Wüste und am Wege nach Suez[383] erhebt sich der von Abbas Pascha[384] neu angelegte Stadttheil. Neben der Wüste läuft scharf abgeschnitten das Grün der Nilniederung. Jenseits des aufblitzenden Stromes steigen die Pyramiden empor, und endlich schimmern in einem Meere von Licht und Glanz märchenhaften Thürme Khahira's mit ihren hundert Moscheen, und alle die Kuppeln blitzen in den zurückgeworfenen Strahlen der Sonne, die weißen und schlank aufschießenden Minarets sind wie Wassersäulen aus Springbrunnen anzusehen, durch welche den schwellenden Gewölben Luft gemacht wird, damit die baukünstlerische Zauberei, die Trugbilder der Stimmung, nicht wie ein buntes Seifenblasenspiel zerplatzt: so groß ist die Berauschung der Sinne von dieser Wirklichkeit in Stein, daß sie auf Augenblicke wie Traum und Täuschung erscheint."[385]

---

[380] Al Fustat (kopt. ⲫⲩⲥⲧⲁⲧⲱⲛ, Phustatōn; arab. الفسطاط, al-Fusṭāṭ, „das Zelt"), bis zur Gründung Kairos (siehe hierzu S. 114, Anm. 365) im Jahre 643 das Verwaltungszentrum des Landes; die Ruinen der Stadt finden sich im Süden Kairos.

[381] Siehe hierzu S. 56, Anm. 168.

[382] Der Dschebel el-Ahmar (ägypt. Ḏw-dšr, „Roter Berg"; arab. جبل الأحمر, Ǧabal al-Aḥmar, „der Rote Berg") nordöstl. von Kairo.

[383] Sues (arab. السويس, as-Suwais).

[384] Abbas Hilmi I. (arab. عباس حلمي, ʿAbbās Ḥilmī; 1812–1854), seit 1849 osman. Wali (arab. الوالي, al-wālī), also Gouverneur von Ägypten.

[385] Frei zitiert nach Bogumil Goltz' (s. u.) „Ein Kleinstädter in Aegypten. – […]" (Berlin: F. Duncker 1853), S. 252.

Dieser Anblick, zu dessen Beschreibung wir die Worte von Bogumil Goltz[386] entlehnten, wird nur Denen, die länger in Kairo gelebt haben und gewissermaßen dort heimisch geworden sind. Der Ankömmling zieht durch das Thor von Bulakh, oder, wenn ihn das geflügelte Dampfroß durch das blühende Delta des Nils hierher trägt, durch das „eiserne Thor“[387] in Kairo ein, und da fesselt ihn zuerst ein ganz anderes Bild. Kairo reicht ihm aus der Ferne einen Blumenstrauß, aus Stein gebunden im arabischen Styl, zum Willkommensgruß, und gleicht selbst einem Blüthennetz, gelegt über Kuppeln und Thürme; in der Nähe bietet es zum zweiten Male ihm Gruß aus eigenem Blumenmunde. Denn der erste Platz, zu welchem der Eintretende gelangt, ist ein prächtiger Garten voll Duft und Pracht: die Esbekïe. Sie ist ein wunderherrlicher Lustgang der Söhne und Töchter der Begnadigten, lieblich bei Tage, lieblicher bei Nacht. Der Ankömmling durcheilt ihn gewöhnlich mit stürmischer Hast; er kann es kaum erwarten, sich in die tausend vor ihm liegenden Märchen und Geheimnisse zu stürzen. Ich aber muß, wenn auch noch so kurze Zeit, in ihm verweilen, denn ich gedenke eines jener Vollmondsabende, deren Lichtschimmer mir nicht erblichen ist.

Man wandelt in Freundesgeleit durch die köstlichen Gänge, welche zur Tageszeit Schatten gewähren, im Mondlicht aber ein heimliches Dunkel verbreiten. Von ferne her tönen sanfte Klänge. Ein Sänger Kairo’s widmet der Nacht seine Lieder. Der Mond treibt keckes Zauberspiel mit den Blumen und Bäumen und den alten erkerreichen Häusern; er buhlt mit den Gittern, hinter denen dunkle Augen in seinem Schimmer sich baden; er wirft blendende Reflexe auf die Häuser; er will mit seinem Silber nachmalen, was die Sonne des Tages vergoldete. Und dann ist er gerade noch hell genug, die Auf- und Niederwandelnden zu beleuchten. Kühle suchende Europäer, Herren und Damen, gehen vorüber, aber auch Levantiner[388] mit ihren dichtverhüllten Frauen. Wie blitzen deren Augen durch den Schleier, welcher nur diese unbedeckt läßt; wie ruhen diese dunkeln Sterne manchmal so sonderbar leuchtend und fragend auf dem Fremdling! Türken in reicher Tracht und ehrwürdige Araber wandeln auf und nieder; Laute der verschiedensten Sprachen mischen sich zwischen die sanften Töne des fernen Gesanges. In allen Blumen sind Geister rege geworden; auch in des Menschen Brust werden sie wach. Der sinnumstrickende Zauber hat wieder einmal volle Gewalt über den Fremden.

Kairo bedarf aber der Verführungskünste der Nacht dazu nicht; es zieht seinen Zauberkreis auch bei Tag um Herz und Sinn. Man muß sich nur hineinstürzen in das Gewühl seiner Straßen und Basare[389]; man muß die tausend Gestalten an sich vorübergehen lassen; lauschend, sinnend, stehen bleibend Alles zu erfassen suchen, was sich Einem aufdrängt in ewig neuer Folge. Das Licht der Sonne, die Wärme der Luft, Mensch und Thier, Minaret und Kuppel, Moschee und Haus, Palmen, da zwischen hereinnickend, wunderbare Bogenthore, in frischem Schatten stehende Brunnen mit malerischen Gruppen von Durstigen umgeben, schön ausgeschnitzte Gitter: alle diese Züge vereinigen sich zu dem Zauberbilde, welches sich vor dem Nordländer entrollt; und Alles ist anders als anderswo, Alles ist ihm neu. Das lebendigste Straßengewühl der gewaltigsten Städte Europa’s, der Marktlärm Londons, das Wogen in den Straßen von Paris, das Getreibe auf dem Markusplatze in Venedig oder in den Hauptstraßen Neapels, das Leben in Sevilla oder Granada: das Alles ist Schaum und leeres, todtes Wesen gegen das Leben in Kairo. Drei Erdtheile reichen sich hier die Hand; die Erzeugnisse von allen geben sich hier ein Stelldichein; Völkerschaften des Nordens und Südens, Ostens und Westens begegnen sich hier. Der bärtige Türke und der zierliche Inder, der sonnengebräunte Beduine und der dunkle Neger aus dem tiefen Innersten des Landes, der verbrannte Bewohner des Atlas, der Tscherkesse[390], der glatt gelockte Europäer in seiner häßlichen Kleidung und der ehrwürdig erscheinende Morgenländer: sie alle mischen und drängen ohne Ende sich durcheinander. Ein ewig neuer, Alles verschlingender Knäuel von bunten Gestalten füllt alle Stra-

[386] Der pädagogische Schriftsteller Bogumil Goltz (1801–1870).

[387] Arab. باب الحديد, Bāb al-ḥadīd; ein Tor in der Nähe des 1856 fertiggestellte Kairoer Hauptbahnhofs.

[388] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Länder am östlichen Mittelmeer, das Morgenland (von mittelfrz. levant, der Osten) und entsprechend für deren Bewohner; hier sind wohl die Nachkommen europ. Kaufleute gemeint, die ebenso bezeichnet wurden.

[389] Siehe hierzu S. 56, Anm. 165.

[390] Die Tscherkessen (osman. چركزلر bzw. چركسلر, Çerkezler bzw. Çerkesler; türk. Çerkesler; russ. Черкесы, Čerkesy), eine kaukasische Ethnie, die sich selbst Adyge (tscherk. Адыгэхэр, Adygėchėr) nennt.



CAIRO

ßen. Die freien Plätze sind mit düstern Waarenhallen und Moscheen umzäunt, deren Kuppeln wie die Kronen der Wunderstadt erscheinen, dann schlanke, drei-, vielfach gegürtete Thürme. Manche Straßen sind überdeckt mit Matten, Tüchern und Bretern, durch die nur hier und da ein blendender Lichtstrahl herabfallen kann; doch selten erreicht er den Boden. Auch hier herrscht ein heimliches Halbdunkel. In den engen Straßen springen die Häuser mit jedem Stockwerk weiter vor und treten schon in der Mitte ihrer Höhe so nahe zusammen, daß man von dem Erker des einen nach dem des andern Hauses reichen kann. Unten sind solche Straßen auch nicht breiter, als daß sie einem beladenen Kameel den Durchgang gestatten.

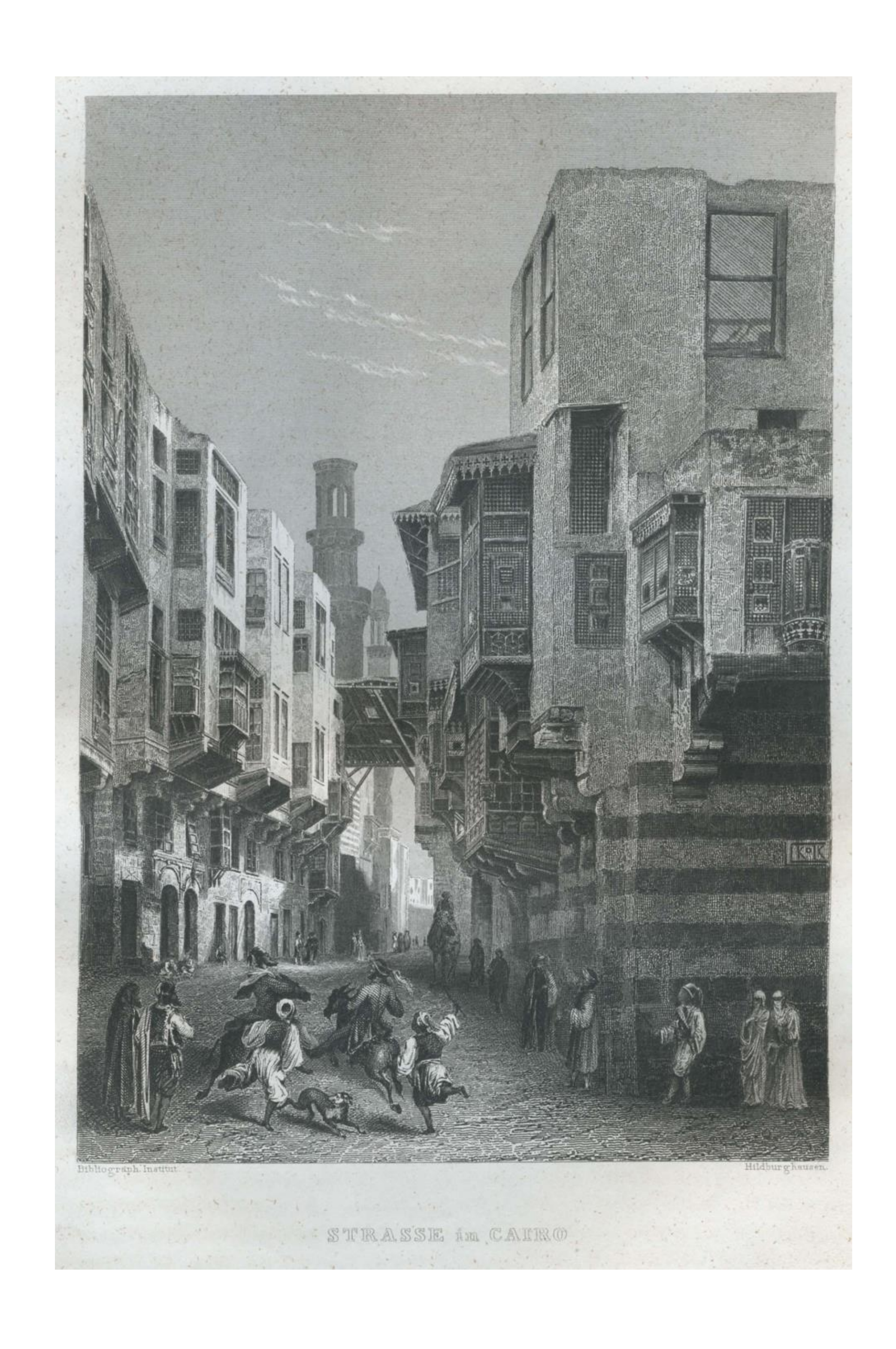
Da hindurch wogt und treibt das Leben Kairo's, das rege, warme, frische Leben dieser wunderbaren Stadt: Fußgänger, Reiter hoch zu Roß oder Esel, Araber, die auf den Rücken des beladenen Kameels geklebt zu sein scheinen, halb nackte Fellahs[391] und in die malerische Tracht des Morgenlandes gehüllte Kaufleute, zerlumpte Soldaten, dicht verschleierte, in seidenen Taffet[392] versteckte Damen, alle die Völkerschaften, die ich oben nannte, und noch unzählige andere, die allerverschiedenartigsten Bekenner zu den Religionen der Christen, Juden, Heiden und Mohammedaner. Leichte, mit zwei bis vier Pferden bespannte Kutschen brechen sich Bahn durch das Gedränge; ein hochzeitlicher Zug mit großartigem Gepränge, ein stolz auf feurigem Roß sitzender, mit Gold und Edelsteinen überreich verzierter Knabe, welcher unter die Zahl der Gläubigen aufgenommen werden soll, zieht langsam seinen Festweg dahin; reich gekleidete Reiter nehmen die Hälfte der Straße ein; es drängen und stoßen sich Lastträger, Zuckerbäcker, Blinde, Bettler, spitzbübisch aussehende Heuchler des Morgenlandes, ehrwürdige Geistliche und Koranverständige, Wasserträger, die ein mit langem blechernen Ausguß versehenes Gefäß auf den Schultern tragen, Hausirer, fliegende Kaffeeköche, Zuckerrohrverkäufer und hunderterlei Andere mehr. Alles wogt und lebt, fährt an den Augen vorüber wie Schattengestalten; das ewig Neue verdrängt das vor wenig Minuten Gewesene.

Ein Wirrsal von Tönen und Geräuschen erfüllt das Ohr. Zwanzig verschiedene Sprachen werden laut. „Wahre dich, Herr! wahre deinen Fuß, dein Haupt, deine Linke, deine Rechte! wahre deinen Esel, dein Pferd! wahre dich, Fremder, welchen ich treffen werde! hüte dich, Bruder, daß du mir ausweichst!" so rufen die Lastträger, die Eseltreiber ohne Unterlaß, um den Fußgänger, den Reiter zu warnen vor den in tollem Jagen dahinstürmenden Thieren. Grüße und Verwünschungen, Gesang und Geschrei, Trommelschlag, nervenzerreißende Töne aus Blaswerkzeugen, schreiende Esel, wiehernde Pferde, knarrende und kreischende Karrenräder: das Alles vereint bewirkt einen ungeheuern, die Ohren marternden, die eigne Stimme verschlingenden Lärm. Tausend Ohren und Augen brauchte man, um Alles zu beachten! – „Herbei, herbei! Gelobt sei Gott und sein Prophet! Der Tag sei gesegnet. Kommt herbei und trinkt von dem köstlichsten Wasser der Erde!" So ruft ein Wasserträger, dem ein Mildherziger seinen ganzen Vorrath abgekauft hat, um allen Durstigen unentgeltlich zu trinken zu geben. „Herbei! mein Schlauch ist gefüllt. Groß ist die Gluth der Sonne, auf Erden größer aber die Barmherzigkeit des Erhabenen, welcher den Strom fließen läßt ohne Ende, die durstige und verschmachtende Seele zu tränken. Aus seiner Hand strömt die Fülle, aus seiner Hand quillt der Segen. Euch, ihr Gläubigen, gibt er seine Gnade; Euch öffnet er das Herz eines Barmherzigen. So kommt herbei und preist den Gebenden, welcher Euch seine Gabe durch einen edlen Geber gibt. Der Spendende spendet durch mich Euch köstliche Spende. Herbei, herbei, ihr Moslemim, preist Allah und seinen Gesandten! Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. …" „Zu mir, zu mir!" so ruft ein Anderer, „zu mir, ihr Söhne der Maheruset, ihr Söhne der Begnadigten, zu mir und lauscht meinen Worten! Wißt, ihr Gläubigen, daß in den ältesten Zeiten, die da lange schon vergangen und verschwunden sind, wie wir Alle verschwinden nach dem Rathschluß des Allweisen, wißt, daß da lebte im fernen Indien ein Mann unter den Gläubigen seines Volkes, der reich und glücklich war durch die Gnade Gottes. …" Ein Märchenerzähler[393] ist es, der so spricht. Eben beginnt er eines seiner farbenprächtigen, herrlichen Bilder aufzurollen, und der schlichte Mann webt da

[391] Der Fellache (arab. فلاح, fallāḥ, „der Pflüger", Pl. فلاحين, fallāḥīn; abgeleitet vom Verb فلح, falaḥa, „den Boden-spalten, bearbeiten"); Bezeichnung für die Ackerbau betreibende Landbevölkerung in Ägypten und Palästina.

[392] Taft (von pers. تافته, tāfteh, „gewebt"), ein leinwandbindiges Gewebe aus Seide mit dichter Ketteinstellung, wodurch sich feine Querrippen bilden.

[393] Arab. حكواتي, ḥakāwātī.



Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

STRASSE in CAIRO

hinein köstliche Blüthen mit der Rede seines Mundes; die grau bebarteten Lippen gewinnen anmuthige Schönheit, so groß ist die Zaubermacht seiner Rede. Verstummt ist der Lärm um ihn her. Eine ruhige Stille ist entstanden. Die Dichtung hat sich einen ihrer Tempel aufgebaut in Mitten des Lärmens und Treibens. Namentlich Kaffeehäuser versammeln regelmäßig die lauschende Menge um den märchenkundigen Mann. Und wahrlich, aufmerksamere, begeistertere und andächtigere Zuhörer kann man in der Welt nirgends wiederfinden. Da zwischen kreist dann der duftende Kaffee, und der würzige Geruch des köstlichsten Tabaks der Erde kräuselt in blauen Wolken zum reinen Himmel empor.

Doch weiter! In das Gewühl der Basare und Kaufhallen muß man sich wagen, um einen ganz eigenen Abschnitt des Straßenlebens von Kairo kennen zu lernen. Der Basar Kairo's ist nach dem in Konstantinopel[394] der größte und ausgedehnteste im ganzen türkischen Reiche. Er nimmt die Mitte der Stadt ein. Alle besonderen Handelsstoffe haben auch hier besondere Straßen. Der Reiz des Fremdartigen trägt wesentlich dazu bei, Geist und Sinn hier anzuziehen und zu fesseln; aber auch wirklich wird das Auge hier befriedigt, wie kaum woanders. In der einen Straße verkauft man nur Waffen, in der andern blos Kleidungsstücke; die Schuhmacher, die Seidenweber, die Pfeifenmacher und Tabaksverkäufer: sie alle legen ihre Erzeugnisse in besonderen Straßen aus. Hier findet man blos wohlriechende Oele, Arzneimittel, Kräuter, dort hört man das Geräusch der verschiedenen Werkzeuge. In jener Straße hausen die Drechsler und drehen und arbeiten mit Hand und Fuß, fertigen gleich auf der Stelle das Verlangte, und der Kaufgast sitzt ruhig daneben, raucht seine Pfeife und trinkt das ihm von dem Handwerker gebotene Täßchen Kaffee. In jenem Gäßchen haben sich die Kupferschmiede angesiedelt; hier erschallt das Geräusch des Mörsers, in welchem irgend ein Kraut oder Mineral zu Pulver zerstoßen wird; dort klappern die Webstühle der Seidenhändler. Die ehrsame Zunft der Schneider, welche auch hier etwas Absonderliches hat, arbeitet in jener Straße; die Schuhmacher, aus denen auch hier zu Lande die besten Volksdichter hervorgehen, in einer andern Abtheilung des Marktes.

Ohne Ende eilt die Menge der Käufer durch das Straßennetz der Basare, je nach der Breite derselben zu Esel und zu Pferde, vom höchsten Pascha[395] bis zum niedrigsten Fellah; Frauen mit ihrem saracenischen Gefolge, vollkommen eingehüllt in dunkle Seide, drängen sich fast unbescheiden durch die Menge. Dazu kommen die Trödler und Wasserverkäufer, die spitzbübischen Pfaffen, welche mit heuchlerischer Miene umherbetteln und dabei die Tücke im Auge nicht verbergen können, die wirklich Bedürftigen, die Greise, die Krüppel, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Mann und Weib: sie alle bilden einen dem Auge nicht entwirrbaren Knäuel, der sich fortwährend um die Schätze drängt, welche aus alle Erdtheilen hier zur Schau ausgelegt sind: Kleider, Schuhe, Teppiche, rothe Filzmützen mit Quasten, Kaffeegeschirre, Uhren, Ringe, feine Leinwand, Weihrauch und Myrrhen, Rosenöl und andere wohlriechende Produkte des Pflanzenreichs, alle nur denkbaren einheimischen Geräthschaften und Erzeugnisse der Gewerbe, Sklaven und kostbare Pferde, Kameele, Maulthiere und Esel, Gemüse und Tabak, Gefäße und Mattengeflechte aus Palmenblättern und hundert und tausend andere Dinge, mit oder ohne Namen – in unserer Sprache wenigstens.

Bisweilen unterbrechen eigenthümliche Aufzüge das Getreibe. Es ist schwer, aus dem unendlichen Durcheinander in Kairo's Straßen bestimmte Bilder abzugrenzen und mit Muße zu betrachten; doch bietet keine andere Stadt so reiche Gelegenheit, das dem Orient eigene Leben des Volkes auf der Straße zu schauen. Jeder Tag hat sein Fest, jede Tagesstunde ihren feierlichen Aufzug, denn in einer Stadt von viermal hunderttausend Menschen wird tagtäglich gefreit und anderswo begraben, und dabei findet jedesmal ein öffentlicher Aufzug Statt, der unzähligen andern Gelegenheiten nicht zu gedenken; denn es ist ein schöner Zug des Arabers, daß, so abgeschlossen er in dem Innern seines Hauses auch lebt, er doch seinen Nachbar und seinen Stamm als Glieder einer Familie ansieht, mit denen er Freud' und Leid theilen zu müssen glaubt und gern theilt. – Biegt man von ungefähr mit seinem, von Vornehmen und Armen benutzten Miethesel um eine Straßenecke, schlagen gellende Töne aus klarinettenartigen Instrumenten und der dumpfe Schall von Trommeln und Pauken an unser Ohr; ein unabsehbarer

[394] Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzantion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. سطنطينيه, Ḳosṭanṭiniyye bzw. ستانبول, Istānbūl); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 53, Anm. 156) bzw. der Türkei.

[395] Siehe hierzu S. 56, Anm. 169.

Menschenzug mit sonderbar beladenen und geputzten Kameelen kommt heran; Alles sucht auszuweichen, vermehrt dadurch den Knäuel und den Gestaltenreichthum des Schauspiels, endlich ordnet sich die Masse einigermaßen, die Pfeifen gellen lauter, die Trommeln rasseln näher: man sieht einen Brautzug vor sich. Der Menge voran schreiten sechs bis zehn Männer, welche mit langen, zoll dicken Stöcken bewaffnet sind und Scheingefechte ausführen. Wird dabei zuweilen auch ein derber Schlag nicht abgewehrt und fällt schwer auf den Turban, so darf doch eine Kopfbeule die Lust nicht stören. Den Kämpfern folgen die Tonkünstler mit ihren Marterwerkzeugen und ihnen vier Männer, welche den Baldachin tragen, unter dem die Braut wandelt. Sie ist überreich geschmückt; denn alle Frauen ihrer Straße haben sich für einen Tag ihres Goldes und ihrer Edelsteine entkleidet, um sie in deren Glanze strahlen zu lassen. Er ist der einzige wahrnehmbare, denn die Braut selbst ist dermaßen verhüllt, und zwar mit brennend rothen Gewändern, daß man nicht einmal auf die Umrisse ihrer Gestalt rathen kann. Auch sie sieht nichts von ihrer Umgebung; zwei ehrbare Frauen müssen sie geleiten, damit sie nur gehen kann. Zu beiden Seiten des Baldachins gehen andere Frauen, welche unablässig Salz auf die Braut ausstreuen, das „giftige Auge“[396] zu entkräften, dessen Blick schlimmeres Feuer entzünden soll, als der eines glühenden Frauenauges im Herzen eines Mannes. Ebenso oft, als jene Salz auswerfen, lassen sie auch ein Freudengeschrei vernehmen, wie es eben nur arabische Zungen fertig bringen: ein so gellendes, durch dringendes Mißbrauchen der menschlichen Stimme, daß es dem Fremden eiskalt über den Rücken rieselt. Der Braut folgen geputzte Kameele, welche ihre störrigen, die ewig mißmuthige Stimmung ihrer Seelen kündenden Gesichter in Feiertagsfalten gelegt zu haben scheinen, weil sie so köstlich beladen sind. Ihr Packsattel ist nämlich mit Sänften behängt, über denen sich eine natürliche Laube wölbt, und aus denen dunkle Augenpaare blitzen; die Gespielinnen der Braut sind die Glücklichen, welche in dieser Weise befördert werden. Nun erst kommen die Hochzeitsgäste, denen sich wiederum Hunderte von Menschen anschließen. Der ganze Zug ist in höchst freudiger Aufregung, ernsthafte Männer tanzen und springen oder reißen Possen; nur die Kameele gehen in stiller Billigung und ohne Schmerzensseufzer oder Freudengeschrei ihren Stelzen schritt fort. Der neugierige Fremde schließt sich vielleicht der Menge an und gelangt mit ihr in die Straße des Festes. Nicht umsonst spricht der Araber von einer „Straße“ im Gegensatz zu einem festlichen Hause, weil in der That die ganze Straße an dem Familienereigniß eines ihrer Bewohner Theil nimmt. Man hat in ihr entweder eine Reihe von Zelten aufgeschlagen, oder sie ganz mit Zelttüchern überspannt. Bunt farbige Papierlaternen und vielarmige Leuchter schmücken und erhellen zur Nachtzeit den zum Festsaal umgeschaffenen Raum. Bänke aus Palmenholz oder diwanartige Polstersitze stehen in zwei Reihen längs den Häusern und laden zur Ruhe ein, welche eigens angestellte Leute durch Pfeife und Kaffee, Gesang und Tanz, Zither- und Harfenspiel, Erzählungen und Gedichtvorträge noch besonders zu würzen bestrebt sind. Der Kaffee wird auf kleinen, in Mitten der Straße aufgemauerten Herden bereitet, ebenda auch Scherbet[397] ausgeschenkt und jeder Vorübergehende eingeladen, Theil zu nehmen.

Nicht minder fesselnd, als solche Festlichkeit, ist ein anderer Zug, dem man in Kairo oft begegnet: der eines Begräbnisses. Man wird ebenfalls aufmerksam auf ein schon von ferne wahrnehmbares Drängen, aber die ganze Haltung der Menge deutet sogleich auf den Ernst der Feierlichkeit; man will den Herannahenden eben nur Platz machen. Langsam und würdevollziehen diese dahin. Mehre Blinde eröffnen den Zug; sie werden von Knaben geführt und deuten sinnbildlich an, daß jeder Mensch diesen Weg einmal „blind“ gehen müsse. Sie singen in ernster Weise immer nur die das Glaubensbekenntniß enthaltenden Worte: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!“[398] (Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!) – und die hinterdrein wogende Menge stimmt ihnen bei. Vier Männer tragen

[396] Wohl der in Europa unter der Bezeichnung „malocchio“ bekannte „Böse Blick“ (arab. عين الحسد, ʿayn ul-ḥasad, „Auge des Neides“).

[397] Osman. شربت, şerbet (von arab. شربة, šarba, „der Trank“) ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft, Sorbet.

[398] Das islam. Glaubensbekenntnis, die Schahada (arab. الشهادة, aš-šahāda, „Zeugnis, Bezeugung“), das folgendermaßen lautet: لا إله إلا الله محمد رسول الله, Lā ilāha illā ʾllāh(u) Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i), „Es gibt keinen Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes“.

die Bahre, auf welcher die in das „Lailach“[399] gehüllte Leiche liegt. Auch des Aermsten Leichnam wird nicht ohne jenes Grabtuch dem Schooße der Erde übergeben; denn das Gebot der Barmherzigkeit öffnet die Hand der Wohlhabenden, um einem Todten seinen letzten Schmuck zu verschaffen. Ich selbst, der Christ, bin oft von armen Hinterlassenen eines Entschlafenen angeredet worden: „Oeffne Allah, der Erhabene, Dein Herz zur Milde für einen Todten, o Herr, es fehlt ihm das Lailach!“ Die Bahre, welche bis zum Grabe als Sarg dienen muß, ist mit einem roth- oder grünseidenen Tuch, in welches Koransprüche eingewoben sind, überdeckt und mit einem männlichen oder weiblichen Kopfputze verziert, um das Geschlecht des Todten zu bezeichnen; ihr zu beiden Seiten gehen Fahnenträger. Dann folgen die Grableute, zuerst die Männer, dann die Frauen, welche letztere die Todtenklage erschallen lassen. Man bringt die Leiche zunächst in die Moschee, in welcher, nach altegyptischer Sitte, ein Todtengericht gehalten wird; dann zieht man zum Friedhof hinaus. Durch viele Straßen und Gassen, immer ödere und verfallnere, geht der Zug. Endlich erreicht man das letzte Thor und tritt aus diesem in die Wüste. Hier, im Süden Kairo’s, breitet sich der Friedhof aus – eine Stadt der Todten. In langen straßenartigen Reihen bedecken die Grabkuppeln der Wohlhabenderen einen Raum von mehr als einer Viertelmeile in’s Geviert. Kuppel reiht sich an Kuppel, Gewölbe an Gewölbe. Prunkende Inschriften bedecken große Marmorplatten von oben bis unten; an anderen Grabmälern sieht man keine Schrift, kein Zeichen, und wiederum andere Bauten sind längst verfallen und verödet.

Es wird Dem, welcher zwischen den Tausenden von Gräbern und Kuppeln wandelt, fremdartig zu Muthe. Der Geist des Friedens über kommt ihn; ist doch die Wüste selbst nur ein einziger, großer, erhabener Friedhof. Alles ist so still und leblos; nur die kleine Wüstenlerche läßt ihren traurig tönenden Ruf vernehmen, einen Grabgesang nach ihrer Weise. Man wird ernster noch, wenn man die Klage hört, und möchte selbst mit klagen um die Todten, welche so ruhig hier schlummern. Doch an denen sind die beiden Engel des Herrn, Munkihr, der Klopfende, und Nekihr[400], der Prüfende, längst vorübergegangen. Der Klopfende hat den Todten geweckt und der Prüfende ihm seine Fragen vorgelegt: „Wer ist Dein Herr, o Du Gewesener?“ „Gott ist mein Herr, der Erbarmende.“ „Welches ist Dein Glaube?“ „Der Islam ist mein Glaube.“ „Welches ist Dein Buch?“ „Der Koran ist es.“ „Und Dein Weg?“ „Die Kabbala.“*)[401] „Und welches ist Dein Glaubensbekenntniß?“ „Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist der Prophet Gottes.“ Und dann hat der Prüfende zu ihm gesprochen: „So schlafe im Frieden Gottes, du Knecht des Herrn!“ –

So schlafet denn; schlafe im Frieden auch Du, den sie eben zur letzten Stätte geleiteten; möge nie eine frevelnde Hand den Frieden Euch stören! – mit solchen Gedanken kehren wir zurück in das blühende Leben, welches uns duftet, und lassen die Todten. –

Kairo ist immer märchenhaft und wunderbar, am allerwunderbarsten aber doch zur Nachtzeit im Fastenmonat Ramadan[402]. Dann zieht die ganze Stadt ein Festkleid der eigenthümlichsten Art an; der Gläubige macht die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Die Stille und Ruhe, welche sonst während der Dunkelheit herrscht in den Straßen, die Stille, die blos unterbrochen wird durch den gegenseitigen Zuruf der Wächter und das Geheul und Gebell der Gassenhunde, ist gänzlich geflohen, denn in der Nacht erst beginnt das Leben.

---

[399] Das Leilach (von mhdt. lī(n)lach(en), ahdt. līnlahhan, zu „Lein“ und „Laken“, norddt. veraltet Leilak), ein Bettuch, Leintuch.

[400] Die islam. Todesengel Munkar und Nakir (arab. منكر و نكير, Munkar wa Nakīr, „der Verleugnete und der Verleugner“), deren Namen im Koran nicht genannt werden. Hier wird eine ausgeschmückte Version der Überlieferung des Mohammedgefährten Al-Bara ibn Azib (arab. البراء بن عازب, Al-Barāʾ ibn ʿAzib; † 690/91) wiedergegeben.

[401] *) Die Wallfahrt nach Mekka [die Haddsch (arab. حج, Ḥağğ) zur Kaaba (arab. الكعبة, al-Kaʿba, „Kubus, Würfel“) in Mekka (arab. مكة, Makka). Alfred Brehm (siehe hierzu S. 31, Anm. 78) verwechselt in seinen „Reiseskizzen“ (siehe hierzu S. 127, Anm. 420 u. S. 128, Anm. 426) häufiger die Kaaba mit der jüd. Lehre der Kabbala (hebr. קַבָּלָה, kabbālā, „das Überlieferte“)].

[402] Der Ramadan (arab. رمضان, ramaḍān, „der heiße Monat“), der Fastenmonat der Muslime.

Mohammed[403] selbst, der Prophet und Gesandte Gottes, – Heil über ihn! – ordnete den Monat der Fasten an, und noch heutigen Tags wird dieser Monat ebenso streng gefeiert als vor Jahrhunderten. Wenn sich des Neumonds Sichel zeigt, donnern die Kanonen der Citadelle ihren hallenden Gruß, und in allen Gassen und Straßen knattern Gewehre wieder. Feuersprühende Raketen entsteigen den öffentlichen Plätzen, um die Thürme legen sich Kränze von blendendem Licht. Auf seines Propheten Befehl enthält sich der Gläubige des Essens, Trinkens, Rauchens; der Fromme thut noch mehr, er übt ein Werk der „Sunna“[404], d. h. er kasteit seinen Leib, ohne daß es ihm geboten wird. Man muß bedenken, daß der Monat Ramadan ebenso gut in die heißesten Monate des Jahres fallen kann wie in die kältesten, da das mohammedanische Jahr ein Mondenjahr ist, kein Sonnenjahr. Im Sommer aber ist es eine wahre Marter, den ganzen langen Tag zu fasten und – keinen Tropfen Wasser über die Lippen zu bringen. Es ist deshalb kein Wunder, daß bei Tage sich Jeder, der es vermag, still in seinem Hause hält und dasselbe erst verläßt, wenn sich der Abend naht. Wer an einem Nachmittage des Ramadan durch die Straßen Kairo’s reitet, findet sie todt und menschenleer. Nur hier und da zeigen sich Vorbereitungen zum Leben: ein Wasserträger schleppt seine Schläuche herbei, Zuckerbäcker und Kaffeesieder ordnen ihre Geräthe.

Ehe noch der Mueddhin[405] oder Gebetsauskufer der im Westen sinkenden Sonne seinen Scheidegruß zusingt, ehe er noch mit volltöniger Stimme die Gläubigen zum Gebet des Mohreb[406] auffordert, ermuntern und erheitern sich die durstigen Gemüther. Die Kaffeehäuser werden geöffnet. Auf dem Herde des Kaffeebereiters flammt ein helles Feuer und bringt das in großen Kannen bereit gehaltene Wasser zum Sieden. Mühsam schleppen sich einige Gestalten wankenden Schrittes zum Kaffeehause, ermattet sinken sie auf die Palmenholzsessel vor der Thüre desselben. Sie haben Tabak und Tschibouk[407] mitgebracht. Einige bestellen sich beim Kahwedji[408] Nargilehs[409] (Wasserpfeifen). Gefüllte Wasserkühlgefäße stehen neben ihren Stühlen: Aller Augen richten sich nach dem schlanken Minaret; Einige sehen nach ihren Taschenuhren. „Lissa?“ (noch nicht) fragen die Uebrigen. „Lissa!“ Noch nicht; es fehlen noch drei Minuten. Da plötzlich ertönt der längst sehnsüchtig erwartete Ruf vom Thurme: „La il laha il Allah, Mohammed rassuhl Allah!“ Ein Kanonenschuß donnert über die Stadt dahin; der Tag ist zu Ende.

Man hört nur: „Allah!“ Das einzige Wort sagt Alles. Es ist der Preis des Höchsten, es ist der Dank, daß er seine Sonne zur Ruhe gehen ließ; es ist die Freude, daß das schwere Werk des Fastens für heute über standen; es ist der erste Anfang alles zu hoffenden Genusses für die kommende Nacht. Jetzt herrscht eine Todtenstille vor dem Kaffeehause. Alle sind beschäftigt, den Augenblick zu genießen. Einige dürsten mehr nach den Pfeifen, als nach dem Wasser, und blasen dicke Wolken vom Rauche des gepriesenen Krautes von sich; Andere trinken gierig aus dem Wassergefäß. Alle erwarten mit Sehnsucht den Kaffee. Dieser ist unter der Leitung des Wirthes bereits fertig geworden und wird in kleinen Schalen umhergereicht. Dann geht Alles nach Hause, um zu essen und dann zu beten.

Mittlerweile ist die Nacht völlig hereingebrochen. Unzählige Lämpchen flammen an den Gallerien der schlanken Minarets; der Basar und alle Kaffeehäuser werden erleuchtet; der Kaufmann setzt sich in seine Bude, der Handwerker fängt an zu arbeiten, der Regierungsbeamte eröffnet den Diwan[410].

---

[403] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[404] Arab. سنة, sunna, „Brauch, gewohnte Handlungsweise, überlieferte Norm“.

[405] Der Muezzin (arab. مؤذّن, muʾaḏḏin); die Bezeichnung für den islam. Gebetsrufer fand offenbar über das osman. مؤزن, „müezin“ Eingang ins Deutsche.

[406] Das Gebet kurz nach Sonnenuntergang (arab. صلاة المغرب, ṣalāt al-maġrib, „Gebet gen Westen“, also in Richtung der untergegangenen Sonne).

[407] Osman. چبوق, çibuḳ, „das Rohr“; eine Tabakspfeife, bestehend aus einem deckellosen, kleinen, aber breiten Tonkopf, einem Rohr und einem Mundstück.

[408] Der Kaffeewirt (osman. قهوهجی, ḳahveci).

[409] Die Wasserpfeife (osman. نارکيله, nargīle, von Sanskr. , नारिकेल, nārikela, „Kokosnuß“; ägypt.-arab. شيشة, šīšah, von pers./osman. شيشه, šīše, „Glasflasche“).

[410] Pers. ديوان, divân; osman. ديوان, divān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (pers صفه, ṣufa, „die gepolsterte Ruhebank“ – im Osman. bezeichnete صفه, ṣufa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

Alle Schreiber der Regierung sind in voller Thätigkeit; der Geschäftstag ist angebrochen, während der Kalendertag zu Ende ging.

Und nun beginnt das eigenthümliche Leben der Nacht: die Basare vereinigen das verständige Alter und die tobende Jugend; in den Kaffeehäusern sitzen Märchenerzähler, tanzen Rhauasiaht[411], treiben Gaukler oder Marionettenspieler ihr Wesen. Zuckerbäcker drängen sich, laut ihre Waare preisend, mit ihren wandelbaren Verkaufstischen durch die Menge; Garköche rühmen die Erzeugnisse ihrer Kunst; Scherbetverkäufer klingeln mit metallenen Schalen. Keine Polizeiwache stört das fröhliche Treiben des Volks, bis tief in die Nacht hinein durchwogt ein nicht endender Menschenschwarm die Straßen. Gegen Morgen wird es stiller. Einer nach dem Andern geht und sucht seine Wohnung auf. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang hört man wieder einen Kanonenschuß. Er fordert die Gläubigen auf, sich noch vor anbrechendem Morgen mit Speise und Trank zu erquicken, damit sie das schwere Glaubenswerk ohne Murren zu beendigen im Stande sind. Mit dem Grauen des Morgens ertönt vom Minaret die Mahnung zum Frühgebet. Der Gläubige spricht den „Fedjer“[412], dann geht er zur Ruhe und schläft bis tief in den Tag hinein.

Am letzten Tage des Ramadan sammeln sich die Gewerke um die Zeit des Nachmittagsgebets zu einem Festzuge durch die Straßen. Mehre Fahnen Soldaten ziehen ihm mit klingendem Spiele voran. Im Westen schimmert der blasse Neumond. Die Sonne neigt sich zum Untergange, es ertönt die Stimme des Mueddhin. Eine rothe Fahne steigt an dem Minaret empor und donnernde Geschützsalven beschließen den Monat der Fasten: das schwere Glaubenswerk ist beendet.

Um das Leben in Kairo genügend kennen zu lernen, ist es nothwendig, in Mitten eines der arabischen Viertel seine Wohnung zu nehmen. Die altarabischen Häuser in jenen Vierteln sind gar reizvoll für Den, welcher die Schönheit nicht in dem glatten, neuzeitlichen Style sucht. Von außen freilich verspricht ein altsaracenisches Haus nicht viel. Es steht in einer dunkeln, krummen und engen Straße der Stadt und nähert sich nach oben dem ihm gegenüberstehenden so sehr, daß die Sonnenstrahlen nicht den Weg nach unten finden können. Von der Straße aus tritt man durch die auf Anklopfen sich öffnende Thür in’s Innere des Hauses, klatscht in die Hände und ruft laut: „Tastuhr!“[413] (nehmet Euch in Acht!), um die etwa schleierlos umherschleichenden Frauen zu verscheuchen. Die breiten, hohen Fenster sind durch enge Holzgitter verschlossen, hinter denen wohl die Augen der Schönen die Straße beobachten können, von außen aber nicht der Schatten einer Gestalt wahrzunehmen ist. Von der Hausflur aus führt eine Stiege nach oben, zunächst nach dem Diwan oder Empfangszimmer des Hausherrn; das ist ein geräumiges, halbdunkles, hohes Zimmer; durch die vergitterten Fenster fällt ein gebrochenes, für jenen Himmelsstrich höchst angenehmes Licht. Im Gitterwerk entdeckt und liest man Schriftzüge, fromme Segenssprüche oder Bittwünsche an den Höchsten. Kleinere Fenster, aus buntfarbigem Glase zusammengesetzt, lassen die Beleuchtung noch eigenthümlicher erscheinen, welche auf den mit Gyps bekleideten und mit Arabesken geschmückten Wänden zurückstrahlt. Der Fußboden ist mit polirtem Kalk oder mit Marmor gepflastert, Strohmatten und persische Teppiche decken ihn. Den der Thüre gegenüberstehenden Raum nimmt der Diwan ein, welcher von einer Ecke des Zimmers zur andern läuft. Hier, auf den schwellenden Polstern, ruht der Hausherr während des größten Theils des Tags, hier ordnet er seine Geschäfte, hier empfängt er seinen Zuspruch. Die unzugänglicheren Theile des Hauses liegen verborgen: in ihnen walten und weben, herrschen und gebieten die Frauen. In dem „Harem“[414], zu deutsch das Unantastbare, des Hauses dringen zu wollen, ist ein Sacrilegium[415], dessen kein Fremder ungestraft sich schuldig machen würde; ich kann deshalb auch nur von seltenen, verstohlenen Blicken berichten, welche man zuweilen von dem platten Dache aus auf die Dächer der Nachbarshäuser thun darf, und dann gar oft Gestalten wandeln sehen kann, die eher Mohammeds Paradies, als der liebenden Muttererde anzu-

---

[411] Vielleicht ist hiermit die arab. Bezeichnung für Tanz, رقص شرقي, raqṣ šarqī, „Tanz des Ostens“ gemeint?

[412] Arab. صلاة الفجر, ṣalāt al-faǧr, „Gebet zur Morgendämmerung“.

[413] Vielleicht ist hiermit das arab. احترس, iḥtaris, „Vorsicht!“ gemeint.

[414] Osman. حرم, ḥarēm, „das Frauengemach“ (von arab. حريم, ḥarīm, „heiliger, unverletzlicher Ort“ bzw. „Heiligtum, geheiligter Bereich“).

[415] Frevel gegen Personen, Gegenstände, Stätten usw., denen religiöse Verehrung entgegengebracht wird (von lat. sacrilegium, Tempelraub).

gehören scheinen. Ich versichere den Leser, daß manche dieser Frauengestalten mir Gesichtszüge gezeigt haben, wie wir sie uns kaum träumen lassen; und so hingerissen und übermannt ward ich manchmal von dem morgenländischen Zauber solcher Frauenschönheit, daß ich im Stillen mit Freiligrath[416] ausgerufen habe:

„Liebt mich einmal ein Weib,
O Gott, so gleich es diesem Bilde!“[417]

Bei Allah und seinem Propheten! Kairo hat Frauenblumen, wie sie in wenig anderen Städten blühen; in Kairo begreift man, warum der Märchenerzähler, wenn er Frauen schildert, dazu die glühendsten, farbenprächtigsten Bilder der Natur ablauscht; denn seine Herrin ist das Wunder ihrer Zeit, die Tochter der Schönheit, die Herrin der Milde, die Königin, welche mit den Sonnen ihrer Augen herrscht und mit den Rosen ihres Mundes gebietet.

Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Der Tag ihr Antlitz und ihr Haar die Nacht.[418]

„Ich preise Den, der solche duftige Blüthen schuf zur Freude, zur Wonne für den glücklichen Sterblichen, dem es vergönnt ist, sie zu pflücken. Kennst du die Giraffe, die mildäugige? Sie neidet meine Herrin um die Schönheit ihres Auges. Hast du die Gazelle gesehen, wie sie dahin schnellt durch die Wüste auf leichtem, behendem Fuße? Im Vergleich mit ihr ist sie plump und unbeholfen. Hast du die Perlen gewürdigt, die der Taucher hervorholt aus dem tief- untersten Grunde des Meeres? Neben ihren Zähnen sind sie schwarz von Farbe und häßlich. Kennst du die Nacht, die dunkle, die der unglücklich Liebende durchwacht, glaubend, daß sie ohne Ende sei? Ihr Haar ist dunkler und länger als solche Nacht. Nenne mir Den, der ihren Fuß sah, sage mir Den, der ihr die Hand reichte: mit beiden deinen Händen mußt du die ihrige fassen, denn in der einen würde sie verschwinden. O, daß ich noch reden dürfte von ihrem Leib, dessen Weiße das Elfenbein beschämt, von den dunkeln Augen, die das Herz verbrennen und die Seele durchglühen, daß man es nimmer vergessen mag, von dem blendenden, durchsichtigen Halse, von der gewölbten, blühenden Brust! Doch wo findet der schwache Adamssohn Worte, die Herrlichkeit Gottes, des Allbarmherzigen, zu preisen, wo finde ich sie, um jenes Wunder der Welt euch, ihr Männer, ihr Söhne der Araber, zu schildern?“[419] Solche und ähnliche Worte kann man oft vernehmen zum Preise der Töchter Kairo’s, noch hundert andere, viel glühendere, viel duftigere und sinnigere, die unsere Sprache nicht wiederzugeben vermag.

Doch das Interesse am Gewühl der Straßen zieht uns herab von der kühlen, luftigen Terrasse nach einem der größeren Plätze, um dort so schnell als möglich ein Reitthier zu erwerben, ohne dessen Hülfe es fast unmöglich ist, durch Kairo sich zu bewegen.

Da stehen sie, die vortrefflichen Thiere, welche allen Spott zu Schande machen, den wir auf die Esel zu häufen gewohnt sind, ebenso reich an Vorzügen, als ihre nordischen Verwandten an Untugenden. Ausdauernd, fleißig, äußerst genügsam, brav, stark und rasch, ist der Esel unstreitig das brauchbarste Thier in ganz Egypten. Ohne zu ermüden, läuft er Stunden lang, auch bei der größten Hitze, mit einem Menschen auf dem Rücken, gegen den er fast zu verschwinden scheint, in einem kurzen, so angenehmen Galopp, daß man wohl schwerlich ein bequemeres Reitthier finden kann. Der Araber liebt sein Grauroß aber auch ungemein, er verschneidet sein Haar äußerst sorgsam und kurz am ganzen Kör-

---

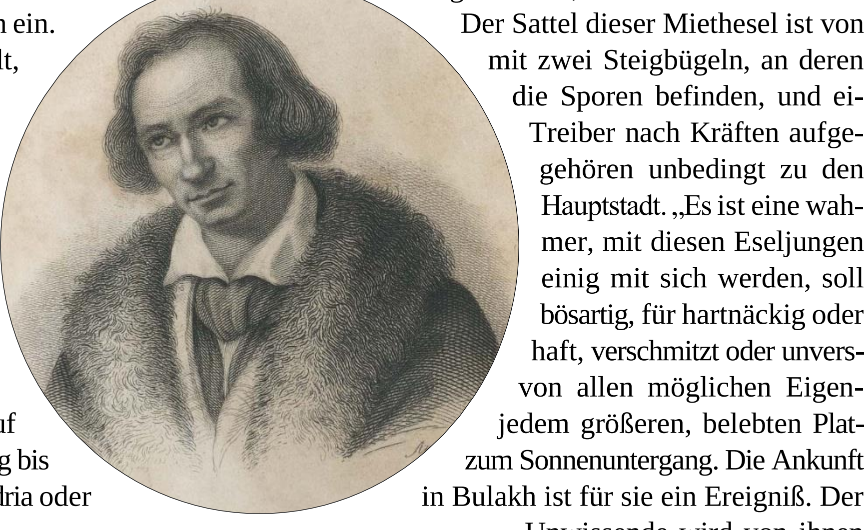
[416] Siehe hierzu S. 75, Anm. 241.

[417] Zitat aus Ferdinand Freiligraths (siehe hierzu S. 75, Anm. 241) Gedicht „Henry“, das erstmals veröffentlicht wurde in „Gedichte […]. – Zweite, vermehrte Auflage“ (Stuttgart: J. G. Cotta’sche Buchhandlung [2]1839), S. 163.

[418] Zitat aus der von Georg Friedrich Daumer (1800–1875) besorgten Ausgabe „Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern […]“ (Hamburg: Hoffmann & Campe 1846), S. 5. Der nach einer Vorlage von Johann Maar (1815–1869) von Johann Leonhard Appold (1809–1858) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1850. Herausgegeben von Christian Schad. – […]“ (Nürnberg: Bauer und Raspe 1850).

[419] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

per, so daß das. Thier durchaus nicht so struppig erscheint, wie wir es zu sehen gewohnt sind. Nur an den Schenkeln läßt man die Haare länger stehen, schneidet dort aber besondere Schnörkel und Figuren ein. Der Sattel dieser Miethesel ist von ganz eigenthümlicher Gestalt, mit zwei Steigbügeln, an deren inneren Seiten sich zugleich die Sporen befinden, und einem einfachen Zaum, vom Treiber nach Kräften aufgeputzt. Diese Treiber selbst gehören unbedingt zu den anziehendsten Menschen der Hauptstadt. „Es ist eine wahre Lust und ein wahrer Jammer, mit diesen Eseljungen umzugehen. Man kann nicht einig mit sich werden, soll man sie für gutmüthig oder bösartig, für hartnäckig oder dienstwillig, träg oder lebhaft, verschmitzt oder unverschämt halten; sie sind ein Quirl von allen möglichen Eigenschaften.“[420] Man findet sie auf jedem größeren, belebten Platze der Stadt, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Die Ankunft eines Dampfschiffes in Alexandria oder in Bulakh ist für sie ein Ereigniß. Der Fremde und in ihren Augen Unwissende wird von ihnen auf den ersten Augenblick erkannt; in drei und vier verschiedenen Sprachen, die die Buben in der sonderbarsten Weise verstümmeln, wird er angeredet, und wehe ihm, wenn er englische Laute hören läßt! Sofort entsteht um ihn, den Geldmann, eine Prügelei, bis der Reisende den Aufruhr beendigt, indem er den ersten besten Esel besteigt und auf ihm wegreitet. Da hallt ihm dann noch eine Fluth von Spott und Schimpf nach, und Jeder, dessen Eselein nicht gemiethet worden war, bedauert im Herzen die Dummheit und Ungeschicktheit des Reiters, der sich offenbar das schlechteste Reitthier erwählte. Hat man längere Zeit in Aegypten gelebt und ist der arabischen Sprache kundig, lernt man diese Buben erst recht kennen. Ihre Redensarten, ihre Ansichten, vor Allem aber die den Thieren gespendeten Lobeserhebungen sind äußerst ergötzlich. „Siehe, Herr, diesen Dampfer von einem Esel, die anderen dort werden unter dir zusammenbrechen, denn du bist ein starker Mann! dem meinigen aber ist es ein Spaß, mit dir dahinzujagen wie eine Gazelle, wie der Falke mit seiner Beute, wie der Löwe mit dem Ochsen in seinem Maule. Das ist ein europäischer Esel, ich lasse nur Franken darauf reiten; Kocheriner[421], lauf und schimpfe mich nicht Lügner! Kannst du glauben, daß es ein vortrefflicheres Thier geben könnte, als Masaut[422] (den Glücklichen), meinen Esel? Und ich bin Ali, der Sohn Ibrahims; was sind die Andern gegen mich? Söhne von Narren, Enkel und Urenkel von Thörichten. Allah hat das Herz meines Vaters groß gemacht und meiner Mutter Gnade gegeben, und ich bin der Sohn von beiden. Hier ist mein Esel, komm, besteige ihn! –“[423]


Georg Friedrich Daumer (siehe hierzu S. 126, Anm. 418).

Unter dem Zusammenausreiten versteht der Treiber, daß man reitet und er zu Fuße hinterdrein trabt. Dabei stachelt er noch unaufgefordert sein Grauthier an, bis dieses sich in Galopp setzt und nun, zwar keuchend und pustend, aber doch mit ungeminderter Eile dahinjagt. Wunderbar ist die Ausdauer des vortrefflichen Thieres, viel wunderbarer noch aber die Ausdauer des Knaben hintendrein. Ohne Unterlaß treibt er seinen Freund mit unnachahmlichem Zungenschnalzen, oder mit Schlägen, Stößen oder Stichen seines an dem einen Ende zugespitzten Stockes an und folgt ihm, so schnell der Graue läuft, ohne inne zu halten, ohne sich zu erholen; er trägt ihm noch den mit Buffbohnen[424] gefüllten Futtersack nach, den er in jeder Mußestunde ihm anhängt. Kleine Knaben von sechs Jahren laufen schon den ganzen lieben langen Tag ihrem fast immer trabenden oder galoppirenden Esel nach, werden dabei noch oft von

[420] Zitat Alfred Brehms (siehe hierzu S. 129, Anm. 432) eigenem Werk „Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen […]. Zweiter Theil: Aufenthalt und Reisen in Egypten“ (Jena: F. Mauke 1855), S. 140.

[421] Im Orignialtext (s. o., S. 141) „Kahiriner“ , also Kairoer.

[422] Im Original (s. u.) findet sich hier folgender Text: „‚*Ah ja Masserie*‘ (Ei, du Kahiriner)“.

[423] Brehm, Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika II, S. 127, Anm. 420, S. 141.

[424] Die Ackerbohne (Vicia faba).

dem Reiter mit Waaren, Lebensmitteln und anderen Gegenständen bepackt, schreien sich fast die Lunge aus dem Leibe und sind doch immer guten Muthes, froh und frisch dabei. Ohne Ausnahme sind diese Burschen klug und verschmitzt und zu Allem zu gebrauchen. Sie sind Diener und Vertraute von Jedermann, verschwiegene Liebesboten, Neuigkeitskrämer, Kuppler; sie thun Alles, was ihnen zugemuthet wird, und selbst noch mehr; sie kennen die Wohnungen und das Wesen aller hervorragenden Persönlichkeiten, wissen sich den Launen der oft gar Sonderbares verlangenden Reisenden zu fügen, verstehen es trefflich, eine Dame mit der nöthigen Sorgfalt und Behendigkeit zu bedienen und in ihre Reden Blüthen einzuweben, wie sie aus dem Munde des Märchenerzählers knospen. Sie sind der Schmeichelei und bestrickenden Höflichkeitsformen kundig; sie thun es Jedem recht. Dem ernsten Mohammedaner sind sie ein gesetzter, stiller, ruhiger, dem Franken ein kurzweiliger, toller, streichelustiger Begleiter, der Dame ein Sklave der Frauenschönheit, ein Diener der weiblichen Anmuth. Dabei besitzen sie einen Ortssinn, ein Gedächtniß, eine Geistesgegenwart, sich aus den verwickeltsten Lagen und Bedrängnissen herauszuwickeln, daß man nur seine Freude an ihnen haben kann.

Einer dieser Burschen soll uns hinauf zur Citadelle geleiten, die, auf einem Ausläufer des Gebirgs thronend, die unbezwungene und siegreiche Hauptstadt bezwingt und beherrscht. Mitten durch das Strömen der Menge, durch das Geräusch, durch den Wohlduft, durch allen Zauber Kairo's hindurch führt uns der Weg. Durch heimliche, kühle Straßen geht es und über sonnige, von alt-ehrwürdigen Gebäuden umstandene Plätze hinweg, an Moscheen vorüber, welche die ganze Pracht des arabischen Künstlergedankens in tausendfacher Weise verkörpern, und dann endlich empor, aufwärts zu der Festung.

Innerhalb ihrer Mauern durchirrt der Fremdling mit beängstigtem Herzen und zögerndem Fuße Ruinen und Neubauten, Schutthaufen und Prachtpaläste; hier sieht er Felsenbrunnen, die bis zum Nilspiegel herabreichen, und Minarets, welche sich in den Wolken zu verlieren scheinen und wie ungeheure Leuchter um das Heiligthum der Kuppel gestellt sind; hier glaubt er den Klagelaut umgebrachter Frauen und das Wuthröcheln meuchlings gemordeter Mamelukenhäuptlinge[425] zu vernehmen; hier meint er selbst in den Tönen des Soht[426] geisterhafte Klänge zu hören.

Aber diese Mauern sollen nicht unsere Seele gefangene nehmen – in die Ferne soll sie schweifen. Treten wir auf einen der Strebepfeiler über die Festungsmauer hinaus und schauen wir auf das sich unten ausbreitende Gemälde, bis die Seele trunken geworden ist und Gedichte uns im Herzen keimen, zu denen wir leider nicht die Reime finden können.

Gerade unter uns, vor uns und neben uns breitet sich die Stadt aus mit ihren 400 Moscheen und wohl 600 schlanken, zwei- oder mehrfach gegürteten Thürmen, eine wirre, gestaltenreiche Häusermasse, lebendig, tausendfarbig im Lichte der Nachmittagssonne schimmernd, von ihren Vorstädten umlagert wie eine gütige Mutter von lieblichen Kindern. Ein grüner Saum von Palmenkronen schließt sie ein, hier und da taucht auch ein frischer Palmenhain aus dem wirren Häusermeer selbst auf. Darauf folgt ein weites, in der Fülle des wasserreichen Südens schwelgendes Land, vom Grün aller nur denkbaren Schattirungen zu einem Wunderteppich zusammengewebt, von welchem sich nur Häuser und Mauern, wüste Plätze und silberne Wasseradern wie eingestickte Bilder abtrennen. „Vom Süden führt die Wasserleitung des Nils Fluthen in das Land, und majestätisch treibt der geheimnißvolle, zur Gottheit erhobene Strom seine Wogen der Insel Rodah[427] entgegen, welche wie ein grünes Bollwerk, oder wie eine schimmernde Opfergabe von Blumen und Früchten der alten Khahira entgegenduftet. Dem paradiesischen Eilande schließen sich die Pflanzungen Ibrahim Pascha's[428] in Fostat an; aber in dem ungeheuren Prachtbilde er scheinen diese grünen Massen nur wie ein Smaragd auf dem flüssigen Silber des segenspendenden Stromes, welcher, gleichsam einem unbekannten Nichts entquellend, wiederum in's Nichts zurückzuwandeln scheint. Doch an seinen vorübereilenden, sich ewig bildenden und ewig verschwindenden Wogen stehen als Gegensatz im fortwährenden Strome der Zeiten, die ans Meer der Ewigkeit

[425] Siehe hierzu S. 54, Anm. 158.

[426] Siehe Brehm, Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika II, S. 127, Anm. 420, S. 132: „‚*El sôht*‘, ein unserer Harfe ähnliches Instrument […]“; vielleicht ist hiermit الصنج, al-ṣanǧ, „die Winkelharfe“, gemeint.

[427] Die 3,2 Kilometer lange Nilinsel Roda (arab. الروضة, ar-Rauḍa bzw. ar-Rōḍa, „der Garten“).

[428] Ibrahim Pascha (osman. إبراهيم باشا, İbrāhīm Pāşā; 1789–1848), der Sohn des Mehmed Ali Pascha (siehe hierzu S. 54, Anm. 157).

münden, die im vollen Sonnenlichte marmorweiß schimmernden Pyramidenmassen, fest wie die Felsen, auf denen sie fußen."[429] Und hinter ihnen dehnt sich nun wieder ohne Ende die Wüste, vor deren verderbendem Flugsande sie das in aller Farbenpracht glühende Mittelbild schützen sollen und schützen.

Da steht man fest im Anschauen und vergißt des Ortes und der Zeit. Stunde auf Stunde entrollt, die Sonne neigt sich zum Schlafengehen. Goldener werden ihre Strahlen, purpurner färbt sich ihr Duft. Neuer Glanz, neue Farben treten zu den alten, die Stadt kleidet sich in ein wunderbares Festgewand, die Palmen trennen sich schärfer von dem goldenen Grunde. Wie Abendroth leuchtet der Strom, ein Abglanz des Paradieses legt sich auf Fruchtfeld und Wüste. Funkelnde Lichter werden wach, tief dunkle Schatten treten um so schärfer hervor. Allgemach senkt sich der Abend auf die Tiefe. Häuser und Kuppeln und Thürme verschleiern sich langsam und leise. Schon berührt der untere Rand der Sonnenscheibe den Wüstensand. Nur die Zinnen des Gebirgs und die höchsten Spitzen der Minarets funkeln und glänzen noch im vollen Sonnenlichte; die vergoldeten Halbmonde[430] schimmern über den Thürmen, wie ihr Urbild am Himmel. Tiefer senkt sich die Sonne, mehr und mehr verschwimmt von der Ferne.

Jetzt ist sie versunken und in demselben Augenblicke ertönt von oben herab der Gesang des Mueddhin. Wie eine Stimme aus der Höhe erklingen die Worte, welche zum Gebet mahnen – auch in dem Herzen des Hörers klingen sie wider. Mag er beten in welcher Sprache und in welcher Weise er will, mögen ihm Worte zu Gebeten werden, oder mag ihm das Erschaute wie ein großes goldenes Buch erscheinen, in welchem er Gebete liest, ohne es zu wissen: die Stimmung seiner Seele ist die, welche ein Gebet hervorruft. – Und wenn dann der Gesang des Mahners schon lange verklungen, wenn unten das Licht der Dämmerung, der Glanz dem Nebel wich, wenn der Strom seine Dünste entsendet wie Rauch, wenn die Palmen mit dem Hauche der Nacht zu flüstern beginnen und die Menschenkinder da unten stiller werden und ihren Häusern zuwandeln: da klingt und wogt es noch immer im Herzen wie Musik, – und Klang und Farbe verschmelzen in Einem, daß man sie nimmer zu trennen weiß. Aber wie in den bewahrenden Porphyr der altegyptischen Tempel der Meißel Bilder eingrub, unvergänglich für alle Zeiten, so hat sich die zaubervolle Wunderstadt fest eingeprägt in der Seele, und noch nach Jahren erklingt ihr der Name wie eine tonreiche Weise, erscheint ihr das wunderbare Bild klar und fest, wie die Pyramiden, die Sinnbilder des Gedankens: „Auch schon hienieden kann und darf es Unwandelbares geben!"[431] – Auf Wiedersehen, mein Kairo!

A. Brehm[432].

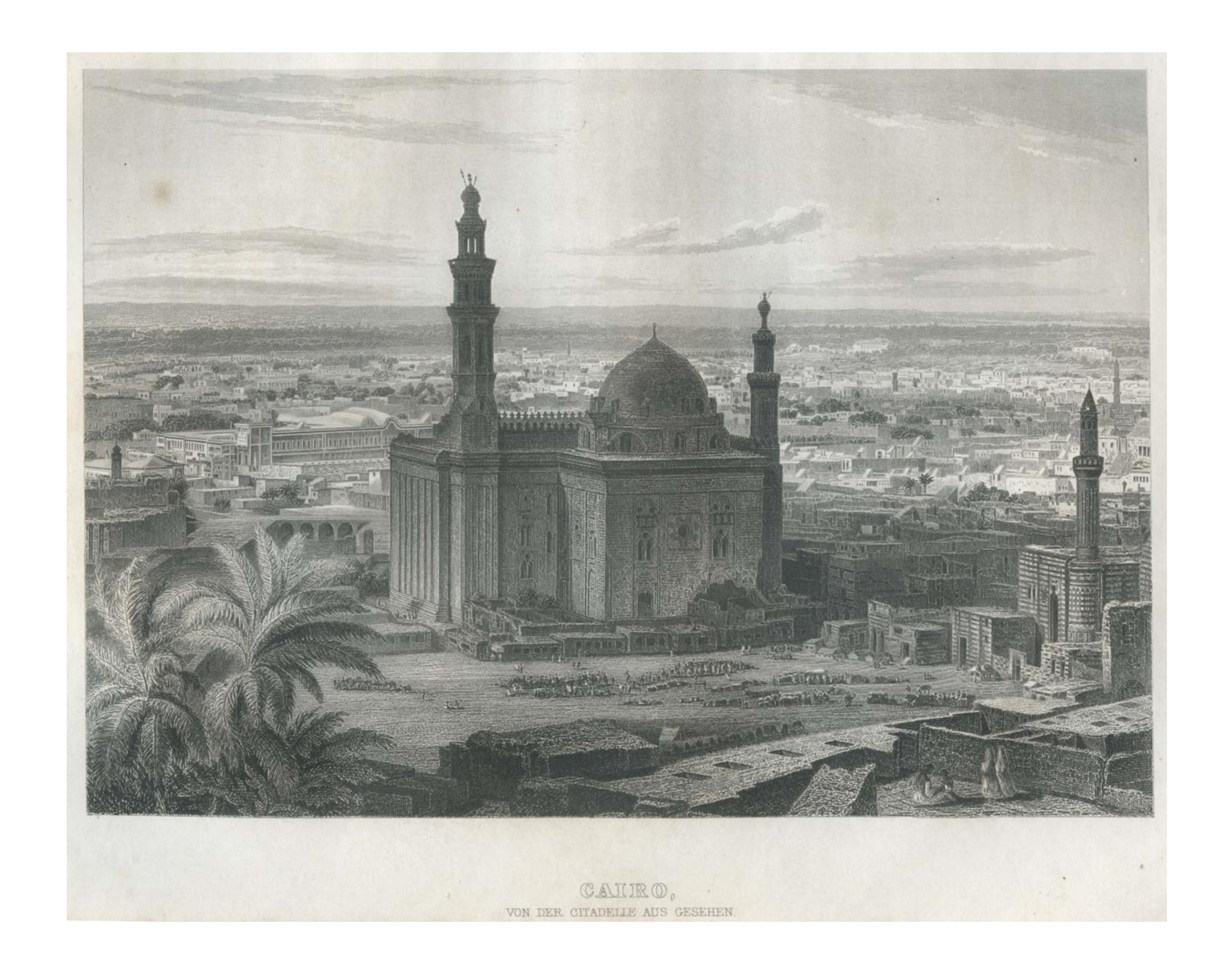
---

[429] Zitat Alfred Brehms (siehe hierzu S. 31, Anm. 78) eigenem Werk „Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen […]. Erster Theil: Reise von Egypten nach Kordofahn und zurück" (Jena: F. Mauke 1855), S. 147.

[430] Der Halbmond (arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"), das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

[431] Goltz, Kleinstädter in Ägypten, wie S. 116, Anm. 385, S. 191.

[432] Siehe hierzu S. 31, Anm. 78.



CAIRO,
VON DER CITADELLE AUS GESEHEN.

Die Moschee des Sultans Hassan in Kairo[433].

Mitten in dem wogenden Gewühl der Straßen Kairo's gibt es stille Friedensorte, in deren Innerstes das Stimmengewirr und Geräusch der Straßen nur wie ein melodischer Hauch hereintönt: die Moscheen. Keine Stadt bedarf ihrer auch mehr als Kairo. Die Sinne des Menschen ermüden schließlich von allen den wechselnden Eindrücken, welche die ewig lebendige Stadt bietet, und der Geist sehnt sich nach Ruhe und Sammlung. Da sind sie es, die Moscheen, mit ihrer heiligen Stille, ihrer wohlthuenden Kühle, ihrer schmucklosen Erhabenheit, – in welchen die verlorene, träumende Seele sich wieder findet und zu dem Höchsten sich erhebt. Wohl sind sie ganz geeignet, den Menschen fühlen zu lassen, daß er im Hause seines Gottes steht. Selbst den Abendländer überwältigt ein eigenes Gefühl, wenn er die Moschee betritt und zurückdenkt an seine Kirchen und deren Treiben. Da ist nichts, was die Sinne zerstreuen könnte; wohin der Blick sich wendet, nirgends findet er andern Schmuck, als den von Worten, welche den Ruhm Allahs preisen, auf die Wände gewobenen; keine Gallerie, keine Empore hemmt den Schwung der Bogen, der Pfeiler; kein Betstuhl verengt das Schiff des Gotteshauses. Der große Raum ist ein Raum; Kuppel, Pfeiler, Arabesken und die Mosaik des marmorgetäfelten Bodens sind Eins. Auch von allen den Verführungskünsten, welche das Christenthum aufwendet, um seine Jünger in die Halle des Gebetes zu locken, besitzt die Moschee nichts. Sie hat keine Glocken, keine Gemälde, keine Heiligenbilder, keine goldenen und silbernen Altargeräthe, keine Lampen, in deren Prachthüllen ein kleines Flämmchen unterhalten wird, keine Orgel, keinen Weihrauch, keine Blumen, keine Priester, gekleidet in Gewänder, die an Ueppigkeit denen der Könige gleichen: sie hat nur sich selbst, nur ihren Frieden und ihre Freiheit. Keiner der Gläubigen ist gezwungen, ihr Inneres zu betreten und dennoch strömen ihr von allen Seiten Schaaren von Betenden zu. Kein blindwüthender Pfaffe wirft von ihrer Kanzel herab dem unten knieenden Haufen seine unendlichen Sünden und Gebrechen vor, und dennoch fühlt sich in ihr Jeder, selbst der Christ, erbaut. Kein Seelenhändler treibt für Gold seinen schnöden Schacher und sichert dem Geistesschwachen, aber Glaubensstarken schon hier auf Erden gute Plätze für jene Welt zu; aber dennoch fühlt sich Jeder beruhigt im Innersten, wenn er aus der Moschee heraustritt. Er hat Rücksprache genommen mit sich selbst und, wie ihm dünkt, mit seinem Gott: – und was bedarf er weiter? „Gerade die Prunklosigkeit, die Einfachheit und Leere der Moschee, die Geisteröde der stillen, geweihten Räume, zu deren hohen Fensterbrüstung der Lärm des Welttreibens nicht herein zu dringen vermag, spricht gewaltig zu dem Herzen und weckt die Gefühle des Erhabenen in den Tiefen des menschlichen Gemüths!“[434]

Jede Moschee zerfällt in drei Theile, in den Vorhof, die Halle und den heiligen Raum, mit einer nach der Richtungslinie des Gebetes, der „Khabala“[435], gelegenen Nische. Ihre innere Einrichtung ist mit geringen Abänderungen überall dieselbe. Im Vorhofe befindet sich ein Brunnen mit fließendem Wasser, bestimmt, um die vom Gesetz befohlenen Waschungen vorzunehmen, und andere Reinigungsanstalten. Im Innern sieht man an starken Messingketten unzählige Lampen herabhängen, welche während der Nacht des Ramadahn[436] oder zur Zeit des Nachtgebetes[437] den Raum erhellen; auf dem Marmorboden liegen Matten und Teppiche. In dem heiligen Raum erhebt sich gewöhnlich ein Grabmal, meist jenes des Erbauers. – Der Besucher des Gotteshauses wäscht sich im Vorhof und kniet auf einer der Strohmatten zum Gebet hin. Ein Jeder betet still für sich selbst, und nur während des Freitags sammeln sich die Gläubigen in Reihen hinter dem Vorbeter oder Imahn[438]. Von der Kanzel herab spricht der Geistliche nur an gewissen Festtagen zu dem Volk. Er liest einige Stellen aus dem Koran vor, und die unten auf den Knieen Liegenden oder Stehenden hören ihn ernst und ruhig an. Dann segnet er die Menge, und der Gottesdienst ist beendet. Der Islam kennt keinen eigenen Priesterstand, und eben deshalb hat dieser auch keine Macht über die Masse, wie der christliche. Jeder, welcher das Wort des

[433] Siehe hierzu S. 114, Anm. 365.

[434] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[435] Die Gebetsrichtung gen Mekka (arab. قبلة, qibla).

[436] Siehe hierzu S. 123, Anm. 402.

[437] Siehe hierzu S. 132, Anm. 443.

[438] Der Imam (arab. إمام, Imām, „Vorbild“).

Propheten auszulegen versteht, wird von dem Volk geehrt und geachtet und mit dem Namen Maalem[439] (Ulema[440]) oder Schriftgelehrter bezeichnet: aber Keiner von Allen hat das Recht, Sünden zu vergeben und die arme Seele zu bannen oder zu lösen. Jeder Gläubige sorgt selbständig für sein eigenes Heil; jeder erkennt den Koran oder „das Buch“[441] als sein Gesetz in geistlicher und weltlicher Hinsicht.

Eigentlich kann man außer der vorgeschriebenen Fasten nur von einem Religionsgebranch reden: von dem Gebet. Selbst erklärte Spötter haben dieses Gebet nicht antasten mögen: sie sind hingerissen worden von der Erhabenheit, welche in dieser Handlung liegt. Der Islam nimmt dabei nicht blos auf das geistliche, sondern auch auf das leibliche Wohl des Betenden Rücksicht. Es war kein Kleines, Tausende von Menschen, welche noch nicht einmal gelernt hatten, ihren Körper von Schmuz zu säubern, zu einem gläubigen und reinlichen Volk umzubilden, reinlich, im Vergleich zu dem früheren Zustand, in dem es sich befand. Ein Wort des Propheten bewirkte das Wunder: es wandelte ein im Schmuz versunkenes Thier zu einem Menschen um. Der Prophet[442] machte es dem gläubigen Manne zur unabänderlichen Bedingung, vorher den Leib von allem Anrath zu reinigen, ehe er hintritt vor das Angesicht Gottes, um die Seele zu reinigen im Gebet. – Täglich fünf Mal[443] mahnt der Verkünder des Glaubens von der Mediné[444] oder den Minarets[445] der Moschee herab die Gläubigen, das vorgeschriebene Gebet zu verrichten: eine Stunde vor Aufgang der Sonne, um Mittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, mit den letzten Strahlen des scheidenden Gestirns und anderthalb Stunden später. Der Gläubige, welcher die Mahnung hört, verläßt das Lager oder die Arbeit und geht, sein Gebet zu verrichten. Es ist ihm vollkommen gleichgültig, wo er sich befindet; ob im rauschenden Gewühl des Basars oder in der Stille seines Hauses, ob auf dem Felde oder auf der Reise, ob im öffentlichen Gerichtssaale oder im Kerker. Wenn er auch der Moschee den Vorzug gibt, ist ihm doch jeder andere Ort ebenso heilig als diese. Er rollt einen Teppich oder eine reinliche Palmenblättermatte auf, legt sie in die Richtung der Khabala, entkleidet sich der Schuhe und Strümpfe und beginnt die „Wäsche.“[446] Eine Kanne mit langem Ausguß mit der Linken fassend, gießt er etwas Wasser in die Rechte und spricht: „Der Name des Gottes sei über diesem Wasser! Ich bin im Begriff, das Vorgeschriebene und Hinzugefügte zu leisten“. Hierauf wäscht er zuerst die Hände, dann dreimal den Mund inwendig, endlich das Gesicht ebenso oft mit beiden Händen. Nun folgt der rechte und dann der linke Arm bis zum Ellenbogen und dann der Oberkopf; zuletzt wird das rechte und linke Bein bis zum Knöchel gewaschen und hiermit ist die Reinigung beendet. Der Gläubige betritt darauf den Teppich oder die Matte, stellt sich aufrecht, nimmt die Richtung der Khabala und wirft langsam die Hände über seine Schultern weg nach hinten, um damit anzudeuten, daß er mit ihnen alle irdischen Gedanken nach hinten werfe, ruft zwei Mal: „Gott ist der Erhabene!“ – beugt sich nach vorn, richtet sich wieder auf und ruft: „Auf zum Gebet! Auf zu dem Heiligen, Glückseligen!“ und wiederum wie vorhin: „Gott ist der Größte!“ – dann kreuzt er die Hände über der Brust, spricht den ersten Abschnitt des Koran, senkt die Hände nieder und sagt: „Gott die Bewunderung und der Dank!“ – kniet nieder, drückt das Haupt zwei Mal nach einan der auf die Erde, steht von Neuem auf und verfährt bis zur zweiten Kniebeugung wie vorhin. Diese zwei Kniebeugungen sind das Vorgeschriebene, alles

---

[439] Wohl dialektal für Alim (arab. علم, ʿālim, „der Wissende“).

[440] Arab. علماء, ʿulamāʾ, der Pl. von Alim (s. o.).

[441] Der Koran (arab. القرآن, al-Qurʾān, „die Lesung, Rezitation“).

[442] Mohammed (siehe hierzu S. 124, Anm. 403).

[443] Bei Sonnenaufgang das صلاة الفجر (ṣalāt al-faǧr, „Gebet zur Morgendämmerung“; osman. صباح نمازى, Ṣabaḥ namāzı, „Morgengebet“), um die Mittagszeit das صلاة الظهر (ṣalāt aẓ-ẓuhr, „Mittagsgebet“; osman. اويله نمازى, Öyle namāzı, „Mittagsgebet“), am Nachmittag das صلاة العصر (ṣalāt al-ʿaṣr, „Nachmittagsgebet“; osman. ايكندى نمازى, İkindi namāzı, „Nachmittagsgebet“), kurz nach Sonnenuntergang das صلاة المغرب (ṣalāt al-maġrib, „Gebet gen Westen“, also in Richtung der untergegangenen Sonne; osman. اخشام نمازى, Akşām namāzı, „Abendgebet“) und in der ersten Hälfte der Nacht das صلاة العشاء (ṣalāt al-ʿišāʾ, „Gebet zum Nachtmahl“; osman. ياتسى نمازى, Yatsı namāzı, „Gebet nach Sonnenuntergang“).

[444] Vielleicht eine von Medina (arab. المدينة المنورة, al-Madīna al-munawwara, „die erleuchtete Stadt“; osman. مدينه, Medīne) abgeleitete Bezeichnung für Minarett (S. 56, Anm. 168).

[445] Siehe hierzu S. 116, Anm. 381.

[446] Wudū (arab. وضوء, Wuḍūʾ).

Uebrige das Hinzugefügte. Ersteres gilt der Ehre des Höchsten allein, Letzteres der Ehre des Propheten und den Gefühlen des eigenen Herzens. Nach vollendetem Gebete wendet der Gläubige sich rechts und links und ruft nach beiden Seiten hm: „Das Heil und der Friede sei mit Euch!“ – Worte, welche an alle das Erdenrund bewohnenden Menschen und an alle guten Geister gerichtet sind. – Man muß selbst die Betenden gesehen und es erfahren haben, mit welcher Glaubensinbrunst sie das gebräunte Gesicht niederdrücken auf den Boden, in den Staub, in den Sand der Wüste, um dieses Beten wirklich würdigen zu können.

Alle übrigen Religionsgebräuche des Mohamedaners bleiben der Moschee ziemlich fremd; denn sie soll ihm nicht mehr sein als ein Bethaus. Zum ersten Male betritt er das Innere des Tempels, wenn das Fest seiner Beschneidung[447] gefeiert wird, dann nimmt er als Erwachsener am eifrigen Gebete Theil, holt sich hier den Segen, wenn er sich verehelichen will, und endlich wird sein sterblicher Leichnam noch zum letzten Gange hier eingesegnet. Ich[448] erwähnte in einer früheren Beschreibung von Kairo, daß jede Leiche zunächst in die Moschee gebracht wird, wo man ein Todesgericht über sie hält. Dieses ist ebenso würdig als die meisten übrigen Gebräuche des Islam und zeichnet sich vor Allem durch seine Milde aus. In der Vorhalle der Moschee wird die Bahre mit dem Leichnam niedergesetzt. Der Geistliche spricht einige Gebete und ruft dann der versammelten Menge ent gegen mit lauter Stimme: „Bezeugt mir beim allbarmherzigen Gott, ihr Gläubigen, ob Dieser, den wir beerdigen wollen, ein frommer Mann war und gewandelt hat nach dem Gesetz Gottes und des Propheten?“ Und wenn dann Alles antwortete: „Ja, bei Gott, das war er, er hat als Gläubiger gelebt und ist als solcher gestorben,“ dann spricht Jener: „Nun wohlan! so bittet Gott, daß auch ihr den Tod dieses Gerechten sterben möget! Allah nehme seine Seele auf in das Paradies!“ War der Verstorbene dagegen ein sündhafter und böser Mann, dann schweigt auf die Anfrage des Geistlichen die Versammlung und Jener spricht ernst und ruhig: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ –

Mit den Moscheen, welche fromme Mohamedaner in ihrem letzten Willen mit milden Stiftungen und Geldgeschenken bedenken und welche daher oft ein großes Vermögen besitzen, sind gewöhnlich noch öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten[449] verbunden. So enthält die „Djāmā el Ascher“[450] in Kairo eine berühmte Hochschule mit einer zahlreichen, in ihrer Art einzigen Büchersammlung, welche noch gegenwärtig den Schrift gelehrten und ihren fast tausend Zöglingen die meisten arabischen Werke über Gottesgelahrtheit bietet. Früher wurden hier auch die Aerzte gebildet; denn die Arzneiwissenschaft war in Egypten bis zu Mohamed-Ali's[451] Zeiten mit der Gottesgelahrtheit vereinigt. An andern Moscheen werden viele Arme, gewöhnlich die Blinden, von dem Vermögen des Gotteshauses unterhalten. Hungrige werden gespeist, Kranke mit Arzneien versehen, Irre versorgt, Pilger und Reisende beherbergt und unter Anderem auch öffentliche Brunnen gebaut. Diese Letztern sind eine unbeschreibliche Wohllhat für das Volk. In Kairo werden sie nicht von fließendem Wasser, sondern durch Wasserträger gespeist.

---

[447] Chitan (arab. ختان, ḫitān) oder Chatna (arab. ختنة, ḫatna).

[448] Alfred Brehm (siehe hierzu S. 31, Anm. 78).

[449] Die osman. Stiftungseinrichtungen der Külliye (osman. كليه, küllīye, von osman. كلى, külli, „umfassend, gesamt“; arab. كل, kul, „alles“); diese umfaßten neben der obligatorischen Armenküche (osman. عمارت, ʿimāret; arab. مطبغ للفقراء, muṭabiġ lilfuqarāʾ, „Armenküche“) eines oder mehrere Mausoleen (osman. تربه, türbe; von arab. تُرْبَة, turba, „Staub, Erde, Friedhof, Mausoleum“; arab. قبّة, qubba, „Kuppel“) meist eine oder mehrere Hochschulen (osman./arab. مدرسه, medrese bzw. madrasa), eine Bibliothek (osman. دارالكتب, darülkütüb; arab. مكتبة, maktaba), eine Elementarschule (osman. مكتب, mektep; arab. مدرسة ابتدائيَة, madrasat aibtidāyiya, „Volksschule“), ein Hospital (osman. دارالشّفا, darüşşifā; arab. دار الشفاء, dār al-šifāʾ, „Heilhaus“), ein Bad (osman./arab. حمام, ḥamām), ein öffentliches Brunnenhäuschen mit Getränkeausschank (osman./arab. سبيل, sebīl) und eine Karawanserei (osman. كاروانسراى, kārvānsarāy; arab. كارافان سيراي, kārfān sīrāy) für Reisende. Manchmal waren ein sufitischer Derwisch-Konvent (osman. تكيه, tekye; arab. زاوية, zāwiya) oder ein Gästehaus für wandernde Derwische (osman. طبع خانه, ṭabʿḫāne) sowie ein offener oder geschlossener Markt (osman. چارشى, çārşı bzw. قپالى چارشى, kapālı çārşı, „überdachter Markt“; arab. سوق, sūq, „Markt“) angegliedert, dessen Mieterlöse der Stiftung zugute kamen und der Versorgung des umgebenden Wohnviertels dienten.

[450] Die al-Azhar-Moschee (arab. الجامع الأزهر, al-Ǧāmiʿ al-Azhar, „die strahlendste Moschee“) samt der im Jahr 975 gegründeten zughörigen Universität gleichen Namens, die von den meisten Moslems in Glaubensfragen als oberste Instanz betrachtet wird.

[451] Siehe hierzu S. 54, Anm. 157.

Man sieht die meist halbkreisrunden Brunnenhäuser fast in jeder Straße, und meist in der Nähe der Moscheen. Messingne Becher hängen an Kettchen an den Schnitzwerken der Einfassung zum Gebrauche eines Jeden, welcher trinken will. Steinbänke laden den Durstigen zur Ruhe ein. Manche Brunnenhäuschen sind ganz verdeckt, nur steinerne Stufen und einige Heber mit messingenen Mundstücken bezeichnen sie dem Vorübergehenden. „Man muß diese Wasserspenden gesehen, man muß, verschmachtet, selbst mit getrunken haben, um auch noch in der bloßen Erinnerung lebendig und mit der Seele zu begreifen, was für ein schönes, natürliches und ewig wahres Menschenthum sich in solchen Anstalten kund gibt!“[452]

Wir brauchen nichts weiter über die Moscheen zu sagen. Unser Bild zeigt eins der schönsten dieser altehrwürdigen Gebäude, die Moschee des Sultans[453] Hassan[454]. Sie stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Ihr Gründer schläft seinen ewigen Schlaf im Allerheiligsten des Gebäudes. Ein einfaches Denkmal bezeichnet seine Ruhestätte.

[452] Brehm, Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika II, S. 127, Anm. 420, S. 149.

[453] Arab./osman. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, der Herrscher“.

[454] Der Mamluken-Sultan an-Nasir al-Hasan (arab. الناصر بدر الدين أبو المعالي الحسن بن الناصر, an-Nāṣir Badr ad-Dīn Abū l-Maʿālī al-Ḥasan b. an-Nāṣir; 1334–1361; ermordet), von 1347 bis 1351 und nochmals von 1354 bis 1361 Herrscher von Ägypten.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 154.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 244.

Schloß Greifenstein.

Zwischen der alten Römerstadt Tulln und Klosterneuburg, oberhalb des wiener Waldes, hoch über den Weingeländen des rechten Donauufers ragt der Greifenstein, eine dem Fürsten Lichtenstein[455] gehörige alte Burg; weithin überschaut er das gesegnete Donauthal, und als einer der schönsten und lockendsten Punkte in der Nähe Wiens wird er von den heitern Kindern der Kaiserstadt häufig besucht.

[455] Johann II. Maria Franz Placidus (1840–1929), seit 1858 Fürst von Liechtenstein.



GREIFENSTEIN
AN DER DONAU.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 155-158.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [138]-140.

Von Rom nach Aricia[456].

Auf den waghalsigen Sprung von den Berliner Linden hinaus in den Thiergarten, aus den ernsten Hallen der Aula in den Irrlichterglanz bei Kroll, gönnen wir uns jetzt die Erholung eines bequemen wohlthuenden Spaziergangs – aus den vom Scirocco umnebelten Straßen Roms nach dem nahen Albaner Gebirge, wohin eine Unzahl kleiner gastlicher Ortschaften die Rom bewohnenden Müßiggänger und Fremde allsommerlich zur Villeggiatur verlocken, in einer Gegend, welche Winckelmann die „schönste Natur unter der Sonne“ nannte, „eine Gegend, welche die Allmacht und der Quell der Erkenntniß des höchsten Schönen nicht wunderbarer hätte bilden können.“[457] Lassen wir uns von unserem kundigen Landsmann Adolph Stahr[458] führen und versuchen, an seiner frischen Schilderung die poetischen Eindrücke eigenen Schauens und Erlebens mitzuempfinden:

„– – Dieses Landleben im römischen Gebirg hat etwas märchenhaft Einschläferndes, den Geist Einspinnendes. Ich fühle mich so vollkommen isolirt und abgeschieden von der ganzen Welt, daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie noch etwas da draußen vorgehen mag. Erst jetzt habe ich eine Vorstellung davon, wie in dieser Beziehung einem ächten Italiener zu Muthe sein muß. Mein Horazisches[459] Lieblingswort, das „*Oblitusque meorum obliviscendus et illis*“[460] könnte mir hier zur Wahrheit werden. Dies sorglose, ruhig hindämmernde Naturleben in Gebirg und Waldeseinsamkeit, an den entzückenden Seen von Nemi und Albano, dies Durchstreifen der kleinen Gebirgsstädte, deren malerische, epheuumrankte Verfallenheit so ruhig und so genießlich in der warmen Sommersonne schlummert, wiegt die Seele gleichsam mit in eine schlaftrunkene Ruhe ein, die unsern, von rastloser Thätigkeit und verzehren-

---

456 Lat. Aricia, heute Ariccia.

457 Johann Joachim Winckelmann (1717–1768; ermordet) in einem Brief vom 26. Juni 1762 aus Castel Gandolfo an den Dresdner Bibliothekar Johann Michael Francke (1717–1775) in der von Friedrich Christoph Förster (1791–1868) herausgegebenen Ausgabe von „Winckelmanns Briefe […]. Zweiter Band 1761 — 1766“ (Berlin: Schlesingersche Buch- und Musikhandlung 1824), S. 127. Der nach einer Vorlage von Anton von Maron (1731–1808) von Lazarus Sichling (1812–1863) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]“ (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

458 Der Schriftsteller Adolf Stahr (1805–1876), der neben eigenen Romanen, Biographien und Übersetzungen vor allem durch seine Reisebeschreibungen große Popularität errang. Friedrich Rückert (1788–1866) schätzte ihn und seine 2. Frau Fanny Lewald (1811–1889), die ebenfalls Schriftstellerin war, sehr. Beim hier als Zitat angeführten Bericht handelt es sich in Wirklichkeit um die gekürzte Wiedergabe von Stahrs Text in „Ein Jahr in Italien. […]“ (Oldenburg: Schulzesche Buchhandlung 1847), 1. Bd., S. 215/216-223.

459 Siehe hierzu S. 84, Anm. 275.

460 „[…] vergessend die Meinen und von ihnen vergessen zu werden […]“, Hor. epist. 1,11, 9.



Eine STRASSE in ROM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

der Lebensunruhe unnatürlich angespannten Nerven so überaus wohl thut. Das ist die antike Stimmung ausruhender, geschäftsloser Sommerlust, in ruhigen und vollen Zügen von den alten Herren des Orbis terrarum[461] genossen, wie sie die Blätter ihrer Liebeslieder zeigen, welche die Zeit zu uns herübergeweht hat. Propertius'[462] Freund Tullus liegt am Ufer des Tiberis, und trinkt griechischen Wein aus dem Becher, den ihm Mentors Kunst gebildet. Worin besteht sein Thun als in der Freude darüber: „wie so geschwind die leichten Kähne vorübergleiten", und in der Verwunderung: „wie so langsam die schwerfälligen Flöße von der Stelle kommen!"[463]



Johann Joachim Winckelmann (siehe hierzu S. 137, Anm. 457).

Durch die Campagna, vorüber an uraltem Trümmerwerk prachtvoller Villen, Grabdenkmäler, Wasserleitungen, mittelalterlicher Thürme, von Heerden umweidet und von Falken umkreist, ging es nach etwa drei Stunden langsamer Fahrt allmälig das Albanergebirge hinauf. Die Campagna ist nach dieser Seite besonders eben, und hier finden sich die meisten Trümmerreste antiker Bauwerke. Auf der nördlichen Seite der Stadt scheint es, als hätten die Wogen der von Norden her anstürmenden Völkerfluthen Alles bis auf die letzte Spur vernichtet.

Zunächst zieht sich in der Richtung quer über die Straße hin eine Reihe von Grabdenkmälern, welche sich einst zur Seite der Via Latina erhoben, deren schnurgrade Richtung sie noch jetzt bezeichnen. Das Eine davon nennen die Antiquare den Tempel der Fortuna muliebris[464]. Zur Rechten der jetzigen Poststraße sieht man die Ausmündung des berühmten Thals der Egeria[465], über dem sich auf einem Hügel der Tempio di Bacco[466] erhebt, jetzt eine Kirche des heiligen Urban. Der runde, weißgelb schimmernde, zinnengekrönte Thurm zu seiner Linken ist das Grab der Cäcilia Metella[467]. Etwa eine Viertelstunde weiter sieht man die Trümmer ungeheurer Prachtbauten, vom Volke Roma Vecchia[468] genannt. Ihnen gegenüber steht ein kleiner zierlicher Bau in Tempelform auf einem Hügel zur Linken des Weges. „Des Teufels Sessel" (Seggiola del diavolo) nennt ihn das Volk, Templum Salutis[469] die Gelehrten. „Beide mit gleich viel Recht," wie der skeptische Westphal[470] hinzusetzt.

Die jetzige Poststraße läuft zur Seite der alten berühmten Via Appia, die, von der ersteren nur durch das dazwischen liegende Almothal getrennt, sich auf der erhöhten Fläche eines Lavastromes fortzog, welcher in vorgeschichtlicher Zeit aus den vulkanischen Ausbrüchen des Albanergebirgs gegen diejenige Seite der Siebenhügelstadt herniederfloß, wo jetzt das Denkmal der Cäcilia Metella steht. Hat

461 Lat. Erdkreis.

462 Der röm. Dichter Sextus Aurelius Propertius (ca. 48–15 v. Chr.).

463 „[…] et modo tam celeris mireris currere lintres \ et modo tam tardas funibus ire rates; […]" (Prop. 1,14, 3f.).

464 Lat., Tempel der weiblichen Fortuna.

465 Die Quellnymphe Egeria, eng verbunden mit dem Diana-Heiligtum von Ariccia, soll nach der röm. Mythologie Geliebte des sagenumwobenen zweiten Königs von Rom, Numa Pompilius, gewesen sein.

466 Ital., Tempel des Bacchus.

467 Caecilia Metella Cretica (1. Hälfte des 1. Jhd.s v. Chr.).

468 Ital., altes Rom.

469 Lat., Tempel des Heils.

470 Stahrs (siehe hierzu S. 137, Anm. 458) gesamte Beschreibung entspricht in der Anordnung ziemlich genau der von Johann Heinrich Westphal (1794–1831) in: „Die Römische Kampagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht […]" (Berlin u. Stettin: Nicolaische Buchhandlung 1829); besagtes Zitat findet sich dort auf S. 23.

man die Osteria Tavolata und die Poststation von Torre di Mezza Via passirt, so trifft bei der Osteria delle Fratocchie die alte Appische Straße mit der neuen Poststraße zusammen, und geht mit derselben vereint nach Albano hin aufwärts. Immer weiter und schöner wird die Aussicht. Zur Linken auf den Höhen und am Fuße des Albanergebirgs sieht man Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Rocca di Papa, Pallazuolo und Castell Gandolfo liegen. Zur Rechten beginnt das Meer sich zu zeigen, und die Thürme von Ostia, Fiumicino und Prattica heben sich nebst einer Menge von verstreuten Häusern und Meierhöfen aus der Küstenebene empor. Einzelne Trümmer von Gräbern begleiten die Straße bis zu dem Thore von Albano, wo zur Linken der Straße ein ungeheurer, thurmähnlicher, aus drei Stockwerken bestehender Bau die Reihe derselben abschließt. Die Antiquare haben ihn das Grabmal des Pompejus[471] getauft, der hier auf der Stätte der jetzigen Villa Doria[472], gleich nach dem Eingange in die Stadt zur Rechten der Straße, seine Villa hatte. Die Ruinen auf dem Hügel der Stadt, dem Meere zugewandt, gehören der alten Zwingburg der mächtigen Savelli, jener stolzen Barone, die einst Albano und die Umgegend beherrschten.

Nach Aricia steigt dann die Straße zuerst aufwärts, vorbei an dem, leider restaurirten Denkmal der Horazier und Kuriazier. Diese Bezeichnung mag immerhin sehr zweifelhaft sein, dennoch machte es mir einen unbeschreiblichen Eindruck, als mir so die romantische Lieblingsgeschichte meiner Knabenzeit[473] hier als ein sichtbares Steindenkmal vor die Sinne trat. In solchen Dingen hat der Zweifel weit weniger Gewalt über die Phantasie als der Glaube. Der Mensch glaubt auch hier, was er wünscht. Und welch ein Wunsch wäre natürlicher als der, die ersten, mächtigen Eindrücke, welche unser Gemüth in der Jugend durch die älteste römische Geschichte empfangen, sichtbar und greifbar vor uns aufleben zu sehn! Das gibt bei mir den Archäologen leichtes Spiel mit ihren Benennungen, und ich glaube an das Grabmal der feindlichen Brüder und des Pompejus, wie an die eherne Wölfin auf dem Kapitol und die Bildsäule des Pompejus, zu deren Füßen Cäsar[474] verblutete, weil es ein Bedürfniß ist, und weil sich das Gegentheil ihrer Echtheit eben so wenig wie diese streng beweisen läßt. Dies Grabmal der Horazier und Kuriazier ist von eigenthümlicher Gestalt. Auf den vier Ecken eines großen Würfels erheben sich vier abgestumpfte Kegel, welche einen größeren in der Mitte haben. Das Meiste ist freilich neuere Restauration.

Unter den in den Felsen gehauenen Gräbern, an welchen die niedersteigende Straße vorbeiführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Wegkapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald wieder aufwärts stiegen, lag plötzlich Aricia vor uns. Die Abendbeleuchtung ließ es da oben auf seiner grünumkränzten Felsenhöhe in wahrhaft zauberischer Pracht erscheinen. Das Schloß des Fürsten Chigi mit den riesigen Bäumen seines urwaldartig verwilderten Parks bildete mit der gegenüberliegenden, von Bernini[475] erbauten Kuppelkirche[476] und dem graubraunen alterthümlichen Häuserknäuel der Stadt, hier und da noch von alten Mauerzinnen umschirmt, den schönsten Anblick. Tritt man

---

[471] Der röm. Politiker und Triumvir Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.; ermordet).

[472] Die Villa Doria-Pamphilj.

[473] Unter dem sagenhaften dritten König von Rom, Tullus Hostilius, sollen drei horatische Brüder aus Rom um 660 v. Chr. mit gleichfalls drei Brüdern der Curiatier aus Alba Longa um die Vorherrschaft ihrer Städte gekämpft haben. Nach dem Tod seiner beiden Brüder gelang es dem jüngsten der Horatier, das Treffen durch eine List zu seinen Gunsten – und damit Roms – zu entscheiden: Zum Schein ergriff er nämlich die Flucht, in der sich bestätigenden Erwartung, die Gegner würden ihn nicht alle gleich schnell verfolgen können. Unvermutet stellte er sich dann den Verfolgern und erschlug alle drei, zuerst den schnellsten, weil nur leicht verletzten, zuletzt den am schwersten verwundeten. Als er zu seiner Familie zurückkehrte, brach seine Schwester Camilla, die mit einem der drei Curiatier verlobt war, um ihren getöteten Geliebten in Tränen aus. Daraufhin zog der siegreiche Horatier das Schwert und erschlug auch noch die ‚unpatriotische' Schwester. Im anschließenden Prozeß wurde er jedoch von der Volksversammlung freigesprochen, da er Tapferkeit im Kampf gezeigt hatte, vor Gericht standhaft geblieben war und dem Vater nicht auch noch der letzte Nachkomme genommen werden sollte. Dieser Prozeß wurde im römischen Recht dermaßen legendär, daß selbst Cicero (106–43 v. Chr.) sich noch im Jahre 63 v. Chr. in seiner Verteidigungsrede für Gaius Rabirius (1. Jhd. v. Chr.) darauf berufen sollte.

[474] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[475] Gian Lorenzo Bernini (1598–1680).

[476] Die 1664 von Bernini (s. o.) erbaute Kirche Santa Maria Assunta (Heilige Maria Himmelfahrt).

aber durch das verfallende Thor in die Stadt selbst ein, so schwindet ein großer Theil dieses Zaubers. Der unerhörteste Verfall schaut einem überall aus den hohlen Augen halbeingestürzter und verlassener Menschenwohnungen entgegen. Diese Häuser, deren Steinwände meist noch stehen, während Dach und Gebälk, Fenster und Treppen verschwunden sind, hat nicht Feuer verwüstet, nicht ein Erdbeben zerstört, sie sind aus Altersschwäche zusammengesunken, weil die verarmten Bewohner nicht nachbessern konnten, und als diese ausstarben oder auswanderten, Niemand, am wenigsten der besitzende Feudalherr, es der Mühe werth hielt, sich mit einer Herstellung zu befassen. Denn was hier liegt, bleibt liegen. Hier wie in Rocca di Papa sah ich mitten unter den übrigen Häusern solche Ruinen, die schon seit Menschengedenken Ruinen waren, und von denen mir selbst die ältesten Leute nichts zu sagen wußten, als daß sie dieselben nie anders gekannt hätten.

Unmittelbar am römischen Thore zur linken Hand steht ein neuer Palazzo, gelb verputzt, eine Seltenheit in Italien. Es ist das Sommerpalais eines Napoleoniden, des Prinzen Musignano[477], das einzige ordentliche, einigermaßen wohnliche Haus in Aricia, aber ohne Garten und Park. Der Palast des Prinzen Chigi ist im Innern sehr verfallen, sein Besitzer[478] verarmt. Dieser große stattliche Palast bildet mit der gegenüberliegenden, wundervoll gebauten Kirche, die Bernini's Meisterstück heißen darf, einen schönen geräumigen, viereckten Platz, auf dem zwei prachtvolle Springbrunnen ihre Strahlen plätschernd in die schöngeformten Marmorbecken niederrauschen lassen. Die eine Seite des Platzes nach Rom zu ist offen und nur mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt, über welche man die weiteste Aussicht auf die nahen Waldhügel und die Campagna bis zum Meere hin genießt. An der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Hauptstraße, die sogenannte Via Corriera[479] nach Neapel, der Corso von Aricia, fortzieht, hielt unser Wagen vor einem großen vierstöckigen Hause. Hier wohnt der Priore des Orts, Signor Antonio Martorelli, ein stattlicher, weißköpfiger Italiener, der für die Sommermonate den Künstlern und Fremden, auch wohl Römern der Mittelklasse, die hier ihre Villeggiatur machen, Wohnung und Kost gibt.[480]

Aber draußen klingen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen in träumerischem Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des fürstlichen Parks. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunkeln Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondesschimmer vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles still, tiefste, friedenvollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Goethischen: „Ueberselig ist die Nacht!"[481]

---

[477] Charles Lucien Jules Laurent Bonaparte (1803–1857), seit 1840 principe de Canino e Musignano.

[478] Der Eigentümer des in den Jahren 1664 bis 1672 von Lorenzo Bernini (siehe hierzu S. 140, Anm. 475) erbauten Schlosses war damals Agostino Chigi Albani della Rovere, V principe di Farnese (1771–1855). U. a. wurde dort 1962 der Film „Der Leopard" (ital. Il Gattopardo) von Luchino Visconti (1906–1976) mit Burt Lancaster (1913–1994), Alain Delon (* 1935) und Claudia Cardinale (* 1938) gedreht. Das Schloß wurde von der Familie bis 1988 bewohnt und am 29. Dezember selben Jahres, zusammen mit dem Park, an die Gemeinde Ariccia „con particolari condizioni" veräußert.

[479] Ital. Poststraße, Postroute.

[480] Die 1818 von Antonio Martorelli (Lebensdaten nicht ermittelt) in einem kleinen, aber prächtigen Palazzo gegründete gleichnamige Locanda (Piazza di Corte 4) zählt heute zu den offiziellen Sehenswürdigkeiten Ariccias.

[481] Letzter Vers des von Johann Wolfgang von Goethe am 25. August 1828 in Dornburg verfaßten Gedichts „Dem aufgehenden Vollmonde" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Sieben und vierzigster Band. […]. Goethe's nachgelassene Werke. – Siebenter Band" (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1833), S. 66.



ARICIA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 159-164.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 264-268.

Bologna[482]: der Riesenpalast.

Wer könnte den Namen Bologna lesen und gedächte nicht König Enzio's[483], des Hohenstaufen, dessen ruhmvolles Heldenleben hier in langer und schnöder Gefangenschaft endete? Seine Gestalt wollen wir uns vorführen, ehe wir die Stadt selbst betreten, die in so trauriger Weise mit seinem Namen verknüpft ist.

Von allen unseren alten Heldenbildern sind wenige so der Verherrlichung werth und doch so wenig verherrlicht worden, als jenes, das uns Enzio, der Kaisersohn, in seiner Jugend, Schönheit und Kraft darstellt. Geboren in Palermo, hatte er Friedrich II.[484] zum Vater und zur Mutter dessen Geliebte, die schöne Bianca Lancia[485], und so vereinigte er in sich des Vaters deutsche Männlichkeit mit der Mutter italienischer Anmuth, den Helden und den Dichter und Sänger, denn schon er hat Schwert und Leier geführt, mit so begeisterter Liebe, wie sechs hundert Jahre später ein anderer Jüngling[486], der durch seinen Tod sich wohl ein ewiges Ehrenfest der deutschen Jugend verdient haben sollte.

Enzio war an der Hand seines kriegsgewohnten Vaters frühzeitig in die Kunst des Feldherrn eingeführt worden, und eben so früh zeigte er den selbständigen Geist des Regenten und die Klugheit des Diplomaten. Die Rittersporen verdiente er sich in seinem zwölften Lebensjahre, 1237 in der Schlacht bei Corte nuova. Drei Jahre später band die Politik ihn an ein eitles Weib, die verwittwete Herrin von Sardinien und Korsika; und um dieser Vermählung willen ernannte der Kaiser seinen Lieblings-Sohn zum „König von Sardinien". Für den Fünfzehnjährigen war diese Ehe zu wenig fesselnd, als daß er dem Dienst der Ehre dadurch auf die Länge hätte entzogen werden können. Schon im Juli 1239 rief ihn sein Vater wieder zu sich und übergab ihm als seinem „Statthalter von Italien" den Befehl in der Mark Ancona, während er selbst gegen das feindselige Bologna zog. Im Leben des herrlichen Jünglings mit den langen blonden Locken windet sich Siegeskranz an Siegeskranz, so daß endlich selbst der Papst in seiner Kirchenhauptstadt vor ihm zitterte und ihm den Bannstrahl entgegen schleuderte. Der Himmel achtete jedoch so wenig dieses heiligen Blitzes, wie König Enzio, er verlieh ihm Sieg auf Sieg, ja, er gab in

[482] Lat. Bononia.

[483] Enzio (ca. 1220–1272), von 1239 bis 1249 König von Sardinien.

[484] Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

[485] Bianca Lancia d. J. (ca 1200/1210–ca. 1244/1246), sie war ab 1227 eine Geliebte von Kaiser Friedrich II. (s. o.) und wurde auf dem Sterbebett seine Ehefrau. Enzios Mutter war jedoch die schwäb. Adelige Adelheid, die wohl dem Hause der Herzöge von Urslingen entstammte.

[486] Der Dichter der Befreiungskriege Theodor Körner (1791–1813).

einer großen Seeschlacht, die der blühende Held im Jahr 1241 bei Livorno über die genuesische Flotte gewann, ihm über hundert Geistliche, darunter Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe u. dgl. in die Hände, wie aus köstlicher Ironie, denn alle diese Herren wollten, besonders aus Frankreich und Deutschland, nach Rom eilen, um den Papst in einer Kirchenversammlung gegen die gewaltigen Hohenstaufen zu unterstützen. Dieser Schlag kostete dem alten heiligen Vater Gregor IX.[487] das Leben, und dieser Tod kam Deutschland zu Gute. Denn gerade damals bedrohte eine wilde Mongolenhorde von Ungarn her das Reich. Wiederum sandte der Kaiser seinen Enzio, und der junge Held, der damals zum ersten Male den Heimathboden seiner Väter betrat, schlug die Barbaren, als ob das im Auftrage seines Vaters eben nur so sein müsse, in einer großen Schlacht, worauf er nach Italien zu rückkehrte, um die Waffen gegen den neuen widerspenstigen Papst Innocenz IV.[488] zu führen. Während dieser Kämpfe widerfuhr ihm, dem stets Siegreichen, nur der Schmerz, daß seine Gemahlin sich von ihm lossagte, „weil er gebannt sei“. Desto inniger schloß Enzio sich seinem großen Vater an, der in ihm Alles hatte, seinen treuesten Freund, seinen besten Feldherrn, seinen verständigsten Berather, sein liebstes Kind.

Aus unseren kurzen bisherigen Andeutungen geht wenigstens so viel als gewiß hervor, daß von allen Hohenstaufen Enzio es war, der allein Geist und Muth, Glück und Erfahrung genug hatte, um die Herrschaft dieses Kaiserhauses aufrecht zu erhalten. Er war an Leib und Seele darnach angethan, daß er eine Nation für sich begeistere, ein Heer an seine Bahn fesseln konnte. Durch seinen Mongolensieg war er bereits hoch gefeiert in Deutschland, und an den Hohenstaufen hing das Volk im Reich. Wenn ein Geschlecht es vermocht hätte, in Deutschland die Gewalt der Fürsten zum Heil des Volks zu unterdrükken, so waren es die Hohenstaufen, und von allen Hohenstaufen war es wiederum Enzio, dem für solche große That das Herz und der Geist gegeben war.

Da ward Deutschlands Hoffnung abermals in Italien vernichtet. Es war im Jahre 1247, der alte böse Kampf der Welfen[489] und Waiblinger zerriß noch das ganze Land, als den Kaiser sein schweres Amt nach Neapel rief. Wie immer vertraute er den Norden Italiens seinem Enzio an, der seinen Sitz nach Verona verlegte. Hier traf ihn der Hülferuf des hohen staufenfreundlichen Modena, das von dem übermüthigen Bologna angegriffen war. Enzio eilte mit einem rasch zusammengerafften Heer den Freunden zu Hülfe und hatte in der Schlacht bei Fossalata, am 26. Mai 1247, bereits den Feind erschüttert, als ein Sturz seines Pferdes plötzlich die Modenesen mit Schrecken erfüllte und zur Flucht bewog. Verwirrung ergriff die Massen, Enzio bot vergeblich alle Kraft auf, das Unglück zu wenden; es vollendete sich an ihm selbst: er ward gefangen.

Unendlicher Jubel und unendlicher Schmerz begleitete dieses Ereigniß. Bologna feierte sein glänzendstes Fest, als König Enzio, hoch zu Roß, in aller Pracht seiner Schönheit und Würde, den Triumphzug des Siegers verherrlichte; – und die bitterste Klage zerriß des Kaisers, des Vaters, Herz, dem weder Drohen noch Flehen den Sohn wiedergab. Enzio blieb der Gefangene Bologna’s, so mächtig war die Stadt und so schwach war der Kaiser geworden, daß er sein liebstes Kleinod auf Erden nicht mehr mit Gewalt aus Feindeshand befreien konnte. Er starb, ohne ihn wieder zu sehn, 1250. – Wohl umgab den König ein glänzender Kerker, wohl vergönnte ihm Bologna des Weins und der Liebe, wohl schmückte Enzio selbst die öde Halle mit den Blumen seiner Dichtkunst, – aber gefangen blieb er, und wie ferne Gewitter drangen die Donner der unglücklichen Geschichte seines Hauses an sein Ohr. Todt sein Vater, todt der letzte Hohenstaufe auf dem Kaiserthron, Konrad IV.[490], und Jahre lang vernahm er nur von dem unseligen Interregnum, das das Reich zerfleischte. Da kommt das letzte, schreckliche Gerücht an sein Ohr: Konradin[491] hat sein Haupt auf den Block des Scharfrichters gelegt! – Da, nach einundzwanzig Jahren des Kerkerlebens, erwachte der ganze Hohenstaufe in seiner Brust. Er mußte hinaus, jetzt rief

[487] Gregor IX. (eigentl. Ugolino dei Conti di Segni; ca. 1167–1241), seit 19. März 1227 Papst.

[488] Innozenz IV. (eigentl. Sinibaldo de Fieschi; ca. 1195–1254), seit 25. Juni 1243 Papst.

[489] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[490] Konrad IV. (1228–1254), seit 1235 Herzog von Schwaben, seit 1237 König des Heiligen Römischen Reiches, seit 1250 König von Sizilien und ab 1228 König von Jerusalem.

[491] Konradin (1252–1268; hingerichtet) als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III: seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

das Reich nach ihm, dem letzten Hohenstaufen. Mit der zähesten Geduld bereitete er mit wenigen treuen Genossen Alles vor zur sichern Flucht. Und schon stehen die Rosse bereit, die ihn über die Alpen tragen sollen, schon ist er, in einem Weinfaß versteckt, glücklich aus den Mauern des Gefängnisses getragen, kein Verdacht verfolgt die Träger der unschätzbaren Last, immer kürzer die Straße, immer näher das Ziel, nur noch ein Thor, das letzte, auch das ist durchschritten, – da fällt ein Auge, ein weltgeschichtlich unglückliches Auge auf eine Locke von Enzio's Haar, das sich zum Spundloch herausgedrängt hat! „Solche Locken hat nur König Enzio!" ruft der Schaarwächter, – und hin ist die letzte Hoffnung auf Erlösung – Enzio's und des armen Deutschland, das nach Einheit ringt. Noch vier harte Kerkerjahre, sie genügten, um Enzio's letzte Kraft zu brechen. Er starb 1272, nach 25jähriger Gefangenschaft, der letzte der Hohenstaufen. Wandern wir nun in die Stadt so schweren Verhängnisses. Wenn man, von Florenz kommend, den hohen Apenninenpaß *Pietra mala* überschritten hat, und nun, an malerischen Gebirgsabhängen vorüber, auf trefflich erhaltener Straße über Lojano[492] und Pianora hinabsteigt in das grüne Hügelland der Delegation Bologna, zeigt sich schon von Ferne die thurm- und palastreiche Hauptstadt derselben in einer von Fruchtbarkeit strotzenden, reich bewässerten und vortrefflich bebauten Ebene.

Bologna ist oder war vielmehr bis zum Jahr 1860 nächst Rom die größte, reichste und bevölkertste Stadt des ganzen Kirchenstaates, wie sie auch zu den berühmtesten und sehenswürdigsten Städten Italiens überhaupt gehört. Ihr Umfang beträgt drei Stunden und die Zahl ihrer Einwohner mag zwischen 70,000 und 75,000 schwanken. So grandios sie sich von Ferne dem Auge darstellt, so wenig befriedigt sie die Erwartungen des Fremden unmittelbar nach dessen Eintritt; denn die Mehrzahl ihrer Straßen ist im Verhältniß zur Höhe der Häuser nicht sehr breit und erscheinen durch die hohen gewölbten Bogengänge, die sich an beiden Seiten der großentheils drei Stock hohen, massiv gebauten Häuser hinziehen, enger, als sie wirklich sind. Bald jedoch befreundet man sich mit dem anfangs etwas düstern Bilde; denn die anziehende Architektur der alten Paläste, der ausgebildete Kunstsinn der alten Bürger Bologna's, der uns aus zahllosen Baulichkeiten fesselnd anspricht, übt eine zwingende Gewalt auf Jeden aus und hält uns immer aufs Neue wieder fest bald unter den schattig-kühlen Säulengängen, bald vor einem alten Palast, bald vor dem Portal einer Kirche, deren Bologna jetzt noch gegen hundert zählt.

Vor Bologna's Einverleibung in das neue Königreich Italien ward die uralte Stadt eigentlich von drei Herren zugleich regiert. Den Papst als Landesherrn vertrat nämlich der in Bologna residirende Kardinal-Legat, welcher als solcher aber nur die landeshoheitlichen Rechte des heiligen Vaters zu wahren hatte. In kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mußte sich die Bevölkerung den Anordnungen und Verfügungen des Erzbischofs unterwerfen, und über die rein kommunalen und städtischen Angelegenheiten, die auf vollkommen republikanischer Basis ruhten, entschied der Gonfaloniere[493], der gleichbedeutend ist mit unserm Bürgermeister. Damit aber Letzterer zu keiner der Bürgerfreiheit gefährlichen politischen Macht gelangen könne, wurde alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere gewählt, der mit fünfzig Senatoren und acht Aeltesten der Bürgerschaft die Stadt republikanisch regierte.

Unter den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Bologna's steht oben an die ungewöhnlich große *Piazza maggiore*, der größte aller öffentlichen Plätze der gewaltigen Stadt, weshalb man ihm auch den Namen *il Gigante* (Riesenplatz) beigelegt hat. Ein geschmackvoller Springbrunnen mit stets rauschenden Wassern und eine Menge der größten und schönsten Paläste umgeben ihn und gereichen ihm zur schönsten Zierde. Ueber diese alle aber ragt wieder sowohl durch Umfang wie Pracht der mit kostbaren Fresken reich geschmückte *Palazzo publico* hervor.

An sehenswerthen, alterthümlichen und mit seltenen Kunstschätzen gefüllten Kirchen ist Bologna beinahe so reich wie Rom, obwohl die Zeit der Kunstmäcene für die Hauptstadt der Delegation längst schon vorüber ist. Was die Stadt in dieser Beziehung besitzt, stammt aus früheren Jahrhunderten, als Bologna der Hauptsitz der lombardischen Malerschule war und die eigentliche Pflanzstätte der norditalischen Malerkunst. Aus jenen glorreichen Tagen haben sich die prachtvollen Gemälde erhalten, welche

[492] Loiano.

[493] Von ital. il gonfalone, das Banner, der Bannerträger; herausragendes Amt in ital. Gemeinden des Mittelalters und der Renaissance.

gegenwärtig in der von Clemens XIII.[494] gestifteten *Academia delle belle arti* oder *Academia Clementina* aufbewahrt werden. Diese große Sammlung, eine der reichsten und werthvollsten Italiens, enthält außer der Privatkunstsammlung Clemens XIII. auch die Schätze der Klöster und Kirchen, welche unter Napoleons I. Weltherrschaft die beutegierigen Franzosen gründlich plünderten und nach Paris führten, die sie aber später nach dem Sturze des gallischen Welteroberers wieder herausgeben mußten.

Neben dieser *Academia Clementina* gibt es noch eine Menge höchst schätzbarer Privatkunstsammlungen reicher und alter Patrizierfamilien.

Unter den schon erwähnten zahlreichen Kirchen nimmt der Dom oder die *Chiesa di San-Petronio* den ersten Rang ein. Seine größte Merkwürdigkeit ist die berühmte Mittagslinie, welche Cassini[495] angelegt hat. Dieselbe besteht in einer zollbreiten[496] Metallplatte, welche über den prächtigen marmornen Fußboden der Kirche in einer Länge von 180 Fuß läuft. Durch eine in der Wölbung der Kirche gegen Mittag angebrachte kleine runde Oeffnung fällt täglich genau um die rechte Mittagsstunde ein Strahl der Sonne auf den Meridian und gibt somit für das ganze Jahr immer die richtige Zeit an.

Merkwürdig und schon aus der Ferne sichtbar sind die beiden sehr nahe bei einander stehenden viereckigen Thürme, Asinelli und Garisende, so genannt nach ihren Erbauern. Italien ist das Land der schiefen Thürme. Auch die genannten beiden Thürme Bologna's, von denen der Asinelli, um das Jahr 1109 erbaut, eine Höhe von 330 Fuß haben soll, der Garisende dagegen, als dessen Erbauungsjahr man 1119 nennt, nur 130 Fuß mißt, stehen schief und neigen sich so gegen einander, daß man versucht werden kann zu glauben, sie müßten jeden Augenblick über einander fallen.

In der wissenschaftlichen Welt hat sich Bologna durch seine berühmte Universität und die zahlreichen großen Männer, welche an derselben theils lehrten, theils auf ihr gebildet wurden, einen unvergänglichen Namen in der Geschichte erworben. Die Universität dieser Stadt, die berühmteste und wahrscheinlich auch besuchteste während des Mittelalters, ward schon 425 von Theodosius dem Jüngeren[497] gegründet. Bedeutend vergrößert im Jahre 1119, ward sie die eigentliche Stätte, wo die Wissenschaft Schutz und Anerkennung fand, und wo Jahrhunderte hindurch die freie Forschung, aufgeklärter Geister den Keulenschlägen der finstersten Barbarei nicht erlag. Was Italien, ja ganz Europa den Weisen Bologna's und den unerschrockenen Lehrern und Lehrerinnen an seiner Hochschule zu verdanken hat, ist lange noch nicht genug anerkannt worden. Ganz besonders verdankt die europäische Rechtsgelehrsamkeit der Universität Bologna jenen hohen und weit verbreiteten Ruf, welchen sie schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich erworben hatte und von da an nach allen Ländern Europas verbreitete. Stolz auf den Ruf ihrer Gelehrsamkeit schlug die Stadt eigne Münzen, welche die Inschrift „*Bononia docet*" (Bologna lehrt) trugen.

Eine eigenthümliche Anziehungskraft für viele Jünglinge mochte die Universität Bologna dadurch haben, daß häufig Frauen, welche akademische Grade sich erworben hatten, selbst als Lehrer das Katheder bestiegen. Als Lehrerin des römischen Rechtes zeichnete sich im vierzehnten Jahrhundert die Tochter eines der gelehrtesten Professoren der Rechtswissenschaft aus. Es war sehr gewöhnlich, daß die Tochter des Vaters Stelle vertrat, wenn dieser die angesetzten Vorlesungen, durch irgend etwas verhindert, nicht halten konnte. Die gelehrte Professorin pflegte dann ihrem lauschenden Zuhörerkreise, hinter einem Vorhange sitzend, die Gesetzbücher zu erklären. Diese Sitte, gelehrte Frauen als Lehrerinnen Erwachsener auf einer Universität zuzulassen, hat sich in Bologna bis auf die neuere Zeit erhalten, wo unter Andern Clotilda Tramboni[498] ausschließlich griechische Literatur vortrug.

Außer der Universität besitzt Bologna noch heute eine Malerakademie, eine Sternwarte, eine Ingenieur- und Artillerieschule, ein spanisches Kollegium, eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft und mehrere andere der Wissenschaft und Kunst dienende Institute.

---

[494] Clemens XIII. (eigentl. Carlo Rezzonico; 1693–1769), seit 6. Juli 1758 Papst.

[495] Der italo-frz. Astronom Giovanni Domenico Cassini (frz. Jean-Dominique Cassini; 1625–1712).

[496] 1 Zoll = 2,54 cm.

[497] Theodosius II. (griech. Θεοδόσιος Β'; 401–450), seit 408 oströmischer Kaiser.

[498] Die Philologin, Linguistin und Dichterin Clotilda Tramboni (1758–1817), die mit kurzen Unterbrechungen von 1793 bis 1808 an der Universität Bologna lehrte.

In den nächsten Umgebungen der Stadt liegt auf dem Berge Monte della Guardia das Dominikaner-Nonnenkloster *Madonna di San Luca*, ehedem und bis in die neueste Zeit berühmt durch ein Madonnenbild, welches der Sage nach von dem Evangelisten Lucas gemalt worden sein soll. Dieses Kloster war von jeher ein überaus besuchter Wallfahrtsort. Damit nun die Gläubigen auf ihrer frommen Bergfahrt weder durch Wind noch Wetter in ihrer Andacht gestört oder gar davon zurückgehalten werden möchten, baute man von der Stadt bis zum Gipfel des Berges einen in seiner Art einzig dastehenden Säulengang, der 654 Schwibbogen zählt. Von diesem zweigt sich ein anderer Bogengang ab, der ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde lang ist und nach dem im Jahre 1801 angelegten, von Arkaden umgebenen *Campo Santo*, dem größten Kirchhofe in Italien, führt, der sich durch eine Menge theils alter, theils neuer Grabmonumente auszeichnet. Ein anderer nahe gelegener Berg, *Paterno* genannt, wird häufig besucht der daselbst vorhandenen Schwerspathe[499] wegen, welche die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie, setzt man sie zuvor längere Zeit den Sonnen strahlen aus, später im Dunkeln leuchten. Sie führen den Namen „Bolognersteine“ und ihre Leuchtkraft wurde zuerst im Jahre 1602 von einem durch diese Entdeckung berühmt gewordenen Schuhmacher, Namens Vincenzio Cascariolo[500], beobachtet.

[499] Bariumsulfid (BaS).

[500] Der Alchemist und Chemiker Vincenzo Cascariolo (1571–1624).



BOLOGNA.
(DER RIESENPLATZ)

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 165-170.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 12-16.

Der Wallenstätter See[501].

Kein deutsches Auge kann auf dem dunkelgrünen Spiegel dieser Fluth ruhen, den die Alpen mit wilden Felsenwänden und ihrem Mattengrün umrahmen, ohne an die Trauer um einen edeln Todten gemahnt zu werden, der ein deutscher Märtyrer für sein Vaterland war und als verbannter Mann in diesem See sein Grab fand.

Die Natur mag mit all ihrer Herrlichkeit und Größe uns hier entgegentreten, es gelingt ihr nicht, über die Erhabenheit der Idee emporzuragen, die den Geist erfüllte, dessen Hülle in diesen Fluthen erstarrte. Höheren Glanz verleiht nichts auf der Erde, als das goldene Licht der Freiheit, und wer für sie das Leben einsetzte, dem schmückt sie mit unvergänglichem Glanz die Grabesstätte, und läge sie im hintersten Friedhofswinkel. – Und dieser Glanz ist es, der für unser Auge selbst auf die Pracht dieses Alpenbildes noch den Widerschein höherer Weihe legt.

Es war am 16. August 1860, da fuhr von Murg aus ein alter Schiffsmann einen gar „stattlichen Herrn und so freundlich und jovialisch, wie er noch keinen gesehen“[502], in seinem Kahn auf den See hinaus. Vom Föhn leicht gekräuselt glänzten herrlich die Wogen in der heitern Sonne. Wenn aber das Wetter so schön ist, dann liegt der See in seiner ganzen verführerischen Lieblichkeit da, dann „lockt“ er im eigentlichen Sinne den Wanderer zum Bade. Wie hätte da der „stattliche Herr“ widerstehen können, der so oft schon das Baden in schöner Natur als einen der vollkommensten Genüsse gepriesen, als die Art und Weise, in welcher der Mensch am innigsten und vollsten sich in die Natur versenken, sich mit ihr Eins fühlen könne! Er folgte fröhlich der Lockung, und dem alten Schiffsmann ward es selber wohl um's Herz, wie der schöne Mann in der Fülle der Lebenskraft vor ihm stand, und wie er sich reckte in der Wonne des Wohlbefindens, und wie er kopfüber in den See sprang und tauchte und um den Kahn herum schwamm, mit dem Schiffer plaudernd und scherzend. Plötzlich schwieg der gewandte Schwimmer, zwei, drei Minuten darauf sah ihn der Schiffsmann einen Augenblick fast aufrecht im Wasser. stehen, dann neigte sich sein Haupt auf die Brust, und lautlos sank er in die Tiefe. – Ein Nervenschlag hatte ihn getroffen, die vollste Wonne des Lebens hatte die Schranken des Lebens gesprengt. Der verzweifelnde Schiffer fuhr noch lange mit dem Schiffchen auf der verhängnißvollen Stelle umher. Der See ist dort 360 Fuß tief. Der Versunkene kam nicht wieder. Laut weinend kehrte der treue Schiffsmann allein an das Ufer zurück und brachte die traurige Kunde.

---

[501] Der Walensee.

[502] Zitat aus dem Johann Jakoby (1805–1877) herausgegebenem Werk „Heinrich Simon. – Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. […]. – Zweiter Theil. […]“ (Berlin: J. Springer 1865), S. 219.

Des Schiffers Klageruf hallte in ganz Deutschland wieder. Das deutsche Volk war ärmer geworden um einen seiner edelsten, tapfersten und treuesten Kämpfer für seine nationale Erhebung und seine politische Freiheit.

Heinrich Simon[503] von Breslau, so kennt ihn das Volk von 1848 her. Was er schon vorher für Recht und Fortschritt gewirkt, darnach hatte man im Sturm jener Tage weniger gefragt. Am Grabe eines Mannes fragt man gern: Was hat er gethan? Und wir stehen hier an seinem Grabe. Lassen wir denn das Leben dessen, der da drunten ruht, an uns vorübergehen.



Heinrich Simon
(siehe hierzu S. 150, Anm. 503).

Am 29. Oktober 1805 war er zu Breslau geboren. Er hatte die glückliche Kindheit der Wohlhabenden und ward für den Gelehrtenstand vorgebildet; seine Jünglingsjahre brachte er mit dem Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften[504] in seiner Vaterstadt und in Berlin zu, dann trat er, nach dem gewöhnlichen Lebenslauf der sogenannten Studirten, in den Staatsdienst. Nachdem er an verschiedenen Oberlandesgerichten gedient und zuletzt noch Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Greifswalde gewesen, kehrte er in seine Vaterstadt als Rath am Stadtgerichte derselben zurück.

In dieser Zeit machte Heinrich Simon sich bereits in seinen Berufskreisen als Schriftsteller einen Namen; das Volk lernte ihn erst kennen, als er aus diesen Kreisen schied. Es waren die Zeiten der romantischen Reaktion in Preußen ausgebrochen, die bedeutend gefährlicher wirkten, als die dermalige galoppirende feudalistische Reaktion; jene legte zuerst die unsaubere Hand an das bisher in Preußen heilig gehaltene Rechtswesen. Da schleuderte ihr der zürnende Mann seine Schrift: „Die Unabhängigkeit der preußischen Richter“[505] ins Gesicht, die, wie es damals hieß, „den Gelehrten zum Manne des Volkes und den Beamten zum Bürger machte“. Und so geschah es. Heinrich Simon verließ den preußischen Justizdienst zu Ende des Jahres 1845. Es war zugleich die Zeit der aufsteigenden Stimmung in ganz Deutschland, die jedoch damals vorzugsweise mit religiösen Gegenständen[506] beschäftigt wurde. Dennoch fand dieser Schritt allgemeine Anerkennung, und als erst die Schrift: „Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste“ (Leipzig 1846) die Gründe seines Handelns offen dargelegt hatte, ehrte sich der preußische Richterstand selbst damit, daß viele Glieder desselben aus allen Theilen der Monarchie ihm eine Adresse und einen silbernen Pokal mit der Inschrift „*Virtuti*“ (dem Mannesmuthe!) übersandten.

Heinrich Simon war auf einen höheren Posten emporgerückt, er war aus einem königlichen Rechtsbeamten zum Wächter des Rechts für das Volk geworden. Dieser neue höhere Dienst erforderte schon im nächsten Jahre sein öffentliches Auftreten auf dem Kampfplane der Politik. Es war das romantische Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 erschienen. Das Volk mußte belehrt werden über Werth

[503] Der jüd. Politiker und Parlamentarier August Heinrich Simon (1805–1860). Die Lithographie nach einer Photographie von Hermann Biow (1804–1850) wurde im Jahre 1848 von Valentin Schertle (1809–1885) geschaffen.

[504] Veraltet für Finanzwissenschaft.

[505] „Die Preussischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844“ (Leipzig: Wigand 1845).

[506] Im Bemühen, eine deutsche evang. Nationalkirche zu bilden, hatten sich um Neujahr 1846 die Abgesandten sämtlicher prot. Regierungen Deutschlands in Berlin zu einer freien „Evangelischen Konferenz“ versammelt, aus der die sog. Eisenacher Konferenzen hervorgingen, die zur Klärung des wiedererstarkten prot. kirchlichen Lebens manches beitragen konnten.

oder Unwerth dieses Aktenstücks der Königsgnade, und es erhielt diese Belehrung in Heinrich Simons berühmter Schrift: „Annehmen oder Ablehnen?“[507] In welchem Geiste sie redet, daran werden unsere Leser sich gern noch nach 18 Jahren durch folgende prophetische Worte aus derselben erinnern lassen:

„Es ist ein Unsegen für die Fürsten, die Wünsche des Volkes nicht zu hören. An die Stelle unterdrückter Reformen tritt über kurz oder lang die Revolution. Der Freiheitsgedanke in Deutschland ist ein unendlich tieferer und inhaltsvollerer, als er es im Jahre 1640 in England, im Jahre 1789 in Frankreich war. Möge also Gott den König von der Ansicht erlösen, daß Eine Persönlichkeit ausreichend sei für das Glück eines Volkes, daß Vorsätze und Gelübde auch des bedeutendsten Mannes einem edeln Volke genügen können. Die Geschichte zweier großer, nicht edlerer Völker hat diese Ansicht gerichtet. „Die Ursache alles Unglücks ist, Sire, daß Ihre Nation keine Verfassung hat“– so sagte der edle Minister Ma lesherbes[508] Ludwig XVI.[509] wenige Jahre vor dem Ausbruche der furchtbaren Staatsumwälzung. Und als der die englische Revolution herbeiführende und ihr als Opfer fallende König Karl I.[510] die Abgeordneten des dritten Parlaments aufforderte, sich in Bezug ihrer Rechte auf sein königliches Wort zu verlassen, welches ihnen mehr Schutz als irgend welches neue Gesetz verleihen würde, da antwortete die aus freien Männern bestehende Kammer, welche für ein großes Volk andere Bürgschaft verlangte, als das Wort eines Menschen, – mit der jetzigen Grundlage der englischen Verfassung, mit der Bill der Petition ihrer Rechte. Gott verhüte, daß aus ähnlicher Lage der Verhältnisse ähnliches Unheil entstehe! Aber die Ge schichte wäre eine Beschäftigung für Kinder, wollte man nicht aus ihr lernen.“[511] –

Die Antwort der Regierung auf diese Mannesmahnung waren gerichtliche und polizeiliche Verfolgungen. Gegen diese schrieb er: „Aktenstücke zur neuesten Geschichte der preußischen Polizei“ (Leipzig 1847); jenen machte der 18. März 1848 ein Ende, denn schon am 21. und 22. März stand Heinrich Simon an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt Breslau, welche vom Könige für das preußische Volk die Urwahlen für eine neue Verfassung und alle einem freien Volke zukommenden Rechte forderte und erlangte. –

Heinrich Simon hatte als Mitglied des Vorparlaments[512] und des Fünfziger-Ausschusses[513] gewirkt und nahm für die deutsche Reichsversammlung die Wahl als Abgeordneter von Magdeburg an. Wie und wo dieser Mann in der Paulskirche stand, das brauchen wir unseren Lesern nicht erst zu sagen; es wäre sehr traurig, wenn sie das schon vergessen hätten. Er hielt treu aus bis zum letzten Mann, bis zur Reichsregentschaft des Rumpfparlaments[514], zu deren Mitglied er gewählt war, und bis zum gewaltsamen Ende der gesetzlichen deutschen Volksvertretung.

Da begannen die Tage der Flüchtlingschaft für Tausende treuer braver deutscher Männer, und auch für Heinrich Simon. Er ging von Stuttgart nach Zürich. In der Heimath eröffnete das Gewaltrecht seine Untersuchungshallen und Strafkerker. Auch gegen Heinrich Simon strengte die preußische Regierung eine Anklage auf Hochverrath an, und obwohl er ihr das Recht, ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung zur Rechenschaft zu ziehen, absprach, so ward er dennoch, auf ein Schuldig von Ge-

---

507 Leipzig 1847.

508 Der frz. Minister Chrétien-Guillaume de Lamoignon de Malesherbes (1721–1794; hingerichtet); das Zitat konnte trotz Quellenangabe nicht ausfindig gemacht werden.

509 Siehe hierzu S. 102, Anm. 353.

510 Siehe hierzu S. 162, Anm. 602.

511 Jakoby, Heinrich Simon, wie S. 149, Anm. 502, S. 203.

512 Das Vorparlament, das aufgrund einer privaten Initiative berufen worden war, tagte vom 31. März bis zum 4. April 1848 in der Frankfurter Paulskirche; am 18. Mai 1848 trat die Nationalversammlung erstmals zusammen. Für die Zwischenzeit fungierte der vom Vorparlament eingesetzte Fünfzigerausschuß als Organ der Revolution.

513 Der Fünfzigerausschuß war ein Gremium, das in der Märzrevolution vom Vorparlament eingesetzt worden war. Da das Vorparlament aufgrund einer privaten Initiative berufen worden war, sah es sich nicht befugt, hinsichtlich der späteren Frankfurter Nationalversammlung und Reichsverfassung Vorgaben zu machen.

514 Das in Stuttgart vom 6. Juni bis zu seiner gewaltsamen Ausweisung am 18. Juni 1849 tagende vorläufig letzte dt. Parlament.

schworenen, vom Gerichtshof zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, natürlich *in contumaciam*[515].

Dem von den Gerichten seines Vaterlandes Verurtheilten blieb nichts Anderes übrig, als sich auf dem freien Boden der Schweiz eine neue Heimat zu gründen. Auch ein neues Feld der Thätigkeit zeigte sich bald für den tüchtigen Mann. Er unternahm die Wiederbelebung alter eingegangener Kupfererzgruben am Müntscherstock[516] im Süden des Wallenstätter See's. Später gewann er für diese Unternehmung die Mittel einer Aktiengesellschaft und konnte dem Betrieb einen größern Maßstab verleihen; nach und nach vergrößerte sich sein Montanbesitz, und die Leitung so ausgedehnter Geschäfte schien seine ganze Thätigkeit umzugestalten. Wenigstens blieb er der schweizerischen Politik fern. Deutschland verlor er nicht aus dem Auge: dafür sorgte seine treue Liebe, der in diesen Jahren seiner Verbannung gerade die bittersten Schmerzen bereitet wurden. „Er wußte, daß seine Mutter, die heißgeliebte, deren Stolz und Augenlicht er war, mit dem Tode ringe – und er stand nicht an ihrem Sterbebette. Er drückte dem Vater, dem greisen, nicht die Augen zu. Er wußte, daß daheim bei den geliebten Seinen junge Glücksblüthen sich entfalteten, und er hat sie nimmer geschaut. Voll, wie das Glück, so hat er auch all diesen und vielen andern Schmerz ausgekostet in seinen tiefsten Tiefen."[517] –

Es war eine geschäftliche Inspektionsreise, die ihn nach Murg und in sein großes schönes Grab führte. Er war eben von einer Reise in Oberitalien heimgekehrt. Einem Freunde schrieb er am 11. August 1859 darüber: „Sobald ich von einer kleinen Revisionstour zurück bin, die ich heute antrete, muß ich Ihnen von einer prachtvollen Partie erzählen, die ich mit Karl Hilty[518], verlockt durch die Eisenbahnen, nach Mailand, Genua, Turin gemacht, wo ich mit voller Brust Italien im edelsten Glanze gesehen, einen Apoll im Siegeskampfe. Komme doch endlich auch unser Land daran!"[519] – Er hat sein Deutschland gemeint, das er nicht wieder sehen sollte. Er starb. Das freisinnigste preußische Blatt hat ihm die Grabrede gehalten. „Er starb," sprach dasselbe, „in einem Moment der höchsten Steigerung seines Wesens, in vollster Gesundheit, viel geliebt, und das Maß des Glücks, das ihm beschieden, bis zum Grunde genießend. Er starb in der fröhlichen Hoffnung auf die Zukunft Deutschlands, nach dessen Einheit und Freiheit er nach jahrelangem Sehnen, wie Moses von dem Berge der Verheißung, ausschaute. Und dennoch hat er den größten Schmerz des Mannes erfahren: er starb in der Verbannung."[520] – Der Wallensee hat den Leib des Ertrunkenen nicht zurückgegeben, er hält sie fest in krystallenen Netzen, die edle schöne Beute; aber sein Andenken lebt im Herzen des deutschen Volkes: er schließt sich dem herrlichen Geisterzuge aller jener Tapfern an, die jemals für die höchsten Güter der Menschheit gestritten und gelitten haben.

„Der tiefe See ist sein wildes Grab,
In Freiheit liegt er begraben;
Die Kurfürsten blicken traurig herab
Auf ihn, den gekürt wir haben.
Den Hutten[521] beherbergt der andere See
Mit einsamen Inselborden:
Die Brüder in Gedanken und Weh
Sind nun auch Nachbarn geworden.

Nun wollen wir glauben, daß es so kommt:
Daß sich beide nächtlich besprechen,
Was Deutschland, ihrem theuren, frommt,

515 Lat., der jurist. Fachbegriff für „in Abwesenheit".

516 Der Mürtschenstock.

517 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

518 Der Schweizer Staatsrechtler Carl Hilty (1833–1909).

519 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

520 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

521 Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523), der auf der Insel Ufenau im Zürichsee begraben liegt.

Und wie die Fessel zu brechen.
Ihr Wort, von Wind und Wellen belauscht,
Wird flüsternd weiter getragen,
Bis es empor in der Heimath rauscht
In Auferstehungstagen.“[522]

So hat ein deutscher Dichter[523] dem großen Todten nachgerufen. – Aber nicht bloß die Deutschen feierten ihn, auch die Schweizer bewiesen, wie hoch ihn die neue Heimath in Ehren gehalten: die Gemeinde Murg beschloß einstimmig, dem Bruder Heinrich Simons „in Anerkennung der Verdienste, welche dieser sich um die ganze Gegend erworben“, einen Platz auf hoher, freier grüner Matte als Ruhestätte der Gebeine des Verunglückten, und, wenn der See den Leichnam nicht herausgeben sollte, behufs der Errichtung eines Denkmals, zum Geschenk zu machen. Zur Herstellung eines solchen Denkmals trat im September 1860 in Berlin ein Kreis von Männern zusammen, die es aussprachen: „Dem deutschen Volke kommt es zu, durch Errrichtung [sic!] des Denkmals sich selbst zu ehren.“ Und im verflossenen Jahre, am Todestage Heinrich Simons, am 16. August 1862, ward die Feier der Weihe dieses Denkmals für einen „Vorkämpfer für des deutschen Volkes Freiheit und Recht“ von vielen Deutschen auf der „in der Sonne glänzenden Smaragdwiese“[524], wie der Gefeierte sie einst selbst genannt, und zugleich auf dem Wallenstätter Grabessee begangen.

Der Dampf hat auch diesen Alpensee zu unserem Nachbar gemacht und alle Gefahren, mit denen er früher die armen Schifflein zwischen seinen Felsenrippen bedrohte, längst überwunden. Es gehörte früher allezeit, wenn dem Wetter nicht vollkommen zu trauen war, Muth zum Wagniß einer Fahrt auf seinem Rücken, denn da der See, die Stelle im Südosten, von wo aus wir ihn im Bilde betrachten, ausgenommen, allenthalben von 2–3000 Fuß hohen Wänden umgeben ist, die großentheils senkrecht von der Fluth aufragen und eben so unter ihr 3–400 Fuß bis zum Grunde des Bettes hinabsinken, so bot er dem Schifflein, das von einem Sturm überrascht wurde, nur selten einen bergenden Winkel, sondern zerschellte es nach harter Todesnoth der Menschen. Jetzt spottet der Dampfer[525] des erzürnten Elements und fährt die ganze Länge des Sees von 3 ¼ Stunden mit gleicher Sicherheit, so daß die Männer von Glarus und St. Gallen, denen er gemeinsam angehört, nicht so viel Klagen mehr über ihn führen müssen, wie ehedem, wo er so manchmal den Flor der Trauer über die Familien gebracht hat. Ja, selbst die Eisenschiene hat den Weg hieher gefunden, und sie führt nicht nur zu ihm hin, sondern sie ist Herr über seine ragenden Felsenmauern geworden, hat sie durchbrochen und Schlünde überbrückt und schon am 1. Juli 1859 ein Eröffnungsfest der „Wallenseebahn“ gefeiert. Die vereinigten Schweizerbahnen haben durch dieses Stück ihren letzten Ring erhalten. Aber es ist auch ein kühnes Stück Arbeit gewesen; es hatte gegolten, nicht nur die himmelhohen Felsen zu bewältigen, auch tosende Bergwasser und Rüfenen[526] waren zu überwinden, und so hatte denn die Bahn auf einer Strecke von 3 ½ Kilometer Länge nicht weniger als zehn Tunnels, bis zu 900 Fuß Länge in Urkalk und Granit, sechs Brücken über große Wildbäche und Rüfenen, unzählige Wegeüberwölbungen und das Ausfüllen mehrer Felsspalten mit 100 Fuß tiefem Seewasser nöthig. Das Werk macht seinen Meistern Ehre und jedem Reisenden Freude; es

[522] Jakoby, Heinrich Simon, wie S. 149, Anm. 502, S. 368f.

[523] Hierbei handelt es sich um die beiden ersten Strophen eines Gedichts des jüd. Publizisten Moritz Hartmann (1821–1872).

[524] Jakoby, Heinrich Simon, wie S. 149, Anm. 502, S. 367.

[525] 1836 war die „Aktiengesellschaft für die Dampfschifffahrt auf dem Walensee“ gegründet worden, die am 4. September 1837 mit dem Raddampfer „Linth Escher“ den Betrieb aufnahm.

[526] Schweiz. für einen Gebirgsbach, der nur für die Zeit der Schneeschmelze Wasser führt.

kann sich mit Recht neben jene Alpenstraßen stellen, die für immer als wahre Wunder der Straßenbaukunst gelten werden.

F. Hofmann[527].

[527] Siehe hierzu S. 11, Anm. 21.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 171-181.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [237]-244.

Winchester[528]

und seine historischen Erinnerungen.

Welche merkwürdige alte Stadt ist Winchester! Die ehemalige Hauptstadt des Königreichs, die Residenz der britischen, sächsischen und normännischen Herrscher, der Lieblingsaufenthalt der späteren Fürsten und ihrer Gemahlinnen, fast bis zum Ausbruche der Revolution von 1688, Jahrhunderte lang die triumphirende Nebenbuhlerin von London selbst, die einst mehr als neunzig Kirchen und Kapellen enthielt, deren ärmlichste Häuser jetzt auf den Grundmauern ehemaliger Paläste und Klöster stehen, und in deren bis auf den heutigen Tag prachtvollen Kathedrale die Gebeine mächtiger Könige, schöner und frommer Fürstinnen und stolzer Aebte und Prälaten ruhen, die früher nicht nur das Schicksal dieser Stadt, sondern des ganzen Reiches lenkten. Da liegt sie, – eine entthronte Königin! und Wenige kennen sie in ihrer jetzigen Oede und Verlassenheit! Aber wo ist der Ort in England, der größeres Interesse erwecken könnte, der mehr Gegenstände antiker Schönheit und nationaler Erinnerungen aufzuweisen hätte? Hier ruhen die Gebeine Alfreds[529], und hier wurde er muthmaßlich geboren; denn in Winchester residirte damals der königliche Hof. Auf jeden Fall verlebte er hier seine Kindheit und ersten Jünglingsjahre. Von hier zog er aus, um jene Schlachten zu schlagen, welche das Land von den wilden Dänen befreiten, und hier, nachdem er für sein Reich und sein Volk mehr gethan hatte, als je ein Monarch vor oder nach ihm, fand er sein Grab, welches ein Ort der Verehrung für die späteren Generationen wurde. Mit ihm ruhet hier die Asche seiner Angehörigen, seines Vaters Ethelwolf[530], welcher die Talente des Sohnes erkannte und die einstige Größe desselben prophezeite, – die seiner edelen Mutter[531], welche dem kindlichen Herzen des Sohnes erhabene Gefühle einflößte, und die seiner Brüder und Kinder. Auch Canut[532] ruhet hier, der einst seinen schmeichlerischen Höflingen jenen unvergeßlichen Verweis an der Meeresküste von Southampton gab, und William Rufus[533], dessen Leichnam auf einem gemeinen Köh-

[528] Lat. Venta Belgarum.

[529] Alfred der Große (altengl. Ælfrēd; engl. Alfred the Great; 848 o. 849–899), ab 871 König der West-Sachsen (Wessex) und seit etwa 886 der Angelsachsen.

[530] Æthelwulf (ca. 800–858), seit 839 König von Wessex.

[531] Osburga (Lebensdaten unbekannt).

[532] Knut der Große (dän. Knud den Store; engl. Canute the Great; ca. 995–1035), seit 1019 König von Dänemark, dann Herrscher über ein nord. Großreich, das England, Dänemark, Norwegen und Südschweden umfaßte.

[533] Wilhelm II., genannt William Rufus (engl. William II; frz. Guillaume II, le Roux; 1056–1100; ermordet [?]), seit 1087 König von England.

lerkarren aus dem New-Forest dahin gebracht wurde, wo Walter Tyrrels[534] Pfeil die Grausamkeiten des Getödteten gerächt hatte.

Ohne der Fabeln zu erwähnen, welche altenglische Geschichtsschreiber von einem König Brutus erzählen, der in Winchester residirt haben und ein Abkömmling des Helden Aeneas von Troja gewesen sein soll, läßt sich historisch ein hohes Alterthum der Stadt nachweisen. Sie war unzweifelhaft das Caer-Gwent der keltischen Britten, die *Venta Belgarum* der Römer, und das Wintanceaster der Sachsen. Ihre Geschichte beginnt fast mit der christlichen Zeitrechnung. Julius Cäsar selbst scheint nicht dort gewesen zu sein, aber ein Theil seiner Truppen muß die Gegend besucht haben, da die Eisenplatte einer römischen Fahne, welche seinen Namen und sein Bildniß trug, in der Nähe des Ortes, tief im Sande vergraben, gefunden worden ist. Hier hauste Caractacus[535], – von den Kelten Arviragus[536] genannt, – der tapfere Nachkomme des Cassibelaunus[537], der edele Sohn des Cymbelin, den Shakespeare[538] in seinem Drama gleiches Namens verewigt hat. Wer kennt nicht sein würdevolles Benehmen, während er sich als Gefangener in Rom befand, die großmüthige Behandlung, welche er von dem durch sein Unglück und seine Festigkeit gerührten Kaiser Claudius[539] erfuhr, und seine Rückkehr nach Britannien, um in Venta mit seiner neuen Gemahlin, der Römerin Gewissa[540], zu herrschen? Sein Urenkel Lucius[541] soll der erste christliche König in Britannien, und überhaupt in Europa, gewesen sein. Er wurde von den alten Chronikschreibern „Lever Maur“ (in Keltisch: „das große Licht“) genannt, gründete Kirchen in den damals vorhandenen acht und zwanzig Städten des Landes, und erbaute in Caer-Gwent, oder Venta, eine prachtvolle Kathedrale. Er war der letzte der den Römern tributpflichtigen Könige von Britannien, denn nach ihm bemächtigten sie sich selbst der Regierung und behielten sie, bis sie endlich im 4. Jahrhundert die Insel ganz verließen. Hier war es auch, wo Boadicea[542], die tapfere Königin der Iceni[543], zur Zeit, als Caractacus herrschte, ihrem Schicksal erlag. Empört durch die Mißhandlungen, welche sie selbst und ihre Töchter von den Römern erlitten, und ihres Reiches beraubt, hatte sie geschworen, die Feinde zu vertilgen oder aus dem Lande zu verjagen, sammelte ein Heer von 230,000 Kriegern, überfiel und zerstörte London, Verulam[544] und andere Städte, ließ Alles vertilgen, was römisch hieß oder mit Rom in Verbindung stand, und langte endlich vor Venta, der damaligen Hauptstadt des Landes, an. – Hier jedoch empfing sie der römische General Paulinus[545] und schlug ihr Heer in einer Schlacht, deren Kampfplatz die Leichen von 80,000 britischen Kriegern bedeckten. Durch diesen unglücklichen Ausgang zur Verzweiflung getrieben, tödtete sich Boadicea durch Gift, und statt triumphirend, wie sie er wartet hatte, in die Hauptstadt einzuziehen, wurde nur ihr Leichnam hineingebracht, um dort verscharrt zu werden.

Während der nachfolgenden Dynastie der sächsischen Könige in England war die Stadt, als Sitz des Königthums, besonders der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Vor dem tapferen Sach-

[534] Walter Tyrell (engl. Walter Tirel III; 1065–nach 1100).

[535] Caratacus (walis. Caradog; breton. Karadeg; griech. Καράτακος, Karátakos; lat. Caractacus; † ca. 51 n. Chr.), König der Catuvellaunen und der Britonen.

[536] Ein legendärer brit. König des 1. nachchristl. Jhd.s.

[537] Cunobelinus (walis. Cynfelyn; griech. Κυνοβελλίνος, Kynobellínos; lat. Kymbelinus; † um 40 n. Chr.); er ist identisch mit William Shakespeares (s. u.) Cymbeline.

[538] William Shakespeare (1564–1616).

[539] Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus (10 v. Chr.–54 n. Chr.; wohl ermordet), seit 41 n. Chr. römischer Kaiser; er war im Sommer 43 n. Chr. in Britannien eingefallen.

[540] Historisch nicht verbürgt.

[541] Historisch nicht verbürgt.

[542] Boudicca († ca. 61 n. Chr.), Anführerin des nach ihr benannten Aufstands der Jahre 60/61 n. Chr.

[543] Der kelt. Volksstamm der Icener (lat. Iceni), der im Gebiet des heutigen Norfolk und Suffolk lebte.

[544] Die röm. Siedlung Verulanium, die in der Nähe der heutigen Stadt St. Albans gelegen war.

[545] Der röm. General Gaius Suetonius Paulinus, dessen Name vor allem in den Jahren 41–69 n. Chr. Erwähnung findet.

sen Cerdic[546] mußte Uther Pendragon[547], König Arthurs[548] Vater, weichen und Caer-Gwent, oder Venta, verlassen, welches darauf unter dem Namen Wintanceaster die Hauptstadt der West-Sachsen wurde. Hier herrschte Ceaulin[549], der bei Wimbledon, in Surrey, Ethelbert[550], den ersten christlichen König von Kent, schlug, und Kinegils[551], der große Fürst, welcher, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, den christlichen Glauben annahm, von St. Birinus[552] 625 getauft wurde, und dann den Bau einer Kathedrale in Wintanceaster begann, welche sein Sohn Kenewalk[553] vollendete. Hier herrschte ferner, nach einer Reihe tapferer Fürsten, Egbert[554], welcher zuerst die sächsische Heptarchie[555] unter einer Krone vereinigte und Wintanceaster zur Hauptstadt von England erhob. Er hatte als Jüngling längere Zeit in der Hauptstadt des Frankenreichs gelebt und sich nach Karls des Großen Beispiel zu bilden gesucht, dessen Tugenden und Tapferkeit er auch sehr bedurfte, da unter seiner Regierung die wilden Dänen ihre Invasionen begannen, die Städte einäscherten und das Land verwüsteten. Hier, in der Kathedrale dieser Stadt, unterzeichnete und über lieferte Egberts Sohn, Ethelwolf, der Vater des großen Alfred, jene durch ihre Folgen so wichtige Urkunde, – die Zehntenkarte aller Ländereien in England; und hier, wie erwähnt, lebte der tapfere, weise und fromme Alfred, „das Wunder der Geschichte“, wie ein Historiker ihn nennt, ein Fürst, dem weder als Herrscher noch als Mensch ein Fehler vorgeworfen werden konnte. Er war, nach Hume’s[556] Ausspruch, im Privatleben eben so groß wie im öffentlichen, und konnte in der That als das Muster eines vollkommenen Charakters gelten. Der kühnste Unternehmungsgeist verband sich in ihm mit der ruhigsten Ueberlegung, die beharrlichste Ausdauer mit der leichtesten Gewandtheit, die strengste Gerechtigkeit mit der größten Milde, so wie Sinn und Neigung für die Wissenschaft mit unermüdlicher Thätigkeit; und als habe die Natur ein solches Wunderwerk aus ihrer Hand auch im schönsten äußeren Lichte erscheinen lassen wollen, besaß Alfred in demselben Maße alle physischen Vorzüge, einen kräftigen, wohlgebauten Körper, eine würdevolle Haltung und offene, einnehmende Züge.

Aber was hat Alfred gethan, um ein solches Lob zu verdienen? In dem kurzen Zeitraume von kaum dreißig Jahren verjagte er zahlreiche Heere der Dänen aus dem Lande, obgleich er häufig gegen mehrere derselben, welche an verschiedenen Orten erschienen, gleichzeitig kämpfen mußte. Die Gefangenen ließ er taufen und vertheilte sie in die von ihnen selbst verwüsteten Landstriche zum Wiederanbau derselben. Er errichtete eine Art von Landwehr und übte sie so ein, daß die Leute zu jedem Augenblicke unter Waffen treten und einem in das Land fallenden Feinde entgegen gehen konnten. Auch war er der Erste, welcher eine Flotte gründete. Die von ihm errichtete Polizei war so vortrefflich, daß in kurzer Zeit in ganz England ein Zustand von Sicherheit herrschte, wie er früher noch nie da gewesen. Die sieben Reiche, welche unter seiner Krone vereinigt waren, wußte er so innig zu verbinden, daß alle Theile, von den Grenzen Schottlands bis zur südlichen Meeresküste ihm Gehorsam leisteten, und selbst die Fürsten von Wales seine Oberherrschaft anerkannten. Was von König Arthur gefabelt worden war, verwirklichte

---

546 Cerdic (lat. Cerdicus), von 519 bis 534 König der Gewissæ (Wessex).

547 Lediglich legendär.

548 König Artus, ebenfalls lediglich legendär.

549 Ceawlin († ca. 593), von 560 bis 591/593 oder von 581 bis 588 König der Gewissæ (Wessex).

550 Æthelberht I. (altengl. Æðelberht; ca. 550–616) seit ca. 589 der erste christl. König des angelsächs. Königreichs Kent.

551 Cynegils bzw. Kinegils († 643), König der Gewissæ (Wessex); er war 635 getauft worden.

552 Birinus († 650), der erste Bischof in Wessex.

553 Cenwalh († 672), von 642 bis 645 und wieder ab 648 König der Gewissæ (Wessex).

554 Ecgberht bzw. Egbert (771/75–839), seit 802 König von Wessex.

555 Die sog. engl. Heptarchie (griech. ἑπταρχία, heptarchía, „Siebenherrschaft“) bezeichnet die sieben angelsächs. Kleinkönigreiche, in die das heutige England vom Ende des 6. Jhd.s bis zum 9. Jhd. aufgeteilt war. Die traditionelle Geschichtsschreibung geht dabei davon aus, daß England in die Kleinkönigreiche Wessex, Sussex, Kent, Ostanglien (East Anglia), Essex, Merzien (Mercia) und Nordhumbrien (Northumbria) aufgeteilt war.

556 Der schott. Philosoph, Ökonom und Historiker David Hume (1711–1776); Verfasser des insgesamt sechs Bände umfassende Geschichtswerks „The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688“ (London: A. Millar 1754-1761).

Alfred. Er war nicht blos der Gründer der Monarchie ihrer geographischen Ausdehnung nach, sondern auch ihrer Konstitution und Gesetze. Nachdem er sechsundfünfzig Schlachten zu Wasser und zu Lande geschlagen hatte, ging er an das nicht minder schwere Geschäft, dem Reiche die zu seinem Gedeihen erforderlichen inneren Einrichtungen zu geben. Er entwarf ein Gesetzbuch, welches später zwar verloren gegangen ist, aber dennoch für die Grundlage des jetzt in England geltenden gemeinen Rechts gehalten wird, und theilte das Land in Grafschaften (*Shires*), Gaue (*Hundreds*) und Gemeinden (*Tithings*), die von besonderen Beamten verwaltet wurden. Zweimal im Jahre traten in jeder Grafschaft die Schwurgerichte zusammen, und zweimal alljährlich versammelten sich die Landstände. Niemand konnte wegen eines Vergehens gestraft werden, ohne daß zwölf vereidete Freisassen den Fall untersucht und ihr Urtheil darüber gesprochen hatten. Auf diese Weise wurde der Grund zu dem jetzigen Gerichtsverfahren und dem Parlamente gelegt. Aus dem Auslande suchte er ferner die gelehrtesten und geschicktesten Männer nach England zu ziehen, um durch sie Kunst und Wissenschaft zu verbreiten, und legte den Grund zu der Universität Oxford. Den Handel und Manufakturen jeder Art unterstützte er nach Kräften, baute die von den Dänen eingeäscherten Städte wieder auf, namentlich London und Winchester, und zwar mit größerer Pracht als vorher, und errichtete vier neue Klöster als Musterbilder architektonischen Styles, in deren einem, dem „*Newan Mynstre*“ (neuen Münster) seine Gebeine beigesetzt wurden. Alles dieses vollendete er, während sein Körper von der Pein einer unheilbaren Krankheit gefoltert wurde; und um sein Werk zu krönen, hinterließ er dem Volke in seinem Testamente, als ein unsterbliches Legat, die Erklärung: er sterbe mit dem Wunsche, daß ein jeder Engländer immer so frei sein möge, wie seine eigenen Gedanken!“[557] – Ein großes Wort aus dem Munde eines siegreichen Herrschers!

Man sollte glauben, die Liebe und Verehrung der Engländer hätte so groß sein müssen, daß sein Grab für immer die heiligste Stätte des Landes, ein Wallfahrtsort für Pilger aus allen Theilen desselben geworden wäre; allein dem war nicht ganz so. Eine stattliche Abtei wurde zwar in Hyde Meadow, nahe bei Winchester, erbaut, um Alfreds Gebeine auf zunehmen, welche auch in feierlicher Prozession und unter frommen Gesängen aus dem von ihm selbst errichteten Münster dahin gebracht wurden; allein als zur Zeit der Reformation die Aufhebung aller Klöster und Abteien stattfand, entging auch dieses Gebäude seinem Schicksale nicht; es wurde niedergerissen, um die Materialien verwerthen zu können, und die Gräber Alfreds, seiner Gemahlin Alswitha[558], seines Sohnes Edward[559] und vieler anderen Abkömmlinge fielen in die Hände der Zerstörer. Was jene Zeit ungethan ließ, vollendete das vorige Jahrhundert, in dessen Laufe – ein Zuchthaus auf der Stelle erbaut wurde, wo dieser große Fürst und Wohlthäter des Landes im Kreise der Seinigen geruht hatte.

Alfreds Nachkommen führten den sächsischen Scepter 165 Jahre lang, mit alleiniger Unterbrechung der kurzen Dauer von Canuts und seiner Söhne Dynastie; aber kein Alfred stand unter ihnen auf. Manche derselben waren zwar tapfere Fürsten, wie Athelstan der Siegreiche[560], Edgar der Prachtliebende[561], der sich von sieben Königen in einem Kahne auf dem Flusse Dee fahren ließ; allein Andere, wie Ethelred der Unfertige[562], der vor den Dänen aus dem Lande fliehen mußte, und Edmund mit dem eisernen Arm[563], der brave und unglückliche Monarch, welcher genöthigt wurde, den Feinden einen Theil des Landes abzutreten, zeigten durch das Sinken des Reiches unter ihrer Herrschaft nur zu deutlich, wie weit der unsterbliche Alfred über ihnen erhaben gewesen war.

---

[557] „The English have an undoubted right to remain as free as their own thoughs“; diese, König Alfred dem Großen (siehe hierzu S. 155, Anm. 529) zugeschriebene letztwillentliche Verfügung findet sich nicht im dessen Testament, sondern ist zweifelsfrei das Produkt einer erheblich späteren Epoche.

[558] Alfreda, angeblich die jüngste Tochter Alfred des Großen (siehe hierzu S. 155, Anm. 529).

[559] Eduard d. Ä. (engl. Edward the Elder; ca. 874–924), seit 899 König der Angelsachsen.

[560] Æthelstan (altengl. Æþelstān; ca. 894–939), seit 924 König von Wessex und ab 927 König der Engländer.

[561] Edmund I., genannt der Prächtige (altengl. Ēadmund; ca. 922–946; ermordet) seit 936 König von England.

[562] Æthelred, genannt der Unfertige (engl. Æthelred the Unready; ca. 966–1016), von 978 bis 1013 und erneut ab 1014 König von England.

[563] Edmund II. (engl. Edmund Ironside; ca. 989–1016), im Jahre 1016 kurzzeitig König von England.

Dessen ungeachtet trägt jene Periode der sächsischen Herrschaft eine malerische Färbung, die man in keiner anderen Zeit der Geschichte findet. Sie zeigt eine gewisse rohe Einfachheit des Lebens, eine Mischung von Verbrechen und romantischen Begebenheiten, die sich nur in einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ereignen konnten. Nur von wenigen Dienern begleitet, pflegten die Monarchen in den Wäldern zu jagen, und speisten sorglos und unbewacht in ihren offenen Hallen, so daß sie Gefahren und Angriffen ausgesetzt waren, die in späterer Zeit nicht der niedrigste Edelmann zu fürchten hatte. In die Speisehalle des jungen Edmund[564], Alfreds Enkel und Athelstans Nachfolger, zum Beispiel, trat eines Tages, während eines festlichen Mahles, der berüchtigte Räuber Leolf[565], und nahm an der Tafel Platz. Dem Befehle des empörten Königs, die Halle zu verlassen, Hohn sprechend, blieb er sitzen und schwelgte nach Belieben, bis Edmund, statt ihn durch seine Diener hinauswerfen zu lassen, selbst aufsprang und den Räuber bei der Kehle ergriff, aber während des Ringens von ihm erdolcht wurde. Edwy[566], sein Neffe, welcher gegen den Willen der Kirchenfürsten, des Erzbischofs Odo von Canterbury[567] und des mächtigen Mönchs St. Dunstan[568], die schöne Lady Elgiva[569], eine angeblich zu nahe Verwandte, geheirathet hatte, wurde am Tage seiner Krönung gewaltsam aus dem Zimmer seiner Gemahlin geschleppt; letztere im Gesichte mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt und verbannt, und als sie später in das Land zurückzukehren wagte, auf Befehl Odo's erst gelähmt und dann unter Martern getödtet, während der König, exkommunicirt und verjagt, kaum achtzehn Jahre alt, gleichfalls seinen Tod fand. Edgar[570], sein Nachfolger, ein Bewunderer weiblicher Schönheit, wurde um die Liebe der schönen Elfrida[571], Tochter des Grafen von Devonshire[572], von seinem Günstling Athelwald[573] betrogen, der, von ihm an die Dame abgesendet, sich in sie verliebte, dem Könige aber, um sie selbst heirathen zu können, berichtete, daß sie nicht schön sei, und später, nach der Entdeckung, der gemeinsamen Rache des Königs und der Dame zum Opfer fiel. Edward[574], der Sohn und Nachfolger Edgars, ein lebensfroher Jüngling von neunzehn Jahren, eines Tages auf der Jagd in der Nähe des Schlosses Corfe bei Winchester, welches seine Stiefmutter Elfrida bewohnte, verließ sein Gefolge, um bei Letzterer einen kurzen Besuch abzustatten, und wurde, während er an der Schloßpforte, zu Pferde sitzend, einen ihm gereichten Becher Wein trank, auf ihren Befehl von hinten erdolcht. Das schöne und ehrgeizige Weib aber, nachdem es erst ihren Gatten Athelwald hatte ermorden lassen, um sich mit König Edgar vermählen zu können, und nun auch Edgars Sohn, aus einer früheren Ehe, um ihren eigenen Sohn Ethelred auf den Thron zu bringen, wurde plötzlich von Reue und Gewissensbissen ergriffen, verließ ihren königlichen Hofhalt im Schlosse Corfe, erbaute im Walde Harewood, nahe bei der Stelle, wo ihr erster Gatte der Mörderhand erlegen war, ein Kloster, und brachte daselbst unter strengen Bußübungen, Fasten und Gebeten den Rest ihres Lebens zu, und fand dort ihr Grab. Ihr Sohn, Ethelred der Unfertige, Edwards Nachfolger, war es auch, welcher den höllischen Plan zur Niedermetzelung aller Dänen im Königreiche, die seine Waffen nicht zu besiegen vermocht hatten, faßte und ausführte. Er erließ geheime Befehle, daß an einem bestimmten Tage das Volk aufstehen und über die unbewaffneten, in seiner Mitte lebenden Dänen herfallen solle. Im Jahre 1002 begann das Blutbad in Winchester[575] und bildete den Schluß zu den Vermäh-

---

[564] Edmund I. (siehe hierzu S. 158, Anm. 561).

[565] Leofa († wohl 946).

[566] Eadwig (ca. 941–959), seit 955 König von England.

[567] Odo von Canterbury (engl. Oda; ca. 880–958), seit 941 Erzbischof von Canterbury.

[568] Dunstan von Canterbury (ca. 909–988), seit 959 Erzbischof von Canterbury.

[569] Ælfgifu (Lebensdaten unbekannt).

[570] Edgar (altengl. Ēadgār; 943–975), seit 959 König von England.

[571] Ælfthryth (945–1000/01), seit ca. 964/65 Edgars 3. Ehefrau.

[572] Ordgar († 971).

[573] Æthelwald († 962), er war der 1. Ehemann von Ælfthryth (siehe hierzu S. 159, Anm. 571).

[574] Eduard der Märtyrer (altengl. Eadweard; engl. Edward the Martyr; ca. 962–978; ermordet).

[575] Das „St. Brice's Day Massacre" vom 13. November 1002.

lungsfeierlichkeiten des Königs mit Emma[576], der schönen Tochter Herzog Roberts[577] von der Normandie. Aber furchtbar wurde die That am Reiche und namentlich an Winchester gerächt. Wuthglühend landeten die Dänen unter Sweyn[578], eroberten das Land, verjagten den König Ethelred, welcher sich nach der Normandie zu seinem Schwiegervater flüchten mußte, und machten die Einwohner zu Sklaven. In der Kathedrale von Winchester war es endlich auch, wo des siegreichen Canuts Wittwe, die Königin Emma, sich der Feuerprobe unterwerfen und über neun rothglühende Pflugschaaren mit bloßen Füßen wandeln mußte. In Gegenwart des Königs, sämmtlicher Bischöfe und einer zahlreichen Volksmenge schritt sie über das glühende Metall, ohne die geringsten Verletzungen zu empfangen, und wurde auf diese Weise von allen gegen sie erhobenen Anklagen frei gesprochen, im Triumphzuge nach der Abtei Wherwell zurückgeführt, wo sie seit dem Tode ihres zweiten Gemahles, Canut, in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte.

Solche Scenen fanden in und bei der königlichen Stadt Winchester während der sächsischen Herrscherperiode statt. Allein die Normannen eroberten das Land, und London begann die bisherige Residenz zu verdunkeln. Seitdem Alfred London wieder erbaut hatte, und die Land stände sich alljährlich zweimal daselbst versammelten, traten die Vortheile seiner natürlichen Lage als Hauptstadt eines großen Reiches deutlicher her vor, und seine Macht und Bevölkerung nahm deshalb schnell zu. Ein großer Fluß bietet immer die geeignetste Lage für eine große Hauptstadt, und die Themse war nicht nur ein bedeutender Strom, sondern stand auch durch ihre Mündung in einer solchen Beziehung zu dem Kontinente, daß die Wichtigkeit derselben nicht lange übersehen werden konnte. So lange die einzelnen Theile des Reiches nicht innig genug mit einander verbunden waren, um einen Einfall fremder Feinde schnell abwehren zu können, hatte eine von der englischen Küste und namentlich von den nördlichen Küsten des Kontinents, der die wilden Horden der Barbaren ausströmen ließ, entfernte Hauptstadt, wie Winchester, eine günstige Lage; allein die Normannen waren ein mächtiges Volk, und die für sie nothwendige Verbindung mit ihrem Mutterlande, welche nur durch Schiffe erhalten werden konnte, die wiederum einen Hafen erforderten, machte London zum Sitze der Macht, während Winchester die Hauptstadt des Landes und der Vergnügungsaufenthalt der herrschenden Familie blieb. Hier sah sich William der Eroberer[579] im Paradiese seiner Wünsche; denn seine Herrschsucht war kaum größer als seine Leidenschaft für die Jagd. In dieser alten Stadt, dem Königssitze von drei vorangegangenen Dynastien, erbaute er deshalb eine Veste, um die Eingeborenen in Zaum zu halten, und einen Palast, der an die nördliche Seite der Kathedrale stieß, wo noch jetzt Mauerreste sichtbar sind. Die Stadt lag in einem schönen, fruchtbaren Thale, von einem klaren Strome bewässert und von einer reizenden Landschaft umgeben, welche namentlich durch die wildreichen Waldungen von Hempage, Woolmer und New-Forest für ihn reizend war. In Winchester hielt er sich deshalb häufig auf, und eben so sein Sohn, William Rufus, der, wie erwähnt, auch hier begraben wurde, nachdem er durch Tyrrels Pfeil im New-Forest seinen Tod gefunden hatte. Hier auch wurde der königliche Schatz aufbewahrt, hier war lange Zeit die Münzstätte, und unter allen folgenden Königen, bis Edward III.[580], blühte die Stadt.

Noch manche merkwürdige Begebenheit ereignete sich in Winchester im Laufe der späteren Jahre. Hier mischte sich Alfreds Geschlecht mit der normännischen Dynastie durch die Verbindung Mauds[581], der Urenkelin Edmunds II., des letzten Königs aus sächsischer Linie, mit Henry I.[582] Hier

[576] Emma von der Normandie (engl. Emma of Normandy; 987–1052).

[577] Recte: Richard I., genannt Ohnefurcht (frz. Richard I de Normandie, genannt „Richard Sans-Peur“; ca. 935–996), seit 943 der erste Herzog der Normandie.

[578] Sven I. Gabelbart (dän. Svend Tveskæg; engl. Sweyn Forkbeard; ca. 965–1014), seit 986 König von Dänemark und am 25. Dezember 1013 zum König von England proklamiert, nachdem er König Æthelred (siehe hierzu S. 158, Anm. 562) vertrieben hatte.

[579] Wilhelm der Eroberer, auch Wilhelm der Bastard genannt (frz. Guillaume le Conquérant; engl. William the Conqueror; 1027/28–1087), seit 1035 als Wilhelm II. Herzog der Normandie und ab 1066 als Wilhelm I. auch König von England.

[580] Siehe hierzu S. 78, Anm. 250.

[581] Matilda von Schottland (eigentl. Edith; engl. Matilda of Scotland, genannt „Good Queen Maud“; 1080–1118).

[582] Heinrich I. (engl. Henry I; ca. 1068–1135), seit 1100 König von England.

hatte die sächsische Prinzessin ihre Jugend im Kloster verlebt und bereits den Schleier genommen, hier wurde sie vermählt, und hier fand sie, nach einem an Frömmigkeit und Wohlthaten reichen Leben, ihr Grab. Hier focht ihre Tochter, die Kaiserin Mathilde[583], Wittwe Heinrichs V.[584] von Deutschland, die heißen Kämpfe gegen Stephen[585], während deren der größere Theil der Stadt, mit zwanzig Kirchen, dem königlichen Palaste und mehreren Klöstern, eingeäschert wurde, und Mathilde selbst das Leben nur mit großer Mühe rettete. Hier ließ sich Richard I.[586] (Löwenherz), nach der Rückkehr vom Kreuzzuge und seiner langen Gefangenschaft in Deutschland, zum zweiten Male krönen; und hier sah das ganze Land die Schmach und Entehrung seines verächtlichen Bruders John[587], welcher, nach Bedrückungen und Erpressungen jeder Art, und nachdem er thörichter Weise in einem Streite um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury sich gegen den Papst Innocenz III.[588] aufzulehnen versucht hatte, von Letzterem in den Bann gethan, knieend an der Kirchpforte in Winchester um Vergebung seiner Sünden bitten und fortan das Reich als ein Lehen vom Papste empfangen mußte.

Auch die meisten der folgenden Könige und Königinnen besuchten Winchester, und hielten hier Festlichkeiten oder Parlamentsversammlungen. Henry III.[589] wurde hier geboren, und trug davon den Beinamen Winchester; Henry IV.[590] feierte hier seine Vermählung mit Joan von Bretagne[591], und Henry VI.[592], der unglückliche Monarch, welcher später seines Thrones beraubt und im Gefängnisse kaltblütig ermordet wurde, besuchte die Stadt, um die Einrichtung der berühmten Wykehamschen[593] Schulanstalt näher kennen zu lernen und die von ihm in Eton gegründete danach zu bilden. Auch Henry VIII.[594] stattete mit Kaiser Karl V.[595] von Deutschland hier einen Besuch ab, und verweilte mehrere Tage, um die Alterthümer, Klöster und religiösen Anstalten des Ortes in Augenschein zu nehmen. Später erschien er noch einmal, aber in anderer Absicht. Es geschah, um daselbst, wie in allen anderen Theilen des Reiches, die Klöster und Kapellen aufzuheben und ihre Güter zu konfisciren. Von jener Zeit an begann Winchesters Verfall. Die verlassenen Gebäude wurden niedergerissen oder sanken in Trümmer. Die werthvollen, aus dem Alterthume herrührenden Denkmäler der Frömmigkeit, die Geschenke Egberts und Ethelwolfs, des großen Canut und seiner Gemahlin Emma, wurden fort geschleppt und in den Schmelztiegel geworfen, um ihren Metallwerth zu gewinnen, und sämmtliche Andachtshäuser ihrer Kostbarkeiten beraubt.

---

583 Matilda (engl. Maud; 1102–1167), seit 1110 in erster Ehe mit Kaiser Heinrich V. (s. u.) verheiratet.

584 Heinrich V. (1081 o. 1086–1125), seit 1106 römisch-deutscher König und ab 1111 römisch-deutscher Kaiser.

585 Stephan von Blois (engl. Stephen of Blois; frz. Étienne de Blois, 1092 o. 1096/97–1154), seit 1135 König von England.

586 Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England.

587 Johann Ohneland (engl. John Lackland, eigentl. Jean Plantagenêt; 1167–1216), von 1199 bis 1216 König von England.

588 Innozenz III. (eigentl. Lotario dei Conti di Segni; ca. 1160–1216), seit 8. Januar 1198 Papst.

589 Heinrich III. (engl. Henry III; 1207–1272), seit 1216 König von England.

590 Heinrich IV. (engl. Henry IV; ca. 1366–1413), seit 1399, nachdem er Richard II. (1367–1400; ermordet) entthront hatte, König von England.

591 Johanna von Navarra (engl. Joan of Navarre; ca. 1368–1437); sie war in erster Ehe mit Johann IV. (breton. Yann IV; frz. Jean IV de Bretagne; 1339–1399), seit 1365 Herzog der Bretagne, verheiratet gewesen, bevor sie 1403 Heinrich IV. (s. o.) ehelichte.

592 Heinrich VI. (engl. Henry VI; 1421–1471; wohl ermordet), von 1422 bis 1461 und erneut von 1470 bis 1471 der letzte König von England aus dem Haus Lancaster

593 William von Wykeham (1324–1404), seit 1366 Bischof von Winchester; dort hatte er 1382 das noch heute bestehende Winchester College gegründet.

594 Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

595 Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Die spätere Geschichte dieser schönen alten Stadt bietet nur traurige Bilder. Unter der Herrschaft Maria's, der Blutigen[596], und ihrer Schwester Elisabeth[597] waren hier die wichtigsten Ereignisse nur Religionsverfolgungen und Hinrichtungen um des verschiedenen Glaubens willen. Jakob I.[598] machte Winchester zum Schauplatze der schmachvollen Verurtheilungen Sir Walter Raleighs[599] und der Lords Cobham[600] und Grey[601], in denen dieser Pedant und Tyrann unter dem Vorwande angeblicher Verschwörungen nur seine Privatrache zu nehmen suchte. Sein unglücklicher Sohn Karl I.[602], der für die niedrigen, ihm vom Vater eingeflößten Regierungsgrundsätze büßen mußte, wurde, ein trauriges Bild gefallener Größe, nach der entscheidenden Schlacht von Naseby[603] als Gefangener und ein dem Tode Geweihter durch Winchester transportirt. Bald darauf erschien Cromwell[604], und ließ die Spuren zurück, welche auch hier, wie an so vielen anderen Orten, bis auf den heutigen Tag erkennbar sind. Das königliche Schloß wurde auf seinen Befehl in die Luft gesprengt, die Befestigungen der Stadt, so wie viele Kirchen und öffentliche Gebäude, niedergerissen, und die Kathedrale seinen Truppen als Pferdestall überwiesen, wo sie ihren puritanischen Eifer durch Zertrümmern der Monumente und gemalten Fensterscheiben und Verstümmeln der steinernen Heiligenbilder kund gaben. Sein Sohn Richard Cromwell[605] dagegen, welcher die Neigung des Vaters, mit einem Panzerhemd unter den Kleidern und zwei Pistolen unter dem Kopfkissen zu schlafen, nicht theilte, und deshalb weislich das Protektorat niederlegte, zog sich nach Winchester zurück, und erreichte hier, von dem nachfolgenden Könige Karl II.[606] unbelästigt, das hohe Lebensalter von achtzig Jahren. Letzterer, – wie schließlich zu erwähnen ist, – gewann für die Stadt eine eben so große Vorliebe, wie sie die sächsischen und normännischen Könige gehegt hatten, und ließ auf den Fundamenten des alten von Oliver Cromwell zerstörten Schlosses einen neuen Palast erbauen, welcher, so weit er überhaupt vollendet worden, noch jetzt steht, und von ihm und seiner Maitresse, der Herzogin von Portsmouth[607], oft bewohnt wurde.

Gegenwärtig gewährt Winchester einen von dem, was es früher war, sehr verschiedenen Anblick. Die ehemalige Pracht ist verschwunden, das bewegte Leben und Treiben eines königlichen Hofhaltes ist verstummt, und die glänzende Hauptstadt ist zu einem stillen, geräuschlosen Landstädtchen herab gesunken, das trauernd der vergangenen Größe gedenkt. Aber wohin man sich in den Straßen wendet, überall begegnen dem Auge Gegenstände, welche von dem hohen Alterthume des Ortes zeugen, – hier eine massive, mit Epheu überwachsene Pforte, und dort der spitze Giebel eines ehemaligen Hospitals oder gothische Thüren, welche in verfallene Gebäude führen, die einst Klöster oder Paläste waren, jetzt aber Wohnungen der ärmsten Bürger sind. Hohe Gartenmauern und andere weite Umzäunungen stehen verödet, und Nischen, mit antiken Figuren der Heiligen, alte Denksteine, in den Mauern neuerer Gebäude angebracht, und Trümmer zerstörter Kapellen zeigen sich dem Blicke. Wenn man die in grader Richtung von Osten nach Westen laufende Hauptstraße verfolgt, und das alte, massive, normännische Thor erreicht hat, gewahrt man dicht neben demselben, auf einem kleinen Hügel stehend, die Kapelle

---

[596] Maria I. Tudor (engl. Mary I; 1516–1558), seit 1553 Königin von England und Irland.

[597] Elisabeth I. (engl. Elizabeth I; 1533–1603), seit 1558 Königin von England.

[598] Jakob I. (engl. James I; 1566–1625), seit 1567 als Jakob VI. König von Schottland und ab 1603 als Jakob I. König von England und König von Irland.

[599] Sir Walter Raleigh (1552 o. 1554–1618; hingerichtet).

[600] Hiermit dürfte Thomas Wyatt d. J. (engl. Sir Thomas Wyatt the Younger; 1521–1554; hingerichtet), ein Neffe von George Brooke, 9th Baron Cobham (ca. 1497–1558) gemeint sein, der im Januar 1554 eine Erhebung gegen Maria I. Tudor (siehe hierzu S. 162, Anm. 596) anführte.

[601] Henry Grey, 1st Duke of Suffolk, 3rd Marquess of Dorset (1517–1554; hingerichtet).

[602] Karl I. (engl. Charles I; 1600–1649; hingerichtet), seit 1625 König von England, Schottland und Irland.

[603] Am 14. Juni 1645.

[604] Oliver Cromwell (1599–1658), Lordprotektor von England, Schottland und Irland.

[605] Richard Cromwell (1626–1712), vom 3. September 1658 bis zum 25. Mai 1659 Lordprotektor von England, Schottland und Irland.

[606] Karl II. (engl. Charles II; 1630–1685), König von England, Schottland und Irland (durch die Monarchisten am 30. Januar 1649 ausgerufen; Thronbesteigung nach der Wiederherstellung der Königswürde am 29. Mai 1660).

[607] Louise Renée de Penancoët de Kérouaille, Duchess of Portsmouth (1649–1734).

des heiligen Stephan, welche früher die Schloßkapelle war, jetzt aber als Gerichtslokal benutzt wird. Ihr Aeußeres ist unscheinbar, desto schöner aber das Innere, an dessen einer Wand eine große runde Tafel hängt, angeblich König Arthurs Tafel, der, den britischen Minstrels[608] zufolge, hier seinen Hof gehalten haben soll, – eine Sage, deren Ungrund[609] jedoch einleuchtet, da Winchester, wie historisch nachgewiesen, schon unter seinem Vater, Uther Pendragon, von den Sachsen eingenommen worden war. In geringer Entfernung von der Kapelle befindet sich der Palast Karls II., ein schwerfälliges Gebäude im griechischen Style. Es steht auf den Fundamenten des von William dem Eroberer sechs Jahrhunderte früher erbauten Schlosses, das Zeuge mancher blutigen That gewesen war. Hier, zum Beispiel, mußte, nachdem Königin Isabelle[610], mit ihrem Buhlen Mortimer[611], ihren unglücklichen Gemahl Edward II.[612] besiegt hatte, der Schädel des ehrwürdigen Grafen von Winchester[613], der beinahe neunzig Jahre lang in Tugend und Rechtschaffenheit gewandelt hatte und der treue Anhänger seines rechtmäßigen Fürsten geblieben war, auf Befehl des grausamen Weibes über der Schloßpforte bleichen. Aber einen noch schrecklicheren Anblick muß es gewährt haben, als Edmund von Woodstock[614], Graf von Kent, Edwards II. eigener Oheim, nachdem er für die Treue gegen seinen Monarchen und Blutsverwandten zum Tode verurtheilt worden war, von Morgen bis Abend auf dem Schaffot vor dem Portal des Schlosses stand, weil keine Hand zu finden war, die das Henkeramt an ihm verrichten wollte, bis sich endlich ein gemeiner Verbrecher, um sein eigenes Leben zu retten, dazu bereit erklärte. Rechts vom Thore erhebt sich der St. Katharinen-Hügel, mit Spuren eines ehemaligen römischen oder britischen Lagers. Hier wurde der mächtige sächsische Graf Waltheof[615] auf Befehl Williams des Eroberers enthauptet, weil er den Versuch gemacht hatte, das normännische Joch abzuschütteln, und viele Jahrhunderte lang blieb der Hügel aus diesem Grunde ein heiliger Ort für die sächsische Bevölkerung.

Mitten in der Stadt erhebt sich ihre größte Merkwürdigkeit, die ehrwürdige, schon im siebenten Jahrhundert von Kinegils und seinem Sohne Kenewalch[616] erbaute Kathedrale, deren getreues Abbild der vorstehende Stahlstich gibt. Wer durch den Haupteingang auf der nördlichen Seite den Kirchhof betritt, kann sich eines feierlichen Eindrucks beim Anblicke dieses alten, majestätischen und von heiliger Stille umgebenen Gotteshauses nicht erwehren. In Mitten einer stillen Stadt belegen, herrscht hier die tiefste Stille, während die zahlreichen Grabsteine, welche den grünen Rasen bedecken, und die hohen Lindenbäume den Fremden willkommen zu heißen scheinen, der sich diesem Tempel und Ruheplatze so vieler Generationen naht.

Die Kathedrale ist reich an Sehenswürdigkeiten, deren Aufzählung jedoch nicht in unserem Plane liegt; nur einige derselben mögen schließlich Erwähnung finden. Beim Eintritt durch das mittlere Portal kommt man dicht an der Stelle vorüber, wo Alfreds Gebeine, Anfangs im „Newan Mynstre“ beigesetzt, einige Zeit ruhten, bis sie nach der auf Hyde Meadow erbauten Abtei gebracht wurden. Im östlichen Theile der Kirche befindet sich die Kapelle, in welcher Maria die Blutige ihre Verbindung mit Philipp II.[617] von Spanien schloß, und der Stuhl, auf dem sie bei dieser Gelegenheit saß. Eine einfache, im Fußboden liegende schwarze Marmortafel bezeichnet hier auch das Grab des im New-Forest getödteten Königs William Rufus. Vor dem Hochaltare, auf beiden Seiten desselben, gewahrt man sechs Kisten,

---

[608] Engl. minstrel, eine mittelalterlicher Spielmann und Sänger in England, der in Diensten eines Adeligen stand.

[609] „falsches gerücht“ (DWG, Bd. 24, Sp. 1031); hier im Sinne von Unwahrheit verwendet.

[610] Isabelle de France (engl. Isabella of France; ca. 1295–1358), seit 1308 mit Eduard II. (siehe hierzu S. 163, Anm. 612) verheiratet.

[611] Roger Mortimer, 1st Earl of March (1287–1330; hingerichtet), seit 1326 Regent von England.

[612] Eduard II. (engl. Edward II; 1284–1327), seit 1307 König von England.

[613] Hugh le Despenser, 1st Earl of Winchester (1261–1326; hingerichtet).

[614] Edmund of Woodstock, 1st Earl of Kent (1301–1330; hingerichtet).

[615] Waltheof (1050–1076; hingerichtet), Earl of Northumbria und der letzte angelsächs. Earl.

[616] König Kenewalch (2. Hälfte des 7. Jhd.s).

[617] Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (siehe hierzu S. 161, Anm. 595) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

welche, auf schönen Pilastern[618] ruhend, die Gebeine mehrerer sächsischen Fürsten enthalten, die in den mit der Kathedrale früher häufig vorgenommenen Veränderungen und Umbauten in Gefahr geriethen, zerstreut zu werden, und deshalb, wie eine Aufschrift sagt, schon im zwölften Jahrhundert von dem Bischof de Blois gesammelt und in diese Kisten niedergelegt wurden. Es sind die Ueberreste von Kinegils, Kenewalch, Ethelwolf, Alfreds Vater, Edmund, Alfreds Sohn, Königin Emma, Canuts Gemahlin, und Prinz Edred[619], dem jüngsten Sohne Edwards des Bekenners[620]. – Der bauliche Zustand der Kathedrale ist im Ganzen noch gut, so daß dieses merkwürdige Denkmal einer längst vergangenen Zeit noch manches Jahrhundert überdauern kann.

Du Bois.

[618] Flach aus der Wand hervortretender, in Fuß, Schaft und Kapitell gegliederter Pfeiler (von lat. pila, Pfeiler).

[619] Eadred (923–955), seit 946 König von England; er war allerdings der Sohn von Eduard d. Ä. (siehe hierzu S. 158, Anm. 559).

[620] Eduard der Bekenner (altengl. Ēadpeard Andettere; engl. Edward the Confessor; ca. 1004–1066), seit 1042 König von England.



WINCHESTER CATHEDRALE

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 191-193.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [167]f.

Bielefeld.

„Hie Welf! – Hie Waiblingen[621]!" Dieser laute Schlachtruf des deutschen Mittelalters, – der jetzt nur noch in federspitzigen diplomatischen Noten durch die deutschen Kabinette geht – erscholl seiner Zeit auch über die braunen Strohdächer, unter denen die wackern Webersleute des freundlichen Lutterthals in der Grafschaft Ravensburg (im alten Wessego-Gau), schon seit lange mit ihrer Hände Geschick den weitausreichen den Ruhm ihrer Gewebe zu Faden geschlagen hatten. Auch durch die Prosa der Leinen-Industrie spinnt sich der buntschillernde Faden der Romantik. Schwer und blutig waren die Kämpfe, die von der starken Veste Sparrenburg bis hinab in das Thal, bis in den Herd der stillen und fleißigen, wohlhabenden und geehrten, scharf bedrängten Stadt Bielefeld sich hinzogen: die Kämpfe zwischen dem Grafen Ravensberg, dem Waiblinger, und dem Grafen von der Lippe, dem Welfen. – Schon hatte dieser das Löwenbanner seines erlauchten Freundes Heinrich[622] auf einem Thurme der Veste des Sparrenberges aufgepflanzt, als der Ravensberger wieder anstürmte, den Feind vertrieb, das Löwenbanner abriß und die Fahne mit den „Sparren" seines Wappens aufpflanzte. Die dadurch so getaufte Sparrenburg schaut jetzt nur noch in schönen Trümmern in das reiche, gesegnete Thal und hinüber zu den waldigen Ausläufern des Teutoburger Waldes. Ein neuerer Theil der Burg dient als Gefängniß.

An diese kriegerischen Erinnerungen reihen sich noch andere, jenen Ereignissen gleich nachfolgende, Kämpfe an: Im Jahre 1204 nahm Hermann von Ravensberg[623] auch Theil an dem Kriege, den wieder deutsche Fürsten auf deutschem Boden mit einander führten: an dem Kriege zwischen Otto IV.[624] und Philipp von Schwaben[625]; der Ravensberger kam dadurch in Kampf mit dem kriegerischen Bischof Hermann von Münster[626] und seine Stadt mußte schwer darunter leiden. Der Bischof belagerte und eroberte sie, ließ ihre Mauern niederreißen und sich ein eigenthümliches Denkmal von ihren Bürgern errichten: sie mußten allen in der Nähe der Stadt prangenden Eichen die Köpfe abschla-

---

621 Siehe hierzu S. 144, Anm. 489.

622 Der Welfe Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern.

623 Heinrich von Ravensberg († nach 1176) war zusammen mit seinem Bruder Otto († ca. 1170) Graf von Ravensberg.

624 Der Welfe Otto IV. (ca. 1175–1218), seit 1198 (unangefochten jedoch nur von 1208 bis 1211) römisch-deutscher König und seit 1209 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

625 Der Staufer Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

626 Hermann von Katzenelnbogen (ca. 1135–1203), seit 1174 als Hermann II. Bischof von Münster.

gen. Die guten Bürger trösteten sich indessen nach guter deutscher Art mit dem Gedanken, daß es so doch immer noch besser sei, als wenn es ihre eigenen Köpfe wären. Und trotz all dieser erlebten Drangsale trat Bielefeld 1270 dem großen Hansabunde als reiche und berühmte Stadt hinzu, sendete es schon damals seinen Flachs, seine Gewebe und sein Garn weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Im Jahre 1287 bestätigte Graf Otto III.[627] der Stadt bedeutsame Privilegien; wohl dieselben, welche später unter dem ehrwürdigen Titel: „Bürgersprüche“ gedruckt erschienen. Sie wurden 1326 auf’s Neue bestätigt von Otto IX.[628], zugleich mit dem Stadtrecht, das Bielefeld schon früher von Münster angenommen hatte. Des höchsten Aufschwunges erfreute sich die Stadt aber im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, wo ganze Schaaren tüchtiger Weber der Niederländer vor dem Drucke Philipps II.[629] und seiner zwei Nachfolger[630] flohen, sich theilweise in Bielefeld niederließen und hier die Weberei in solchen Flor brachten, daß dieselbe wetteifern konnte mit Gent, Antwerpen, Brügge und anderen weltberühmten Weber-Orten. Bielefelds „Schleier“ oder „klare Leinewand“ wurden immer stärkere Gewebe seines Wohlstands. Jetzt versendet die mit 10,000 fleißigen Einwohnern bevölkerte Stadt nur an feinem Hemdenleinen und Damast jährlich 70,000 Stück; abgesehen von dem übrigen gröberen Leinen und von seinem reichen Versandt an Flachs und Garn. Außerdem blühen noch Fabriken in Seide, Leder, Tabak etc. –

An den Ursprung Bielefelds knüpft sich eine romantisch-heilige Sage aus dem Jahre 704, vom heiligen Sceibertus[631], doch ohne allen historischen Grund. Andere Forscher leiten den Namen Bielefeld her von den „Bielen“, Beilen, womit die ersten Begründer den Wald fällten, auf dessen Boden sie ihre Wohnungen bauten. Wieder Andere behaupten, er käme von dem alten Heidengötzen Biel[632] her, der hier verehrt sei, und schließlich sagt man: die bei Gründung Bielefelds schon vorhanden gewesenen „Bielen-Höfe“ hätten dem neuen Orte den Namen gegeben. Akten des Klosters Corvei sprechen von einer Schenkung „Bilenfeldes“ an das Kloster unter seinem Abte Adelgar[633] im neunten Jahrhundert; aber von wem die Schenkung herrühre, ist uns nicht bekannt geworden. – In wissenschaftlicher und religiöser Richtung hat Bielefeld zwei bedeutende Männer gestellt: Gobelin Persoen[634], 1414 als Dekan angestellt; ein feuriger, gelehrter Vorbote der Reformation, und Hermann Hammelmann[635], 1552 Prediger an der Kollegienkirche der heiligen Maria, ein tüchtiger Vorkämpfer der Reformation. – Besondere Merkwürdigkeiten, Kunstgegenstände und Bauten hat Bielefeld keine, wenn man nicht die Grabmäler einiger Ravensbergischen Herrschaften und Paderborner Bischofe in der gothischen Kirche St. Maria dahin rechnen will. Sehr schön und geschmackvoll aber sind die Parkanlagen des Johannisbergs, und von ihm wie vom Sparrenberg aus, hat man eine köstliche Aussicht auf den wohlthuend freundlichen Ort, auf seine weiten, lachenden Bleichen, auf die rothschimmernden Dächer seiner Weberhäuschen in der Vorstadt und fernhin auf die hügeligste fruchtbare abgeschlossen durch träumerisch aufsteigende Waldeshöhen, die uns magnetisch hinziehen zu den Tannen des Teutoburger Waldes.

A. Schloenbach.[636]

---

627 Otto III. (ca. 1246–1305), seit 1249 Graf von Ravensberg.

628 Recte: Otto IV. (ca. 1276–1328), seit 1306 Graf von Ravensberg.

629 Siehe hierzu S. 163, Anm. 617.

630 Philipp III. (span. Felipe III; 1578–1621), seit 1598 König von Spanien und des dazugehörigen Weltreiches; als Filippo II König von Sizilien und Neapel, sowie als Filipe II König von Portugal und als Filippo II König von Sardinien.

631 Der angelsächs. Missionar Suitbert (ca. 637–713), Gründer und erster Abt des Klosters Kaiserswerth.

632 Hiermit dürfte die kelt. Gottheit Belenus gemeint sein.

633 Adalgar († 876), seit 856 Abt von Corvey.

634 Der Paderborner Historiker und Kirchenreformer Gobelin Person (1358–1421), der ab 1411 im Bielefelder Marienstift wirkte.

635 Hermann Hamelmann (1526–1595), der als Reformator Westfalens gilt.

636 Siehe hierzu S. 77, Anm. 248.



BIELEFELD

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 193f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [29].

Aus dem Glarnerland[637].

Rechts am Westende des Wallensee's[638] erschließt sich das Felsenthor eines kleinen, verhältnißmäßig wenig besuchten, aber an Naturschönheiten und Interessantem nichts desto weniger sehr reichen Landes. Die Linth entströmt demselben, um ihre geschiebereichen Fluthen in das Seebecken zu wälzen. Ein weiches, dunkles Grün bekleidet die Thalsohle und zu beiden Seiten steigt eine schroffe, gewaltige Gebirgswelt auf. Die engen Thalräume wimmeln von einer emsig thätigen Bevölkerung, die, weil der beschränkte Boden zu ihrer Zahl in großem Mißverhältniß steht, sich zumeist industrieller Thätigkeit hingibt.

Der heilige Fridolin[639], der Apostel der Thalschaft, den das Land noch heute im Wappen führt, hatte im zehnten Jahrhundert die von ihm gegründeten Kolonien seinem Kloster Säckingen geschenkt. Das uralte Geschlecht derer von Tschudi verwaltete das Meieramt. Oesterreich aber verschaffte sich Einfluß, dann Gerechtsame und zuletzt Herrschaft über das Glarnerland, und schickte seine Ritter als Vögte desselben. Bündnisse mit den freigewordenen Waldstätten der Eidgenossen sollten nicht geduldet werden; vielmehr suchten sie die Thalleute zu Leibeigenen zu machen. Darob brach der gerechte Unwille aus. Quer durch's Thal bauten die Glarner eine Schutzmauer, deren Reste noch zu sehen sind, verbanden sich unter einander und wagten im Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht den ungleichen Kampf. Am 9. April 1388[640] trieben die in Eisen gewappneten Heere der Ritter das armselige Hirtenhäuflein über seine Schutzmauer zurück, und drangen mordend und sengend nach des Thales Tiefe vor. Die armen Glarner gaben den Tag für verloren. Da stießen 30 Schwyzer zu ihnen, echte Söhne der Freiheit voll Muth und Kraft; die riefen aufs Neue zu den Waffen, stellten sich mit den gesammelten Glarnern auf und empfingen den heranziehenden Rittertroß mit einem Hagel von Steinen und Felsstükken, Schrecken und Verderben verbreitend, wie eine Lauine[641]. Unordnung kam in die schwerfälligen Truppen und als die Vorderen zurückdrängten, warf sich die Nachhut auf die Flucht – 1700 Gewappnete lagen erschlagen am Boden. So rettete Glarus seine Unabhängigkeit.

Und dieser klassische Kampfesboden ist zugleich so reich an Majestät und Anmuth, an Gletschern und Alpen, an wilden Felsen und sanften Weiden, an rieselnden Quellen und donnernden Wasserfällen,

---

637 Der Kanton Glarus.

638 Der Walensee.

639 Der ir. Glaubensbote Fridolin von Säckingen († 538).

640 Die Schlacht bei Näfels.

641 Veraltete Schreibweise für Lawine.

wie kein zweiter in der Schweiz. Unser Bildchen, der Brumbach[642] (oder Braunwaldbach), ist nur ein blindlings herausgegriffenes Stück aus dieser wundervollen Welt. Möge es den Leser einladen, dieselbe mit eigenen Augen zu schauen, wozu wir ihm als kundigsten Führer unseres Landsmannes Berlepsch[643] neues Reisehandbuch empfehlen.

Der Brumbach, aus der Vereinigung der Gewässer der Braunwaldalp gebildet, gehört weniger den imposanten als den malerischen Wasserfällen an. Er drängt sich durch eine enge umbuschte Felsschlucht hinab und löst, eine Menge kleiner Wasserfälle bildend, sich theilweise in silbernen Staub auf. In der Nähe des reizenden Stackelberger Bades[644] rauscht er in die Linth.

[642] Brummbach.

[643] Siehe hierzu S. 15, Anm. 35.

[644] Bad Stachelberg.



Der BRUMBACH
BEIM STACHELBERGER BAD.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 195-198.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [276]-280.

Der päpstliche Palast in Ferrara[645].

Ferrara ist eine italienische Stadtleiche, ein verödeter mittelalterlicher Kultursitz, der, trotz seiner 26,000 Einwohner, auf den Fremden den Eindruck der Verlassenheit hervorbringt. Einst war es in diesem an herrlichen Palästen und schönen Bauten noch jetzt reichen Platze anders, als der päpstliche Palast von Ferrara noch von den Herzogen von Este bewohnt wurde und Palazzo ducale[646] hieß. In diesem Palast spiegelt sich das Schicksal der ganzen einst so bedeutenden Stadt und eines guten Theils Italiens. Als die Herzöge von Este noch in ihm hausten, war er ein Sitz mittelalterlicher Pracht, zugleich aber auch ein Zufluchtsort der Musen, die hier die Leier Ariosts[647] und Tassos[648] stimmten. Damals zählte Ferrara unter die reichsten, größten und schönsten Städte Italiens und hatte eine Bevölkerung von 100,000 Seelen. Seine Lage in einer Niederung des Po ward von der betriebsamen Bevölkerung jener Zeit dazu benutzt, seine Umgebungen durch zahlreiche Kanäle und kunstvolle Wasserleitungen in einen Garten zu verwandeln. Herrliche Olivenwälder, immergrüne Wiesen, von Getreide strotzende, mit Reben umrankten Ulmen durchzogene Felder umflochten die volkreiche Stadt mit einem freundlichen Kranz. Jetzt umlagern sie endlose Sümpfe, deren giftige Ausdünstungen Fremde und Einheimische als schleichende Fieber überfallen. In dem stolzen Fürstenschloß von Ferrara fand der vom Papste verfolgte, unsterbliche Dichter Tasso gastliche Aufnahme. Ihm zum Unheil schlug sein Herz zu laut für die schöne Fürstin Eleonore[649]. Anstatt vor der neuen Gefahr zu fliehen, sog sein Auge sehnsüchtiges Entzücken an der hohen Frauengestalt, der von den Huldgöttinnen kein Reiz, keine Anmuth versagt war. Das ward als ein Bruch des Gastrechts angesehen, und die Eifersucht warf den unglücklichen Dichter in den Kerker, wo er von 1579–86, acht lange Jahre, schmachtete. Ob er, als seine Glieder Ketten umklirrten, das Haus Este und seinen prunkenden Hofstaat zu Ferrara verflucht? Fast sollte man es, wenn man jetzt Ferrara betrachtet, glauben, denn man wird da unwillkürlich an Uhlands[650] herrliches Gedicht: „Des

[645] Ital. Castello Estense.

[646] Ital., herzoglicher Palast.

[647] Der Dichter Ludovico Ariosto (1474–1533).

[648] Der ital. Dichter Torquato Tasso (1544–1595); seine ‚Verhaftung' (in Wirklichkeit war er in das Arcispedale Sant'Anna eingewiesen worden) hatte nichts mit der hier unterstellten Zuneigung zu Eleonara d'Este (s. u.) zu tun, sondern war aufgrund einer Hofintrige sowie tatsächlich vorgefallener verbaler Übergriffe (die Zeitgenossen sprechen von Wahnsinn) erfolgt.

[649] Eleonora d'Este (1515–1575).

[650] Siehe hierzu S. 34, Anm. 92.

Sängers Fluch“[651] erinnert. Mit der Herrlichkeit des Fürstenglanzes nahm es auch bald ein Ende, denn schon 1598 riß der habgierige Papst Klemens VII.[652] das Herzogthum Ferrara an sich. Was ist Fürstenherrschaft gegen die Willkür und Vergewaltigungssucht der Pfaffenwirthschaft! Wer je die trostlose Einöde der römischen Campagna betreten und ihren Fieberhauch geathmet, der, aber nur der vermag zu beurtheilen, was es heißt, unter dem Krummstab des Papstkönigs zu leben. Unwillkürlich summen Einem da die Worte der heiligen Schrift von der Wüste, durch die der böse Geist irrt[653], in die Ohren. Der Tyrann soll noch geboren werden, der es verstünde, mit den römischen Papstkönigen um die Wette Land und Leute zu verderben. Seit 1598 haben sich die blühenden Gefilde um Ferrara in Sümpfe verwandelt, seitdem sind die stolzen Paläste dort verfallen und haben ihren Glanz mit dem Moder der Ruinen vertauscht, seitdem ist die Bevölkerung der einst so lebhaften Stadt von 100,000 auf 26,000 Seelen herabgesunken. Ein Reisender, der Ferrara 1850, als es noch kein Königreich Italien gab, besuchte, schildert den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht, mit den kurzen Worten: „Die Mönche und die vermummten Mitglieder frommer Brüderschaften, die mir während meines mehrstündigen Aufenthaltes in Ferrara in Schaaren zu Gesicht kamen, rechne ich gerade nicht zu den Sehenswürdigkeiten. Es schien mir in der That hier Alles einen so entschieden geistlichen Anstrich zu haben, daß ich mich einigermaßen wunderte, daß der Schaffner des Eilwagens kein Abbate und der Postillon kein Kapuziner war.“[654] Der geistliche Anstrich der Stadt verhinderte, nach demselben Reisenden, übrigens nicht, daß die Umgegend und namentlich die Straße nach Bologna von Raubgesindel wimmelte. Das Brigantaggio ist ja hauptsächlich eine Frucht der Pfaffenwirthschaft, und ohne daß Rom die Hauptstadt Italiens ist, wird es auch in den unglücklichen neapolitanischen Provinzen kein Ende nehmen, in welche der fromme Antonelli[655], dessen Oheim bekanntlich selbst ein Räuberhauptmann war, die mit dem St. Peterspfennig[656] bezahlten und ausgerüsteten Briganten schickt. Und wie viele dumme deutsche Michel steuern noch heutigen Tages zum St. Peterspfennig bei! Im vergangenen Jahre erst ist es der Regierung des Königreichs Italien und der großen patriotischen Hingebung der Nationalgarde gelungen, die Räuberbanden, die zwischen Ferrara und Bologna ihr Wesen trieben, auszurotten. Wo die Pfaffenwirthschaft und der Despotismus solche Erbschaft hinterlassen, da braucht man sich nicht zu wundern, daß nun nicht gleich Italien das gelobte Land werde. Mit dem Kanonendonner von Solferino[657] hat Ferrara seine neueste Epoche begrüßt, indem es das päpstliche Joch abschüttelte. Seitdem ist der ursprünglich herzoglich estensische, dann päpstliche Palast das Stadthaus geworden, auf dem die Trikolore mit dem Kreuze von Savoyen[658] lustig flattert. Der Fluch des Dichters ist gesühnt, ein neues Leben erwacht, das Leben gesetzlicher Freiheit, das den Segen der Arbeit kennt und die unter der langen Geistesknechtung in Sümpfe verwandelten Felder wieder in blühendes, fruchtbares Land verwandeln wird. Ich sagte, daß Ferrara jetzt eine Stadtleiche sei. Aber der göttliche Hauch, der die Wiedergeburt Italiens zu Stande gebracht[659], beginnt doch schon die

---

[651] Eine Ballade von Ludwig Uhland (siehe hierzu S. 34, Anm. 92) aus dem Jahre 1814, die erstmals veröffentlicht wurde in „Gedichte […]“ (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung 1815), S. 335-337.

[652] Recte: Clemens VIII. (eigentl. Ippolito Aldobrandini; 1536–1605), seit 2. Februar 1592 Papst; er hatte 1597 Ferrara als vakantes Lehen beansprucht.

[653] Mt 12,43.

[654] Zitat aus dem von August Ludwig Rochau (1810–1873) verfaßten Werk „Italienisches Wanderbuch. – 1850–1851. – […]. Erster Band“ (Leipzig: Avenarius & Mendelssohn 1852), S. 118.

[655] Der Kardinalstaatssekretär Giacomo Antonelli (1806–1876), am 11. Juni 1847 zum Kardinal erhoben. Um die Herrschaft Franz’ II. (1836–1894) als König „Beider Sizilien“ zu stützen, hatte er 1860 an der gemeinsamen Grenze mit Neapel das Räuberunwesen begünstigt (dieses Vorgehen wurde allerdings nicht durch den Peterspfennig finanziert).

[656]Lat. Denarius Sancti Petri; als Peterspfennig bezeichnet man bis auf den heutigen Tag eine Geldsammlung unter kath. Gläubigen, die als Ausdruck der Verbundenheit der Gläubigen mit dem Papst gilt; der Zweck ist die Unterstützung der apostolischen und karitativen Arbeit des Papstes.

[657] Schlacht am 4. Juni 1859 im Sardinischen Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich und dem Königreich Sardinien-Piemont und dessen Verbündeten Frankreich, in der letztere den Sieg davontrugen.

[658] Der ‚frischgebackene‘ König von Italien, Viktor Emanuel II. (ital. Vittorio Emanuele II di Savoia; 1820–1878), entstammte dem Haus Savoyen.

[659] Mit der Gründung des Königreichs Italien (ital. Regno Italia) am 17. März 1861.

ersten galvanischen Zuckungen neuen Lebens in ihr wieder hervortreten zu lassen. Die Eisenbahn[660] verbindet Ferrara jetzt mit Ancona und führt ihm vom Meere neuen frischen Verkehr zu. Da, wo das Dampfroß der Lokomotive schnaubt, setzen sich die Keime zu neuem Emporblühen städtischen Lebens schnell an. Die Klöster sind bereits zum Theil in Kasernen verwandelt oder werden zu Fabrikanlagen benutzt, und ihre früheren Bewohner sind, wenn sie nicht mit der mageren Pension aus der *Cassa ecclesiastica* (Kirchenkasse) fürlieb zu nehmen für gut finden, gezwungen, irgend einen nützlichen Berufszweig zu ergreifen. Mit der Entvölkerung der Klöster geht die Entvölkerung der Gefängnisse Hand in Hand, denn die öffentliche Moral hebt sich überall, wo die Asyle gottseligen Nichtsthuns, die das Sprüchwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ nur zu sehr bewahrheiteten, aufgehoben werden. Wann wird erst das letzte Kloster auf deutschem Boden geschlossen werden? Italien ist uns jetzt schon in manchen Stücken voraus, und doch hatte ein Theil der traurigen Majorität des deutschen Parlaments zu Frankfurt am Main im Jahre 1848 die Stirn, Italienern und anderen Völkern das Recht freier nationaler Existenz abzusprechen. Deutschland hat den Fluch jener wahnwitzigen Aussaat in den traurigen Reaktionsjahren bitter einernten müssen. Und doch gibt es immer noch genug deutschthümelnde sogenannte Großdeutsche[661], die davon phantasiren, die nichtdeutschen Völkerschaften Oesterreichs mit Hülfe des Korporalstocks und ähnlicher Kulturmittel zu germanisiren[662]. Nur Bedientenseelen können wünschen, Andere zu knechten, der für die Freiheit reife Mann gönnt Jedem das gleiche Recht. Gebe Gott, daß wir Deutsche den Schlachtruf Garibaldi’s[663]: „Solidarität aller Völker“ annehmen und uns nicht länger von offiziellen und offiziösen Scribenten bethören und im Interesse des dynastischen: *divide et impera*[664] zum Prügelknecht anderer Nationen gebrauchen lassen. Deutschland wird nur dann frei und einig werden können, wenn es sich an die italienische und slavische[665] Bewegung anschließt, statt dieselbe und in ihr sich selbst zu bekämpfen. – In Ferrara residirt jetzt auch, wie in den meisten italienischen Städten, ein *Comitato di soccorso della libera stampa* (Hülfscomitée der freien Presse), das ein Kapital durch regelmäßige freie Beiträge sammelt, um damit eine gänzlich unabhängige Presse zu unterstützen und ihr jene reichen Fonds zu Gebote zu stellen, über welche sonst nur offiziöse Blätter verfügen. Diesen *Comitati di soccorso della libera stampa* verdankt Italien seine wahrhaft freie Presse, die trotz eines Ministers Rattazzi[666], der gar gern den Bismark[667] Italiens gespielt hätte, sich nicht einschüchtern läßt in ihrem beständigen Kampfe für größere Ausdehnung der Volksrechte und baldige Ergreifung der Initiative zur gänzlichen Einigung der Nation. Diese *Comitati* lassen aber auch aus ihren Vereinsmitteln Bücher drucken, die sich besonders zur Belehrung und Aufklärung des Volkes eignen, oder unterstützen Buchhändler, die sich der Herausgabe und Verbreitung solcher Bücher widmen. Auch das verdiente in Deutschland nachgeahmt zu werden. Es würde die sicherste Garantie für wahre Freiheit der Presse sein, über deren Bedeutung Sheridan[668] im englischen Parlament sich einst in den treffenden Worten ausließ: „Lieber kein Parlament, lieber keine Ministerverantwortlichkeit und kein Steuerbewilligungsrecht, aber

---

[660] Ferrara war mit der Eröffnung der Strecke Bologna-Ferrara am 26. Januar 1862 an das Eisenbahnnetz angeschlossen worden, über das nun via Bologna auch Ancona erreicht werden konnte.

[661] Die ‚Großdeutschen‘ strebten im Gegensatz zu den ‚Kleindeutschen‘ ein Deutschland unter Einbeziehung der der dt. Länder Österreichs an, während letztere – zum Großteil dezidiert prot. gesinnt – für ein Deutschland unter Führung Preußens und unter Ausschluß Österreichs kämpften.

[662] Das ‚Deutschtümeln‘ und die Germanisierung von Bevölkerungsteilen fremder Zunge (z. B. Polen) waren eine ausgesprochene ‚Spezialität‘ der ‚Kleindeutschen‘ und den ‚Großdeutschen‘ (s. o.) weitgehend fremd bzw. wurden von diesen wegen Erfolglosigkeit (z. B. Tschechen) frühzeitig aufgegeben.

[663] Der Protagonist der ital. Einheitsbewegung Guiseppe Garibaldi (1807–1882); der nachfolgende Ausspruch wird ihm zugeschrieben.

[664] Lat.: „Teile und herrsche!“

[665] Der des sog. Panslawismus, eine zu Beginn des 19. Jhd.s entstandene Form des romantischen Nationalismus, der als politische Bewegung die kulturelle und politische Einheit aller slawischen Völker Europas zum Ziel hatte.

[666] Urbano Rattazzi (1808–1873), vom 3. März bis 8 Dezember 1862 erstmals ital. Ministerpräsident.

[667] Der preuß. Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Otto von Bismarck-Schönhausen, ab 1865 Graf von Bismarck-Schönhausen, ab 1871 Fürst von Bismarck, ab 1890 auch Herzog zu Lauenburg (1815–1898).

[668] Der ir. Dramatiker Richard Brinsley Sheridan (1751–1816).

eine freie Presse, denn mit dieser würden wir uns gar bald alle anderen Freiheiten zu erringen im Stande sein."[669] –

Wer Ferrara besucht, möge nicht unterlassen, das Haus Ariost's und sein jetzt in der öffentlichen Bibliothek ausgestelltes marmornes Grabmal zu besuchen. Wem es aber gelüstet, den Kerker Torquato Tasso's kennen zu lernen, muß dem Armenhospital[670] einen Besuch abstatten. Wenn er dann wieder durch die schönen, marmorgedielten Säle des alten Herzogsschlosses pilgert, erscheint ihm vielleicht das Bild der holdseligen Eleonore, das einst einen Dichter bezauberte und von dem man längst nicht mehr wissen würde, daß es so schön gewesen, wenn ein Tasso nicht seinetwegen in die Nacht des Kerkers gestiegen wäre, in jene Nacht, in der das schöne Italien so lange lag. Doch nun dämmert ja das helle Morgenlicht über dem herrlichen Land, das bald neuer Waffenklang durchrauschen wird, denn die letzten Schlachten müssen geschlagen werden, um die Pforten Roms zu öffnen und Italien in Wahrheit zu einigen.

Eduard Rüffer[671].

[669] Der Ausspruch von Richard Brinsley Sheridans (s. o.) Parlamentsrede des Jahres 1810 lautet in einer Variante folgendermaßen: „Give them a corrupt House of Lords, give them a venal House of Commons, give them a tyrannical prince, give them a truckling court, and let me have but an unfettered press, I will defy them to encroach a hair's-breadth upon the liberties of England. / Gebt ihnen ein korruptes House of Lords, gebt ihnen ein käufliches House of Commons, gebt ihnen einen tyrannischen Prinzen, gebt ihnen ein unterwürfiges Gericht, und laßt mir nur eine ungehinderte Presse, ich werde ihnen entgegentreten, sobald sie auch nur geringfügigst in die Freiheiten Englands eingreifen." (2. Variante: „Give me the liberty of the Press, and I will give the Minister a venal House of Peers; I will give him a corrupt and servile House of Commons; I will give him the full swing of the patronage of office; I will give him the whole host of ministerial influence; I will give him all the power that place can confer upon him to purchase submission and overawe resistance; and yet, armed with the liberty of the Press, I will go forth to meet him undismayed / Gebt mir die Freiheit der Presse, und ich werde dem Minister ein käufliches House of Peers geben; ich werde ihm ein korruptes und unterwürfiges House of Commons geben; ich werde ihm umfängliche Ämterpatronage gewähren; ich werde ihm die ganze Macht ministeriellen Einflusses verleihen; ich werde ihm alle Macht übertragen, die ihm dieser Ort verleihen kann, um Unterwerfung zu kaufen und Widerstand zu brechen; und dennoch, bewaffnet mit der Freiheit der Presse, werde ich ihm unverdrossen entgegengehen.").

[670] Torquato Tasso (siehe hierzu S. 172, Anm. 648) wurde im Kloster Sant'Onofrio al Gianicolo in Rom beigesetzt.

[671] Siehe hierzu S. 42, Anm. 122.



Der PÄPSTLICHE PALAST in FERRARA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 198f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 147-149.

Kloster-Ruine Walkenried.

Der romantische Gefühlsluxus und die religiöse Traumseligkeit lieben es wohl noch heute, an alten Klostergeschichten, an alten verwitterten Klosterruinen sich in ein lebhaftes Echauffement[672] zu versetzen. In ein sehr ungesundes, in ein sehr unberechtigtes Echauffement, dünkt uns. Jede einigermaßen gebildete Geschichtsauffassung wird den wirklichen Lichtseiten im Mönchsthum ohne Zaudern und Widerspruch gerecht werden; gewogen aber und verglichen mit der weitüberragenden Summe ihrer Nachtheile, kann über die Beurtheilung jener Institution nicht der leiseste Zweifel bei einem denkenden Kopfe obwalten. In der Rohheit und Barbarei der ersten Epoche des Mittelalters waren die Klöster in der That ein nicht zu unterschätzen des Moment der humanen Civilisation, der Kulturentwickelung überhaupt. Mit dem Emporkommen indeß der Städte und des freien Bürgerstandes hatten diese Anstalten ihre Mission erfüllt, und ihr weiterer Fortbestand war geradezu ein Anachronismus, ein direktes Auflehnen gegen die Forderungen des geänderten Zeitgeistes. Mit dem 13. Jahrhundert werden die Klöster – hier oder dort eine vereinzelte erfreuliche Ausnahme immerhin zugestanden – Alumnate[673] für den monopolisirten Müssiggang, Pflanzstätten für Vergehen, Leidenschaften und Laster, welche so zahlreich, arg und schreiend, daß dieselben der Nimbus des erborgten Heiligenscheins, in den die Schwarz- und Braunkutten sich geraume Zeit vor den Augen der großen Masse sehr geschickt zu hüllen verstanden, nicht mehr zu decken vermag. In dem Urtheil wird schwerlich Uebertreibung oder Irrthum mit unterlaufen: was in der ersten Hälfte des Mittelalters durch Klöster und Mönche Gutes und Anerkennenswerthes gewirkt war, in der zweiten Hälfte der Epoche ist an eben diesen Stätten mehr als das Hundertfache zusammengesündigt worden, um jene bessern Leistungen aufzuheben und völlig in Vergessenheit zu bringen. Entartet, zu Herbergen aller Thorheiten einer irre gehenden Vernunft herabgesunken, legen die Klöster, als die Reformation ihre Mauern und Riegel öffnete, ein sprechendes Zeugniß für jene große geschichtliche Wahrheit ab, welcher eine erhöhte Beachtung oft auch in unsern Tagen zu wünschen wäre, für die Wahrheit, daß jeder Versuch, eine aus gelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam fest zuhalten, jedes Unternehmen, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, gleichviel von wem oder auf welchem Gebiete der Versuch unternommen wird, nothwendig unterliegen und scheitern muß.

[672] Frz., Erwärmung; hier im Sinne von emotionaler Anteilnahme.

[673] Eigentl. eine schulische Einrichtung mit Internat (von lat. alumnus, Schüler, Zögling), hier jedoch allgemein im Sinne von Ausbildungsstätte gebraucht.



WALKENRIED

Unsere Illustration zeigt die Trümmer eines Klosters, welches seiner Zeit eine reiche, stolze Hochburg der mittelalterlichen Hierarchie gewesen. Walkenried, am südlichen Rande des Harzes malerisch gelegen, war ein im 12. Jahrhundert erbautes Cisterzienserkloster, weit und breit berühmt, und von uns noch jetzt angestaunt wegen seiner kolossalen und prachtvollen Mauer-Fragmente, den Ueberresten einer der schönsten und größten Kirchen, die der Orden in Deutschland besaß. Die Herrlichkeit dauerte nicht lange; die Stürme des Bauernkrieges, später des 30jährigen, rüttelten auch an dem stolzen Bau zu Walkenried, und ließen nichts als jene Ruinen, die der Landschaft heutzutage als eine anmuthige Staffage dienen.

Thad. Lau[674].

[674] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 217-225.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [204]-210.

Tromsö[675] in Lappland.

Dem Südländer wird es schwer, zu glauben, daß hier oben, innerhalb des Polarkreises, in geringer Entfernung von dem nördlichsten Punkte der Erde, sich noch Menschen finden, welche mit aller Macht der Heimathsliebe an ihrer so öden Scholle kleben, welche mit Lust jene nördlichen Breiten ihre Heimath nennen. Zu seiner noch größeren Verwunderung findet er aber, daß diese Leute nicht blos Normannen sind, welche unter jener Zone geboren und groß geworden, sondern zum Theil Leute, die in dem schönen Süden Skandinaviens, ja die in England, in unserm blühenden Deutschland ihre Kindheit verlebten. Und noch merkwürdiger: nicht blos Männer befinden sich dort oben wohl und glücklich, auch Frauen gewöhnen ein und finden dort eine zweite Heimath. Wir können uns recht wohl denken, daß der Gewinn, der in jenen Gegenden leicht zu erlangen ist und in den meisten Fällen den Südländer an jene nordischen Gestade treibt, Viele ein so ungewohntes Leben ohne Murren ertragen läßt; wir wissen aber auch, daß Viele von Denen, die erst des Geldes wegen dahin gingen, später durch die Reize der Natur, sowie durch die Eigenthümlichkeit des Lebens im hohen Norden festgehalten wurden.

Die hochnordischen Städte selbst sind wohl schwerlich geeignet, den Menschen mit festen Banden an sich zu fesseln; denn gerade das, wodurch sie sich von den südlicher gelegenen unterscheiden, ist nicht danach angethan, Geist und Gemüth zu erfreuen. Die verwöhnte Nase einer Landratte will sich gar nicht wohl fühlen an einem Orte, dessen Atmosphäre mit den widerwärtigsten Düften aller Art geschwängert ist; dem Südländer will es nicht recht behagen, daß er bei jedem Schritt von einem ewigen Fischgestank zu leiden hat, daß er im Sommer aller Orten große Fässer brodeln sieht, in denen die Leber der gefangenen Fische fault, Gerüche verbreitend, die sich schon fast auf eine Viertelmeile fühlbar machen können: ihm will mit einem Worte das ganze Getreibe, welches sich um nichts Anderes dreht, als um Fischfang und Fischhandel, nicht gefallen; und so gemüthlich und hübsch die hölzernen Häuser auch eingerichtet sind, so vortrefflich man versteht, Behaglichkeit im Innern des Hauses zu erzielen und der Strenge des Winters und seiner langen Nacht durch behäbig eingerichtete Wohnungen entgegen zu treten: er wird doch nicht daran glauben, daß er dort oben jemals eingewöhnen, jemals sich zufrieden fühlen könne.

Dem Reisenden, welcher im Sommer die größeren Wohnsitze in Lappland nur flüchtig berührt, ist gewöhnlich das ganze Herz voll von all der Pracht der Fjorde, von den Felswänden mit ihren Gletschern und den rauschenden Wasserfällen, und von den Sonnenstunden in stiller Mitternacht, kurz, von der ganzen Sommerherrlichkeit da oben; er vergißt darüber fast die Leiden, welche der Sommer mit sich bringt; aber schwer will er glauben, daß auch der Winter Freuden bieten könne. Und doch ist gerade der Winter für die dort Eingebürgerten die hohe Zeit des Jahres. Unserer Vorstellung wird es freilich schwer, sich in das eigenthümliche hochnordische Leben hinein zu denken, wenn der Winter einzieht und die Alles ausgleichende Schneedecke Verkehrsstraßen öffnet, welche früher nicht betreten werden konnten; wenn das schnelle Rennthier den leichten Schlitten bis tief in das Innere des merkwürdigen Landes

[675] Norweg. Tromsø; nordsam. Romsa.

bringen kann; wenn alle Küsten sich beleben von den im Binnenlande zerstreut lebenden Bewohnern; wenn die Fischerbarken alle Fjorde, Buchten und Sunde erfüllen; wenn die Lappen[676] herniederkommen zum Meeresstrand und hier das eigenthümliche, nomadische Leben mitten unter ein Volk von hoher Bildung bringen; wenn der Wölfe hungrige Schaar die einzelnen Gehöfte umheult und das Nordlicht knisternd seine Strahlenbündel zum Himmel schießt, die düstere, lange Nacht erhellend und die fehlende Sonne wenigstens gewissermaßen ersetzend. Und wenn wir uns noch so hübsch, mit noch so glühenden Farben die Jagd und ihre Freuden ausmalen; wenn wir im Geiste dem muthigen Normann folgen, welcher mit dem ersten Schnee sich anschickt, dem Meister Petz nachzuspüren oder die Wölfe einzukreisen; wenn wir im Geiste den raschen Skyläufern folgen, wie sie dahingleiten über die trügerische Schneedecke, die so gleichmäßig aussieht und doch ganze Schluchten überdeckt; wenn wir uns die ganze große Winterherrlichkeit noch so schön denken: wir sind nicht im Stande, uns alle ihre Freuden und alle ihre Schrecken auszumalen; wir sind nicht fähig, zu begreifen, daß gerade dieser Winter ein Mannesherz mit vollster Seele erfassen und ihm so recht ein Hochgefühl der Freude erwecken kann – eine Freude darüber, daß der Mensch dennoch der Strenge des Klima's Trotz bieten, daß er die Natur, ungeachtet ihrer Furchtbarkeit, auch hier beherrschen kann. Solche Gefühle mögen, nein, sie müssen es sein, welche die Leute in Lappland festhalten, auch nachdem sie Das erlangt haben, wonach sie strebten, auch nachdem sie reich geworden sind. Uns sind viele reiche, sehr reiche Normannen bekannt, die in Ueberfluß leben könnten in jeder Stadt des Südens ihres schönen Landes, und die doch niemals diesen schönen Süden mit ihrem Norden vertauschen mögen. So schlimm also, wie wir es uns denken, kann es im hohen Norden nicht sein, selbst wenn das Haus, das Dörfchen oder die Stadt schon tief innerhalb des Polarkreises liegen sollten.

Unsere Abbildung zeigt uns die Hauptstadt Finnmarkens[677], wie die Norweger den ihnen zugehörigen Theil von Lappland nennen. Tromsö liegt beinahe unter dem 70. Grade nördlicher Breite. Nur drei Städte Norwegens, ja der ganzen Erde, liegen noch um ein Unbedeutendes nördlicher als sie: Vadsö[678], Vardehus[679] und Hammerfest; Tromsö ist neueren Ursprungs, es wurde erst Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet. Seinen Namen erhielt es von der Insel, auf welcher es liegt. Dieses Eiland hatte, schon ehe man daran dachte, hier eine größere Stadt anzulegen, eine gewisse Berühmtheit. König Hakons[680] Sohn[681] errichtete um 1240 da oben, in der blos dann und wann von einigen nomadisirenden Lappen besuchten Gegend, eine Kirche zum Gebrauche einiger Bjarmen[682] oder Anwohner der untern Dwina[683], welche, vor den Mongolen geflüchtet, nun in Norwegen eine freundliche Aufnahme und neue Heimath gefunden und das Christenthum angenommen hatten. Diese Kirche mag die Ursache gewesen sein, daß man gerade hier eine Stadt anlegte; denn es hält an der ganzen Westküste Norwegens nicht eben schwer, einen günstigen Platz zur Anlage eines neuen Wohnsitzes zu finden, und so hätte man wohl auch eine andere Stelle wählen können, als gerade die Insel Tromsö, welche durch einen ziemlich seichten, die Schifffahrt etwas behindernden Meeresarm vom Festlande getrennt ist. Dagegen ist in anderer Hinsicht die Lage eine vorzügliche. Tromsö, die Insel nämlich, liegt zwischen der großen Wallfischinsel oder Hvalö[684] und dem Festlande. Hvalö hält zunächst den Anprall der aus dem Eismeere hereintosenden Wogen auf und gewährt den zwischen ihr und dem Festlande sich erhebenden Eilanden ruhige und stille Küsten und somit auch Tromsö einen sichern, wenig von Stürmen oder hohem Wellenschlag beunruhigten Hafen. Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß Tromsö sich in der

[676] Siehe hierzu S. 28, Anm. 72.

[677] Siehe hierzu S. 28, Anm. 73.

[678] Vadsø (kven.-sam. Vesisaari).

[679] Die Festung Vardøhus (norweg. Vardøhus festning).

[680] Håkon I. der Gute (norweg. Håkon den Gode Adelstensfostre; ca. 918–959), seit 933 König von Norwegen.

[681] Harald II. Graumantel (norweg. Harald 2. Gråfell; † 970).

[682] Ein finnisch-ugrischer Volksstamm der Wikingerzeit; hier wohl historisierend für die Samen gebraucht.

[683] Wohl die Düna (lett. Daugava; poln, Dźwina; weißruss. Дзвіна Dswina; russ. Западная Двина Zapadnaja Dvina, „Westliche Dvina").

[684] Kvaløya, Walfischinsel (sam. Sállir).

kurzen Zeit von 60 Jahren nicht blos zur Hauptstadt Finnmarkens erhoben, sondern auch die entschieden wichtigste Handelsstadt ganz Lapplands wurde. Gegenwärtig mag der Ort wohl 4–5000 Einwohner zählen, größtentheils Normannen und nur zum kleineren Theil Finnen, oder, wie wir zu sagen pflegen, Lappen. Nach unsern Begriffen würde Tromsö freilich ein recht erbärmliches Städtchen sein, nach den Verhältnissen Lapplands aber ist es eine Hauptstadt in jeder Hinsicht, Hier wohnt der Amtmann oder Statthalter der Provinz; hier ist der Sitz der höchsten Behörde; hier lebt der Bischof; hier findet man die Konsuln fast aller seefahrenden Völker; hier haben sich sehr viele und wirklich reiche Kaufleute angesiedelt. Jetzt hat die Stadt sogar ein recht gutes Gymnasium[685] und eine besonders für Lappen eingerichtete Schule, in welcher vor nehmlich Lehrer erzogen werden, welche später Bildung und Gesittung unter ihre Landsleute verbreiten sollen.

Tromsö zieht sich auf der Westseite der Insel ungefähr 20 Minuten weit an der Meeresküste dahin und wird seiner ganzen Länge nach von einer freundlichen geraden Straße durchschnitten, die zu beiden Seiten saubere Holzhäuser zeigt. In der nächsten Nähe des Meeres wohnen die Kaufleute, und ihre Waarenhäuser schieben sich weit hinaus in das Meer, auf Pfählen ruhend, wie es in Norwegen üblich. So können schon ziemlich große Schiffe unmittelbar bis zu jenen Vorrathshäusern herankommen und ihre Ladungen dort mit Leichtigkeit löschen oder neue einnehmen.

Es ist anziehend und belehrend zugleich, diese Vorrathshäuser zu besuchen. Man lernt da mit einem Male alle Erzeugnisse des Nordens kennen. In dem einen Raum liegen Tausende von Rennthierdecken oder Rennthierfellen übereinander geschichtet. Ein anderer Raum ist erfüllt mit den Geweihen jener merkwürdigen Heerdenthiere Lapplands. Den ganzen untern Theil nehmen die hoch übereinander gestapelten Thranfässer ein, und die höheren Stockwerke sind angefüllt mit den im Winter gefangenen und im Sommer gedörrten Fischen, welche der Abfahrt harren, Wenn man einen solchen Fischsaal betritt, glaubt man in einen Holzstall zu kommen; denn genau so, wie bei uns die Reisigbündel übereinander geschichtet werden, liegen hier die halben Leiber des Dorsches ellenhoch[686] übereinander, je 30 bis 50 etwa auf einen Ballen gebunden. Größere Stücke und schwerere Päcke, die man wohl auch darunter findet, rühren nicht vom Dorsch, sondern von einem Haifisch her, welcher in Lappland zu gewissen Zeiten gefangen und gern genossen wird, in derselben Weise sogar, wie der Schweizer seinen Käse genießt, ohne weitere Zuthat, so zu sagen an der Stelle des Brodes. Die Nase wird natürlich nicht erbaut, wenn man durch jene Räume geht; denn der Stockfischgeruch ist hier nicht zum Aushalten, und die Thranfässer duften noch gerade fühlbar genug von unten herauf. Ein besonderer Theil der Niederlage ist noch den europäischen Erzeugnissen gewidmet, welche der Kaufmann als Tauschmittel haben muß. Wenn man dieses Lager mustert, wird man vielfach an die Beschreibungen erinnert, welche uns von den Kaufläden im äußersten Westen Amerikas gegeben werden. Hier ist Alles zu finden, was der gebildete, halbgebildete und nomadisirende Mensch braucht, von der Kleidung an bis zu den Bedürfnissen des Hauses, von den Werkzeugen bis zu den Waffen und Luxusgegenständen. Fischergeräthe und Nähnadeln, Segeltuch und kölnisches Wasser, Stiefeln und Cigarren, Tuch und Kurzwaaren der allerverschiedensten Art, Stühle, Tische, Spiegel und Bilder, Stricke und Käse, Fernröhre und Gänse- oder Stahlfedern, Papier und Uhren, Fensterglas und Wein, eiserne Oefen und Gebetbücher, Alles, Alles ist da, steht noch viel bunter durcheinander, als wir es hier aufführten. Die ganze Niederlage ähnelt einer Rumpelkammer im großartigsten Styl, dem Trödelmarkt einer großen Stadt. Der Kaufmann muß Alles haben, was nur gefordert werden kann; denn die Theilung des Gewerbes ist hier oben noch nicht eingeführt.

Leider bleibt unter allen Umständen der Branntwein einer der wichtigsten Handelsgegenstände, welche fast jeder Kaufmann führt. Zur Schande des Normanns sei es gesagt, daß der Händler in Finnland mit diesem höllischen Getränk nicht minder großes Unheil anrichtet, als der Amerikaner unter den Indianern. In Tromsö macht sich die Branntweinbarbarei allerdings weniger bemerklich, als in andern hochnordischen Städten Finnmarkens; dort ist es aber auch so, daß man dem Ekel, welchen man empfinden muß, unmöglich Worte geben kann. Bei weitem der größte Theil der Fischer, welche ihr Gewerbe regelmäßig in Finnmarkens Sunden und Fjorden betreiben, gehören der mongolischen Race an, d. h.

[685] Im Jahre 1833 war die Tromsø Middel- og Realskole eingerichtet worden.

[686] Die Elle maß in Europa in der Regel um die 60 cm.

sind Lappen oder Finnen. Diese Leute verdienen oft viel Geld und haben dann nichts Eiligeres zu thun, als die größte Menge desselben in Branntwein umzusetzen. Vor den Krambuden der Kaufleute liegt beständig ein Haufen Fischer in allen Zuständen der Trunkenheit. Man sieht hier den stillen wie den rasenden, den stummen wie den geschwätzigen Säufer, das Laster in seiner abscheulichsten Gestalt; man beobachtet häuslich tragische Auftritte der verschiedensten Art: Gattinnen, welche versuchen, ihren Gemahl von der Bude wegzuziehen, und andere, welche rüstig mit Theil nehmen an dessen Laster. Man bemerkt da die Hefe des Volkes, den gährenden Auswurf dieses Theiles der Menschheit so recht öffentlich zur Schau gestellt; aber immer fragt man sich schließlich, ob denn der Kaufmann, welcher den Weg zum Laster ebnete und öffnete, welcher seinen Reichthum dem Gelde der von ihm zu Grunde Gerichteten dankt, nicht noch eher ein Vieh genannt zu werden verdiene, als jene Säufer. Wir sahen mit Empörung an, wie einer dieser Herren Normannen die Trunkenen mit Füßen stieß und lappische Hunde oder Schweine schimpfte, und bemerkten mit wahrem Entsetzen, daß die beiden Töchter dieses wackern Herrn geschnörkelt und geputzt, pfauenstolz aus dem Hause traten und durch die Trunkenen hindurch in die Lasterhöhle gingen. Es erschien uns fast wie ein Hohn an der Menschheit, daß solche Frauenzimmer verächtlich auf das Laster schauen konnten, dem sie ihr üppiges Leben dankten; es kam uns in dem Augenblicke wirklich entsetzlich vor, hier Handel treiben zu müssen. Vor der einen Bude hatten sich schon mehre Lappen geradezu zu Tode gesoffen, aber eben der Besitzer dieser Bude war ein reicher Mann geworden. Er hatte arm angefangen und bald eingesehen, daß am Branntweinschank „Etwas zu machen sei“, – und er hatte auch wirklich Etwas gemacht; denn er hatte Hunderte zu Säufern und Lumpen gestempelt durch „sein Geschäft“! Die Regierung Norwegens hat von jeher sorgsam über das Wohl des Landes gewacht und alles Mögliche gethan, die Branntweinpest auszurotten; sie hat den Handel mit diesem Getränk unendlich erschwert: aber sie hat dabei freilich auf die Mithülfe ihrer gebildeteren und gesitteteren Unterthanen gerechnet. Und nicht umsonst! Viele Kaufleute erachten es unter ihrer Würde, sich mit jenem schmutzigen Geschäft zu befassen; Manche schenken dem Einzelnen nur so viel, als er braucht, um „sich den Magen zu erwärmen“; der edlere Theil des Handelsstandes bemüht sich reichlich, Gesittung und Bildung unter den Lappen zu verbreiten: aber freilich so brav sind nicht alle, welche Handel treiben. Und deshalb sieht noch heutigen Tages der Reisende in allen Städten Lapplands Nachtbilder, wie deren auch vor unsern Augen aufgeführt wurden.

Das öffentliche Leben in Tromsö bietet verhältnißmäßig sehr wenig. Jeder Normann geht ziemlich still seinen Geschäften nach. Das einzige Wirthshaus ist zu erbärmlich, als daß es zahlreiche Gäste herbeilocken könnte; Koncerte gibt es nicht, und Bälle werden nur in Privatwohnungen abgehalten. In kirchlicher Hinsicht geht es ebenfalls ziemlich still zu Das traurige Muckerthum[687], dieser Hohn an der gesunden Vernunft und an dem frischen fröhlichen Geist des Menschen, hat sich leider auch in Tromsö verbreitet und des beschränkteren Theiles der Lappländer so vollständig sich bemächtigt, daß die Gebildeten, die überhaupt das Pfaffengetreibe so viel als möglich meiden, sich mit Fug und Recht davon zurückziehen. Seit der erlangten Glaubensfreiheit haben sich auch die Katholiken, bezüglich die Jesuiten, angesiedelt und eine Kirche erbaut. Aber noch weit mehr Anhänger als sie haben die Mormonen gewonnen, trotz aller Schmähungen und Schimpfreden, die die Anhänger jener merkwürdigen Sekte auszuhalten haben. Von Tromsö aus gehen alljährlich Sendboten des Glaubens durch das ganze Land und bemühen sich redlich, jene störrischen Schafe auf die rechte Weide zu führen. Bezeichnend für die dortigen Zustände ist, daß sich der Glaubenseifer bereits zur Glaubensraserei gesteigert hat. Die Heiligen oder Stillen im Lande ermordeten vor einigen Jahren sämmtliche Ungläubige eines Dorfes[688], selbstverständlich in der guten Absicht, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So viel ist sicher, daß sich unsere Wupperthaler[689] und andere Mucker unter ihren eifrigen Glaubensbrüdern und Gesinnungsgenossen da oben sehr wohl fühlen würden! Doch dies nur beiläufig. Warum soll man die traurigen Verirrungen des zu gesundem Denken und Handeln berufenen menschlichen Geistes noch weiter verfolgen! –

Im Sommer leben die reicheren Bewohner Tromsö’s in ihren Landhäusern. Mancher unserer Leser wird den Kopf schütteln, wenn wir behaupten, daß es in Lappland Landhäuser gibt, und doch würden

[687] Eine im 19. Jhd. weit verbreitete Bezeichnung für pietistisch bzw. evangelikal ausgerichtete Protestanten.

[688] Es konnten keine Belege für obige Behauptung gefunden werden.

[689] Wuppertal war ein Zentrum der prot. Erweckungsbewegung.

wir keinen anderen Ausdruck finden können, um jener reizenden Sommerwohnungen zu gedenken, die oberhalb Tromsö in einem allerliebsten Birkenwalde gelegen sind. Noch vor ungefähr 20 Jahren war die ganze Insel mit einem ungepflegten Birkenwalde bedeckt, in welchem die Mücken, wie überall, das große Wort führten. Hübsche Partien an dem westlichen Gehänge der Insel, gerade über der Stadt, bewogen einige der reicheren Kaufleute, sich dort Lusthäuser zu bauen, und so entstand eine Sommerwohnung nach der andern. Grund und Boden ist billig in Lappland. Für wenige hundert Thaler kann man ein Gut kaufen, größer als bei uns ein Rittergut, aber auf dem ganzen Gute findet sich vielleicht kaum Ein Acker, welcher ohne besondere Schwierigkeiten in Wiese oder in Feld umgewandelt werden kann. Die Kunst hat auch in Tromsö jene Anlagen geschaffen, und man muß sagen, daß das Werk ein überaus dankbares gewesen ist. Denn die Anlagen von Tromsö sind nicht nur die schönsten, welche man in ganz Norwegen findet, sondern sie gehören zu den schönsten Anlagen überhaupt. Von den Erkern und Terrassen jener Landhäuser kann man gar prachtvolle Blicke thun auf das wild zerrissene Land gegenüber, mit seinen schwarzen Schluchten, den Gletschern, die von allen Höhen herableuchten, den Wildbächen, die sich über alle jene schwarzen Wände zur Tiefe ziehen, den lichten Birkenwäldern und dem wogenden Meere draußen. Man sieht auf Tromsö, welches von hier aus viel freundlicher und großartiger erscheint, als von der Seeseite; man sieht das immer rege Leben im Hafen vor sich, kurz, diese Landhäuser der in Lappland wohnenden normannischen Kaufleute bieten trotz ihrer Lage unter dem 70. Grad nördlicher Breite gar Vieles, was jedem anderen Landhause zur größten Zier gereichen würde.

Der Sommer zerstreut, der Winter vereinigt. Dies gilt auch für Lappland. Nur während der Tage des ewigen Sonnenscheins und der Mücken werden die beschriebenen Landhäuser bewohnt, im Winter lebt die ganze Bevölkerung unten in der Stadt, und namentlich die Kaufleute dürfen um diese Zeit ihre Geschäfte keinen Tag lang verlassen.

Es ist aber auch im Sommer nicht still um Tromsö. Der Hafen ist immer belebt. Von hier aus gehen alljährlich die kleinen stark gebauten Nordlandsjachten nach Spitzbergen, um die sorglos am Strande schlafenden Robben zu schlagen und den Eidergänsen, ohne Rücksicht auf ihr Gedeihen, die weichen Dunen unter dem Leibe wegzunehmen. Während des Winters haben sich jene Schiffe bei Tromsö mit dem Fischfange beschäftigt; sowie aber der Frühling hereinbricht, denken sie daran, ihre Jachten auszurüsten und stark zu bemannen, und in den ersten Tagen des Mai stechen sie in See und gehen nach den einsamen Inseln im Eismeer hinaus. Gewöhnlich kehren diese Leute erst im August oder September zurück, oft mit recht guter Beute, wenn auch jetzt die Eiderdunen bei weitem die Hauptsache ihrer Fracht ausmachen, während früher die Robbenfelle und der Thran alles Andere überwogen.

Tromsö ist gegenwärtig der Hauptort für den Eiderdunenhandel, welcher von ganz eigenthümlichen Verhältnissen beeinflußt wird und sehr wenig verbreitet ist. Doch auch so lange diese kleine Flotte abwesend ist, herrscht ziemlich reges Leben im Hafen. Vom Norden und vom Süden kommen Schiffe. Die nach Archangel[690] segelnden Fahrzeuge versehen sich hier mit allerlei Vorräthen. Die von Archangel kommenden und nach Norwegen bestimmten Schiffe gehen selten weiter, als bis nach Tromsö, Alljährlich erscheinen Fahrzeuge „von Archangels Werft“, welche Freiligrath[691] schwerlich gesehen hatte, als er sein reizendes Gedicht „Die Schiffe“[692] niederschrieb, Fahrzeuge, die noch an die kindischen Anfänge in der Schiffsbaukunst erinnern. Häßlich und ungestaltet sehen diese Tschunken[693] aus, kein Mast steht in Ordnung, der eine beugt sich nach links, der andere nach rechts, das Segelwerk ist nach Mongolen Art, verschroben, verwirrt, verkehrt. Die Planken des Schiffes sind – buchstäblich – mit Bindfaden oder mit Riemen an die Rippen gebunden; das Steuerruder hängt in hölzernen Angeln oder höchstens in solchen von Riemen. Von äußerem Abputz ist gar keine Rede, sondern ein ungewisses Grau überzieht das Fahrzeug vom Kiele bis zum Wimpel, vom Bug bis zum Stern. Die Herren Schiffsführer und Matrosen passen natürlich vollständig zu jenen Fahrzeugen. Sie tragen wahre Urbilder von russischen

[690] Archangelsk (russ. Архангельск, Archangel′sk, „Erzengelstadt“).

[691] Siehe hierzu S. 75, Anm. 241.

[692] Ein Seitenhieb Alfred Brehms (siehe hierzu S. 31, Anm. 78) auf Ferdinand Freiligraths (siehe hierzu S. 75, Anm. 241) romantische Beschreibung von Schiffen im obengenannten Gedicht: „Götter waren’s und Heroen! schlanke Weiber, bärt’ge Greise!“

[693] Dschunken, ein mehrmastiger Segelschiffstyp chines. Bauart.

Gesichtern zur Schau; sie zeigen uns den Tataren noch ohne jenen Firniß, welchen die Kultur, seitdem sie die ganze alte Welt beleckt, über jene asiatischen Gesichter gestrichen zu haben scheint; sie machen uns mit den Russen und russischem Getreibe derart vertraut, daß man glaubt, ein Zerrbild vor sich zu haben und gar nicht die helle, wahre Wirklichkeit. Diese Ungestalten von Fahrzeugen erscheinen regelmäßig im Sommer, gefüllt mit Mehlsäcken. Der Schiffer führt wohl auch etwas Geld, aber keineswegs zu viel davon bei sich. In den Häfen von Vadsö, Vardehus, Hammerfest und Tromsö werfen die Schiffe Anker, und nun beginnt ein reger, lebendiger Tauschverkehr. Gerade zur Zeit der Schifffahrt wird dem Sei[694], einem wohlschmeckenden Fisch, eifrig nachgestellt. Ganze Flotillen von Booten stechen in die See hinaus und kehren nach wenigen Stunden bis an den Rand gefüllt zurück. Am Strande angekommen, machen sich die Fischer sogleich darüber her, ihre Beute zu zerlegen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit zertheilen, zerschneiden sie mittelst weniger Schnitte den ganzen Fisch, zerwirken ihn, reißen die Leber heraus, welche besonders verwerthet wird und mehr gilt, als der ganze Fisch, und werfen das Fleisch in ein nebenstehendes Boot. Sowie dieses gefüllt ist, rudern sie zu den Russen heran und bieten diesen ihren Fang zum Kauf oder Tausch gegen Mehl an. In den meisten Fällen wird auch etwas Geld mit dazu verlangt und gewährt; denn der Fischer will dem Kaufmann, welcher dem Branntweingeschäft vorsteht, auch etwas zu verdienen geben. Gewöhnlich tauscht man gegen das einfache Gewicht Mehl das achtfache Gewicht Fische ein, und beide Theile sind natürlich mit dem Handel zufrieden. Die Fische werden, wie sie kommen, ohne alle Zubereitung im Raume des Schiffs niedergelegt, mit Salz dick bestreut und fest eingetreten – dazu tragen wahrscheinlich alle die russischen Schiffer ihre gewaltigen, steifen Stiefeln. Appetitlich mögen diese Fische sein, wenn sie dann bis Archangel hin ordentlich gefault und gar geworden sind.

Im Winter werden die russischen Schiffe durch die norwegischen er setzt, und dann sammelt sich auch hier das Volk der Fischer aus Nord und Süd: in jeder Bucht, in jedem Fjord wird dem Dorsch eifrig nachgestellt, und bald füllen sich alle Trockengestelle längs dem ganzen Ufer. Ein reges Leben herrscht dann in und um Tromsö. Die Lappen ziehen von den Bergen herab, um den Branntwein verheißenden Fischfang mit zu betreiben. Die Nomaden nahen sich mit ihren Rennthieren, deren Fleisch, Decke und Geweih jetzt am meisten werth sind. Die Rennthierzüge ordnen sich nach allen Theilen des innern Landes. Geschäftsreisende ziehen durch die schneeigen Wüsten bis nach Finnland hin, und überall gibt’s Arbeit und Geld in Hülle und Fülle.

A. Brehm[695].

---

[694] Der zur Familie der Dorsche (Gadidae) zählende Köhler bzw. Kohlfisch (Pollachius virens), vulgo Seelachs (schwed. sej).

[695] Siehe hierzu S. 31, Anm. 78.



MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 225f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 284.

Stein und Krems.

Wenn der Rhein an den Mauern dieser Schwesterstädte flösse, würden sie in allen Reisehandbüchern gerühmt sein und Touristen und Sommerfrischesuchende würden zu ihnen wallen, wie nach Königswinter oder St. Goar. Wer aber verläuft sich an die Donau? Und doch welche deutsche Landschaft könnte einem heiterer in die Augen lachen, als dies kleine unbeachtete Fleckchen, welches in unserem Bildchen eingerahmt ist, und von dem der Leser schwerlich mehr kennt, als daß das kremser Weiß[696] daher kommt! –

Stein und Krems liegen sich einander gegenüber, im Lande unter der Ens[697], und sind von rührigen, verschiedene Fabrikationen treibenden und Wein und Flachs bauenden Bürgern bewohnt, die in ihrer Abgeschiedenheit sich der unbegehrten Herrlichkeiten ihrer Natur und der Früchte ihres Fleißes erfreuen, und sich wahrscheinlich wohler dabei befinden, als die an der Heerstraße wohnenden und auf jedmöglichen Verkehrsnutzen jagdmachenden Leute am Rhein und anderswo.

696 Bleiweiß aus Krems.

697 Österreich unter/nieder der Enns, das heutige Niederösterreich.



STEIN und KREMS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 226-230.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 293-296.

Braunau[698].

Da, wo das schöne Böhmenland seine nordöstlichste Spitze nach Schlesien hinein erstreckt, fast im Mittelpunkte der Sudeten, zwischen dem adersbacher Steinwald[699] und Heuscheuergebirge[700] auf der einen Seite und dem Eulengebirge[701] auf der andern, durcheilt ein frischer, krystallreiner Gebirgsfluß, die Steina[702], in südöstlicher Richtung ein tiefes Thal, das an Anmuth und Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht. So still und friedlich liegt es da zwischen den himmelhohen grotesken Felsenmassen, daß es den Wanderer gemahnt wie ein Idyll des ewigen Dichters, dessen Gedanken Welten sind. – Seltsamer, furchtbarer Widerspruch der Natur und des Menschentreibens! Dieses lachende, blühende, heiligen Gottesfrieden athmende Thal war gleichwohl die Wiege eines der entsetzlichsten Kriege, welche die Erde entweiht und die Menschheit geschändet und zerfleischt haben.

Wer kennt nicht den Namen Braunau! Im Buche der Weltgeschichte steht er mit blutiger Schrift geschrieben, als ein Denkmal finstern Glaubenseifers, als ein schreckliches Warnungszeichen, wohin es führt, wenn der Mensch sich anmaßt, seines Bruders Gedanken zu richten und sein Gewissen zu zwingen. Fast in seiner Mitte, vier Meilen[703] oberhalb seiner Mündung in das Thal der östlichen Neisse[704] bei der preußischen Festung Glatz[705], erweitert sich das Thal, gleichsam um der Sonne Raum zu geben, daß sie hier alle Pracht und Ueppigkeit entfalte, deren die Natur in diesem Himmelsstriche fähig ist. Solche Stätten liebte und suchte von jeher eine Frömmigkeit, welche es verdienstlich fand, fern vom Geräusche der Welt und der Pflichten des Bürgers und der Familie ledig, zwischen stillen Klostermauern ein beschauliches Leben zu führen, unter dem Gewande der Entsagung, der Armuth und des Gehorsams sich behäbiger Fülle zu erfreuen und daneben auch die Süßigkeit des Herrschens zu kosten. Kein Wunder, daß diese Art Frömmigkeit auch in diesen lieblichen Winkel des frommen Böhmenlandes ihren Weg fand und sich hier ein Asyl gründete.

---

698 Stift Braunau (tschech. Broumov).

699 Die Adersbach-Weckelsdorfer Felsen (tschech. Adršpašsko-Teplické skály), eine Gruppierung von Sandsteinfelsen.

700 Ein Teil der Mittelsudeten (poln. Góry Stołowe; tschech. Stolové hory).

701 Poln. Góry Sowie, tschech. Soví hory, ebenfalls Teil der Mittelsudeten.

702 Tschech. Stěnava.

703 Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

704 Die Glatzer Neiße bzw. Schlesische Neiße (poln. Nysa Kłodzka; tschech. Kladská Nisa).

705 Poln. Kłodzko (tschech. Kladsko).



KLOSTER BRAUNAU
IN BÖHMEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Der Böhmenkönig Przemysl Otokar I.[706] schenkte diese Landschaft sammt dem benachbarten Gebiete von Polic an der Mettau[707] dem Benediktinerstift Brewnow[708] bei Prag, und nachdem zunächst in Polic ein Filialstift errichtet worden, wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Ansiedler in die Gegend berufen, die unter andern auch das schöne Thal der Steina anbauten und in seinem schönsten Theil ein Dorf gründeten, das sie Braunau nannten. Der bequemeren Verwaltung wegen erbauten die Aebte von Brewnow bald eine feste Burg im Orte Braunau, von wo aus ein Capitaneus[709] die zugehörige Besitzung verwaltete, bis im Jahre 1322 der brewnower Abt Bawor von Nectin[710] die Burg in ein besonderes Kloster von der Regel des heiligen Benediktus[711] verwandelte.

Man kann nicht anders sagen, als daß die geistlichen Herren von Braunau – die Aebte von Brewnow – für den Ort, aus dem das Kloster hervorwuchs, weidliche Sorge trugen. Aus dem Dorfe wurde bald eine Stadt, die sich mancher Freiheiten erfreute, besonders seit den Hussitenkriegen[712], wo die von ihrem Muttersitz flüchtigen Mönche von Brewnow in der Mitte der tapfern Braunauer sichern Schutz gegen die grimmen Rächer des Märtyrers von Konstanz[713] fanden. Da erkor der Abt von Brewnow Braunau zu seiner ständigen Residenz. Nun bestätigte sich auch hier das Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“: – Braunau wurde eine gar lustige Stadt, in der Handel und Gewerbe blühten, und im Wohlstand erblühte zugleich ein starker, freier Bürgersinn. Aber ein starkes, freies Bürgerthum und geistliche Macht können sich nicht lange mit einander vertragen. So war es auch hier. Dieselbe Bürgerschaft, die in den Hussitenkämpfen ihre geistliche Herrschaft mit Leib und Leben vertheidigt, sie konnte nicht auch den Ideen wehren, welche von Denen ausgingen, die sie mit dem Schwert bekämpft hatte. Die utraquistischen Lehren[714] fanden nach und nach ihren Weg in die Gemüther der Braunauer. Die Wahrnehmung von dem Umsichgreifen des ketzerischen Giftes unter seinen getreuen Unterthanen mochte es wohl sein, die im Anfang des 16. Jahrhunderts den gestrengen Abt Klemens III.[715] bewog, ihnen den Zügel zu kürzen, d. h. ihnen ihre Gerechtsame zu beschneiden. Der Prälat mochte sich dazu für berechtigt halten, weil die Gerechtsame ein Geschenk der geistlichen Herrschaft waren; die Bürger aber waren im Genusse der Freiheit zu dem Bewußtsein gekommen, daß dieselbe ein ihnen von Gottes und natürlichen Rechts wegen gebührendes Gut sei. Sie griffen zum Schwerte, belagerten die Abtei und zwangen den Abt zur Abdankung. So behaupteten sie ihr Recht. Dies geschah im Jahre 1506. Damals ging ein gewaltiger Freiheitsgeist durch ganz Böhmen, und als im benachbarten Sachsenlande durch Luther[716] ein vollständiger Bruch mit dem Papstthum vollzogen wurde, da gehörten die Böhmen zu den ersten und feurigsten Anhängern der neuen kirchlichen Freiheit. Auch die Bürger von Braunau wandten sich der Lehre Luthers zu, in der sie ein Prediger von apostolischen Gaben, Namens Salomon[717], voll freudigen Eifers unterwies. Die Kluft zwischen der katholischen geistlichen Herrschaft und den Braunauern wurde dadurch erweitert, zumal da die Aebte sie in der Ausübung des Gottesdienstes nach ihrem Bekenntniß auf alle mögliche Art zu hindern suchten. Beschwerend wandten sich die Bedrückten an König Rudolf[718]; der aber gab dem Abt Recht und wies den Prediger Salomon aus

---

706 Ottokar I. Přemysl (tschech. Přemysl I. Otakar; ca. 1155–1230), König von Böhmen aus der Dynastie der Přemysliden.

707 Politz a. d. Mettau (tschech. Police nad Metují).

708 Das Stift Breunau (tschech. Břevnovský klášter).

709 Mlat., der Graf.

710 Bawor von Netschetin (tschech. Nečtiny).

711 Der Einsiedler, Abt und Ordensgründer Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547).

712 Von 1419 bis 1436.

713 Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

714 Die hussitische Partei der Kalixtiner (tschech. kališníci; von lat. calix, der Kelch), die nach dem lat. Begriff für das Abendmahl in beiderlei Gestalt (communio sub utraque specie) auch Utraquisten genannt wurden.

715 Nicht ermittelt.

716 Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

717 Nicht ermittelt.

718 Rudolf II. (1552–1612), von 1572 bis 1608 König von Ungarn, von 1575 bis 1611 König von Böhmen, ab 1576 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und bis 1608 Erzherzog von Österreich.

Braunau fort. Da gingen die Braunauer hinaus auf die Dörfer, die nicht der geistlichen Herrschaft unterworfen waren, und hörten das Evangelium dort; bis sie sich ermannten, nicht nur einen neuen lutherischen Prediger zu sich zu berufen, sondern auch dem Abt zum Trotz eine neue lutherische Kirche zu erbauen. Der Abt klagte gegen die abtrünnigen Bürger beim König, dieser sprach ihnen als den Unterthanen einer katholischen Obrigkeit das Recht ab, eine Kirche zu haben, und befahl ihnen, die erbaute dem Abt zu übergeben; doch als der Befehl vollzogen werden sollte, griffen die Bürger – 105 Jahr nach jenem ersten Aufstand – abermals zu den Waffen und vertheidigten ihr Eigenthum, unterließen jedoch nicht, im Vertrauen auf ihr gutes Recht eine Deputation an den König abzusenden, um ihr Verhalten zu entschuldigen. In der Person des letzteren war aber inzwischen ein Wechsel eingetreten; an der Stelle Rudolfs saß dessen Bruder Matthias[719] auf dem böhmischen Throne; der ließ die braunauer Deputirten gefangen nehmen und in den „weißen Thurm“ des prager Schlosses setzen; nach Braunau wurden Kommissare entsendet, die lutherische Kirche zu schließen und die Häupter der Widersetzlichen einzuziehen.

Dieser Gewaltakt wurde in ganz Böhmen mit Entrüstung aufgenommen; denn drei Viertel der ganzen Bevölkerung waren protestantisch, und freie Religionsübung war im Lande ein feierlich verbrieftes Recht. Eine zweite, ähnliche Gewaltthat, verübt von dem prager Erzbischof[720] gegen die protestantischen Bewohner von Klostergrab[721] im Erzgebirge, schürte den Brand der Unzufriedenheit bei Volk und Ständen. Es kam zu sehr heftigen Erörterungen zwischen letzteren und der Krone, die endlich 1618 zu dem berühmten Fenstersturz[722] in Prag führten, welcher das Signal war zu dem dreißigjährigen Kriege.

Als ganz Böhmen sich von dem wortbrüchigen König losgesagt hatte, war für die Braunauer zunächst die Stunde der Genugthuung an der geistlichen Herrschaft gekommen. Sie zogen vor das Stift und belagerten es; der Abt rettete sich sammt seinen Mönchen durch nächtliche Flucht; das reiche Stift wurde zwei Tage lang geplündert, dann aber von der provisorischen Landesregierung, den Direktoren, säkularisirt und verkauft.

Bekanntlich aber dauerte die böhmische Freiheit nur kurze Zeit. Ihr folgte eine Reaktion, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht hat. Auch Braunau erlag dem allgemeinen Schicksal. Die Gegenreformation wurde hier mit derselben blutigen Strenge durchgeführt wie im ganzen Böhmenlande. Das Stift wurde wieder aufgerichtet, um aufs Neue über die Bürger zu herrschen. Noch einmal, lange nachdem der dreißigjährige Krieg ausgetobt hatte und Böhmen sich bereits von den Schlägen der Reaktion erholte (im Jahre 1680[723]) erwachte der alte böhmische Freiheitsgeist; die Bedrückungen des reaktionären Adels, der seit der Unglücksschlacht auf dem weißen Berge[724] allein noch herrschte, trieben die Bauern fast des ganzen Landes zur offenen Empörung; auch die Bürger von Braunau schlossen sich ihr an; allein ohne rechten Plan und tüchtige Führung, wurde sie bald durch die kaiserlichen Soldaten unterdrückt.

Seitdem erfreute sich Böhmen der „Ruhe eines Kirchhofs.“ Auch die Braunauer machten ihren geistlichen Gebietern das Regiment fürder nicht schwer. In sicherer Ruhe erholte sich das Stift und gelangte mit den Jahren zu nie vorher dagewesener Blüthe. Durch Schenkungen und Käufe erweiterte es seine Besitzungen und verbesserte seine inneren Einrichtungen.

[719] Matthias (1557–1619), seit 1608 als Matyáš II. bzw. Matija II. König von Ungarn und Kroatien, von 1611 bis 1617 ebenfalls unter dem Namen Matyáš II. König von Böhmen und ab 1612 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und Erzherzog von Österreich. Am 6. Juni 1617 war dann Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand II. (1578–1637), zum König von Böhmen erwählt worden.

[720] Johann Lohelius (tschech. Jan Lohel bzw. Jan z Lochenic; 1549–1622), seit 1612 Erzbischof von Prag.

[721] Tschech. Hrob; die dort 1611 erbaute reformierte Kirche wurde 1617 abgerissen.

[722] Hier ist der Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 gemeint (nicht der von 1419), bei dem aufständische Protestanten die habsburgische Statthalterschaft aus einem Fenster der Prager Burg warfen.

[723] Der Nordböhmische Bauernaufstand.

[724] Die Schlacht am Weißen Berg (tschech. Bitva na Bílé hoře) bei Prag am 8. November 1620, in der die böhm. Protestanten unter dem „Winterkönig“ (tschech. Zimní král) Friedrich V. von der Pfalz (tschech. Fridrich Falcký; 1596–1632; vom 26 August 1619 bis 8 November 1620 König von Böhmen) den kaiserl. Truppen unterlagen.

Im Jahre 1735[725] begann der unternehmende und wohlgesinnte Abt Othmar Zink[726] den Bau des großartigen Stiftsgebäudes, das sich auf unserm Bilde so majestätisch präsentirt. Mehr einem Fürstenschlosse ähnlich, als einem Sitze der Demuth und Entsagung, ragt es mit seinen imposanten, weithin glänzenden Massen hoch über die Gebäude der betriebsamen, namentlich Tuchmacherei treibenden Stadt empor. So gemahnt es wie ein stolzes Denkmal des Triumphes der alten Kirche über den freien Geist des Bürgerthums, und wer beim Anschauen dieser Pracht nicht das Wehen der neuen Zeit empfindet, der mag wohl ergrimmen über solchen Hohn gegen den Genius der Menschheit.

Das eigentliche Stiftsgebäude mit den Wohnungen des Abts und der Stiftsbrüder, den Refektorien, zwei Bibliotheken etc. wurde unter dem genannten Abt von dem prager Baumeister Dietzenhofer[727] ganz im Renaissancestyl[728] neu erbaut. Seine innere Ausstattung entspricht dem stattlichen Aeußern; alle Räume sind lichtvoll und groß, und ihre Ausschmückung ist zum Theil wahrhaft prächtig. An die Südseite des Stiftsgebäudes lehnt sich die doppeltgethürmte, dem heiligen Adalbert geweihte Stiftskirche, ebenfalls ein Renaissancebau von 80 Ellen[729] Länge und 27 Ellen Breite, dessen Inneres mit herrlichen Fresken von Steinfels[730], Stukkaturen und Vergoldungen bis zur Ueberladung geschmückt ist. Außerdem hat diese Kirche ein schönes Portal von Leisek[731] und unter andern Monumenten das stattliche Marmordenkmal des hier beigesetzten prager Erzbischofs Matthäus Ferdinand Zoubek von Bilenberg[732] († 1675). Auf der Nordseite des Stifts breitet sich der schöne Stiftsgarten aus, der nicht wenig zu den Annehmlichkeiten des Lebens in diesem Kloster beiträgt. Wir gönnen sie den frommen Brüdern, die jetzt ihrer sich erfreuen, von Herzen; aber indem wir Abschied nehmen von dieser Pracht in der todten Hand[733], ahnen wir, daß bald eine Zeit kommen wird, wo diese Gebäude und Schätze ganz andern Zwekken dienen werden, und wo das Bürgerthum im Städtchen, das jetzt so demüthig zu Füßen des Stifts liegt, das Haupt wieder höher tragen und von der klösterlichen Herrlichkeit nur noch wie von einer grauen Sage reden wird.

A. Peters[734].

[725] Der Umbau der Klosteranlage war in den Jahren 1728 bis 1738 durchgeführt worden.

[726] Othmar Zinke (1664–1738), seit 1700 Abt von Stift Braunau.

[727] Christoph (1655–1722) und Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689–1751).

[728] Im Stil des Barock!

[729] Siehe hierzu S. 182, Anm. 686.

[730] Johann Jakob Stevens von Steinfels (tschech. Jan Jakub Stevens Steinfels; 1651–1730).

[731] Der Prager Steinmetzmeister Kaspar Leisek (tschech. Kašpar Leisek; Lebensdaten nicht ermittelt).

[732] Matthäus Ferdinand Sobek von Bilenberg (tschech. Matouš Ferdinand Sobek z Bílenberka; 1618–1675), seit 1669 Erzbischof von Prag.

[733] Tote Hand (lat. Manus mortua) ist die rechtl. Bezeichnung für das Eigentum von Korporationen wie der Kirche oder Stiftungen an meist unbeweglichen Wirtschaftsgütern, die aufgrund des ursprüngl. Stifterwillens nicht wieder veräußert werden dürfen und somit vom Erbgang ausgeschlossen und dem Privatrechtsverkehr entzogen sind: im 19. Jhd. zumeist abschätzig für Klosterbesitz verwendet.

[734] Der Schriftsteller August Peters (1817–1864).

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 230f.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [254].

Der Schmadribach[735].

Zu den in unserer neulichen Gruppirung der schweizer Wasserfälle erwähnten „garnirten" Fällen sind neben dem unsern Lesern dargestellten Pissevache, obwohl in ihren Einzelnheiten unendlich von ihm verschieden, die Kaskaden des Schmadribachs zu zählen. Man gelangt zu ihnen vom Staubbach[736] aus, – von dem ein neuerer Dichter[737] sagt: „die Winde hätten der lichtverklärten Jungfrau ihren Schleier geraubt und an dieser Felsenzacke aufgehangen; blendend weiß und mächtig groß, wie aus reinstem Silberstoff gewoben, am untern Saume mit Diamanten ohne Zahl übersäet, wehe er herab"[738] –, in fünf Stunden, das Lauterbrunnerthal hinauf bis dahin, wo es den Namen „Ammerten" annimmt: ein unbeschreibbar wüstes Trümmerthal, das tausend sichtbare Beweise von der Zerstörungswuth der Lawinen uns zeigt. In der äußersten Tiefe des Ammertenthales, voll und hoch aufschäumend, braust der Kern des Gletscherbaches, ein eigentlicher Wasserfall, über eine schwarze zerspaltene Felsmasse herab, kahl und schauerlich-wüst, unmittelbar darüber die gewaltigen Eispyramiden des Breithorns, Groß- und Tschingelhorns. Diesem Hauptstrahl rechts und links zur Seite hüpfen und plätschern eine Menge schmaler Wasserfäden von den Granittreppen hernieder, bald in langer schmächtiger Form, bald gebrochen und im Winkel verstaucht, daß man von dem wilden Getümmel, in welchem der stäubende, brausende Wirrwarr die milch weißen dunstigen Wasserflocken auseinanderspritzt, um sie im nächsten Augenblicke wieder zu vereinen, ganz irre wird. Nach unten zu, wie bei der Achse eines ausgespreizten Fächers, sammeln sich die zerstreuten Wasserstrahlen in einem ausgewaschenen Trümmerbecken, und kaum vereint, jagen sie mit überstürzter Eile schräg hinab, zwischen Felsenthoren hindurch, um abermals in neuen kleineren Fällen dem Uebermuth ihrer Jugendkraft die Zügel schießen zu lassen.

---

[735] Der Schmadribachfall.

[736] Der Staubbachfall.

[737] Adolf Stöber (frz. Adolphe Stoeber; 1810–1892).

[738] Prosaauszug aus dem Gedicht „Der Staubbach" von Adolf Ludwig Stöber (s. o.), das sich in dessen Werk „Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten […]" (St. Gallen: Scheitlin & Zollikofer 1850), S. 20, findet.



Der SCHMADRIBACH
CANT. BERN.

Bibliograph Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 234-236.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [254].

Frederikshald[739].

Im südöstlichen Winkel von Norwegen, also außerhalb des Bereichs der eigentlich fashionabeln norwegischen Touristenroute, aber an einem wichtigen Uebergangspunkte zwischen Schweden und Norwegen gelegen, zeigt sich Frederikshald (Friedrichshall) inmitten einer durch die Abwechselung von Wasser und Berghöhen malerischen landschaftlichen Umgebung den Blicken. Frederikshald, Hauptort des Amts Smaalehnen[740] im norwegischen Stift Aggerhuus[741], an der Mündung der Tistedal-Elf[742] in den Idefjörden[743] in der Gestalt eines Sternes erbaut und durch die Tistedal-Elf in zwei Theile, Nordsiden und Sydsiden[744], getrennt, besitzt einen tiefen und sichern Hafen und zählt über 5000 Einwohner, die vorzugsweise von Handel und Gewerbe leben und sich auch etwas mit Zuckersiederei und Tabaksfabrikation beschäftigen. Die den Ort überragende Bergfestung Frederikssteen[745] ist die stärkste Festung in Norwegen, wurde unter König Friedrich III.[746] 1661 von dem Statthalter Niels Trolle[747] angelegt und beherrscht, 3–400 Fuß über dem Meere gelegen, die bergige Gegend rings umher, einen einzigen höheren Berg ausgenommen, Sie war recht eigentlich als dänisch norwegische Droh- und Schutzwehr gegen Schweden errichtet und hat natürlich, seit Schweden und Norwegen unter Einem Scepter vereinigt sind[748], ihre Bedeutung verloren, die sie auch nur dann wieder erlangen könnte, wenn das ohnehin nicht sehr botmäßige Norwegen, in seinen Freiheiten und Privilegien bedroht, sich im Laufe der Zeiten einmal gegen Schweden erheben und von diesem losreißen sollte.

Ueberhaupt würde von dieser Festung, die keine europäische Bedeutung hat und in ihren übrigens ungemein festen Kasematten[749] nur etwa 1000 Mann fassen kann, wenig die Rede sein, wenn nicht ein tragischer historischer Vorfall, der besonders für das nordische Europa von nicht geringer Wichtig-

---

739 Von 1665 bis 1928 Fredrikshald, ab dann Halden.

740 Norweg. Smaalenen.

741 Norweg. Akershus.

742 Norweg. Tistedalen; heute ein Ortsteil von Halden (siehe hierzu S. 196, Anm. 739).

743 Norweg. Idefjorden.

744 Dän. für Nord- und Südseite.

745 Norweg. Fredriksten festning.

746 Friedrich III. (dän. Frederik 3.; 1609–1670), seit 1648 König von Dänemark und Norwegen.

747 Der dän. Admiral und Staatsmann Niels Trolle (1599–1667).

748 Norwegen war von 1380 bis 1814 in Personalunion von Dänemark regiert worden; mit dem Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 mußte das mit dem geschlagenen Frankreich verbündete Dänemark Norwegen jedoch an Schweden abtreten. Nach einer Volksabstimmung, in der sich eine überwältigende Mehrheit der Norweger für die Beendigung der Union ausgesprochen hatte, wurde diese am 13. August 1905 aufgelöst.

749 Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. casamatta, „Wallgewölbe"), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.



FREDERIKSHALD

keit war, ihren Namen berühmt gemacht und in den Annalen der Geschichte verewigt hätte. Vor Frederikshald beschloß nämlich Karl XII.[750] von Schweden seinen thatenreichen, aber unruhigen und im Ganzen fruchtlosen Lebenslauf. Fruchtlos nennen wir sein Leben, Kämpfen und Ringen; denn obschon Karl der letzte schwedische Monarch war, welcher an die große Idee des schwedischen Uebergewichts und Machtgebots im europäischen Norden seine und seines Landes ganze Kraft setzte, so hinterließ er doch ein durch seine fortwährenden Kriege erschöpftes Land, eine entmuthigte Nation und zerrüttete Finanzen, und indem er bei Poltawa[751] (1709) nach hartem Kampfe den Russen den Sieg lassen mußte, hatte er selbst dem Czaren[752] die erste Handhabe zur Befestigung des politischen und militärischen Uebergewichts im europäischen Norden geboten.

Nach der Niederlage von Poltawa hatte bekanntlich König Karl, durch seinen Starrsinn und eine abenteuerliche Idee dazu veranlaßt, in der Türkei einen mehrjährigen Aufenthalt genommen, und erst, nachdem er sich bis zur unumstößlichen Gewißheit davon überzeugt hatte, daß er für seine Zwecke von dem osmanischen Herrscher[753] nichts zu hoffen habe, verließ er das Land, in dem er erst als Gastfreund und Bundesgenosse, zuletzt in einer Art Gefangenschaft so lange und so nutzlos geweilt hatte. Verkleidet und in Gesellschaft zweier Offiziere verließ er plötzlich seinen letzten Aufenthaltsort (Demotica[754] bei Adrianopel[755]), und mit derselben Zähigkeit, womit er unter dem Vorwande einer Krankheit die letzten zwei Monate ausschließlich im Bett zugebracht hatte, setzte er seine Reise durch die Türkei, Ungarn und Deutschland fort, immer zu Pferde, bei Tag und Nacht und mit solcher Eile, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm bis Stralsund zu folgen, wo er in einer Novembernacht des Jahres 1714 ermattet und ganz entstellt eintraf. Bald darauf hatte er Stralsund gegen ein vereinigtes Heer von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen zu vertheidigen. Karl that, wie immer, Wunder der Tapferkeit; als er aber sah, daß die Festung übergeben werden müsse, was denn auch am 23. December 1715 geschah, verließ er Stralsund und begab sich nach Schweden, zunächst nach Lund in Schonen[756], wo er Maßregeln zur Sicherung der Küsten traf. Statt aber fortan nur darnach zu trachten, wie er unter den Segnungen des Friedens die Wunden, die seine kriegerischen Unternehmungen dem Wohlstande seiner Unterthanen geschlagen hatten, heilen und die innern Hülfsquellen des verarmten und erschöpften Landes entwickeln könne, ließ er sich wieder auf weitschichtige, abenteuerliche und gefährliche Pläne ein; er gedachte sich zunächst Norwegens zu bemächtigen, um von dort aus in Schottland zu landen und Georg I.[757], der sich gegen ihn erklärt hatte, zu vertreiben, und zwar diesmal mit Hülfe seines alten Todfeinds, des russischen Czaren, der bereits durch zugesagte bedeutende Territorialabtretungen für den Plan gewonnen war. Auch war das Kriegsglück den schwedischen Waffen günstig; die Truppen Karls hatten sich bereits eines großen Theils von Norwegen bemächtigt, der König selbst belagerte Frederikshald und hatte schon das kleine Fort Gyldenlöwe[758] genommen, als ihn am 30. November 1718, während er an eine Brustwehr gelehnt die Belagerungsarbeiten besichtigte, eine wahrscheinlich meuchelmörderische Falkonetkugel[759] niederstreckte. Man eilte herbei, fand aber den König bereits todt, in dem bekannten blauen Rock, mit

---

[750] Karl XII. (schwed. Karl XII; 1682–1718), seit 1697 König von Schweden und Herzog von Bremen und Verden.

[751] Am 8. Juli 1709; der Sieg von Poltava (ukain./russ. Полтава, Poltava) leitete für die antischwedische Koalition im Großen Nordischen Krieg gegen Karl XII. (s. o.) die entscheidende Wende ein.

[752] Peter I. der Große (russ. Пётр I Великий, Pëtr I Velíkij; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

[753] Ahmed III. (osman. احمد ثالث, Aḥmed-i sālis, von osman. ثالث, sālis, „der/die/das Dritte"; 1673–1736), von 1703 bis 1730 Sultan des Osmanischen Reiches.

[754] Didymoticho (griech, Διδυμότειχο, Didymóticho; bulg. Димотика, Dimotika; osman. ديمتوقه, Dīmetoḳa).

[755] Veraltet für türk. Edirne (bulg. Одрин, Odrin; griech. Αδριανούπολις, Adrianoúpolis; osman. ادرنه, Edirne).

[756] Schwed. Skåne.

[757] Georg Ludwig (engl. George I; 1660–1727), seit 1714 König von Großbritannien und Irland.

[758] Norweg. Gyldenløve.

[759] Karl XII. (siehe hierzu S. 198, Anm. 750) war dort einer Gewehrkugel zum Opfer gefallen (nicht einer Kanonenkugel, wie hier behauptet), wobei sofort das Gerücht aufkam, daß diese aus den eigenen Reihen abgefeuert worden wäre, wofür sich aber bis heute keinerlei Belege finden, obwohl die mumifizierte Leiche des Königs 1917 exhumiert und erneut untersucht wurde.

den Stulpstiefeln und Büffelhandschuhen, die er immer trug, seine Hand am Degen, in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolfs[760] und ein Gebetbuch. Die Stelle, wo der König fiel, ist mit einem niedrigen, etwa 10 Fuß hohen Sandsteinobelisk bezeichnet und befindet sich zwischen der Veste Frederiksteen und dem schon genannten kleinen Fort Gyldenlöwe, welches, 5–600 Schritt[761] von der eigentlichen Festung östlich, auf dem etwas niedrigeren Theile des Felsplateaus liegt.

[760] Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

[761] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 261-268.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [261]-266.

Drontheim[762].

Norwegen ist nicht das Land, in welchem die Städte besondere Anziehungspunkte für den Reisenden sind. Wer jenen Theil des Nordens besucht, will schwelgen in der Natur, will die Wunderbilder schauen, welche sie hier dem trunkenen Auge aufrollt. Der Reisende berührt die Städte nur flüchtig: – sie lassen ihn kalt. Aber eine gibt es doch, welcher man mit Spannung entgegengeht: – Drontheim! Sie ist heute noch die eigenthümlichste und deshalb schönste, anziehendste Stadt des ganzen Landes. Es scheint, als ob ein Stück ihrer alten Herrlichkeit, ein Stück ihres alten Ruhmes ihr geblieben wäre. Sie fesselt jeden Fremden und bietet auch Dem genug, welcher, wie es die meisten Reisenden thun, vom Süden her durch das prachtvolle Land zog. Das will Etwas heißen; denn jeder Reisende in Norwegen wird verwöhnt von all der Schönheit, die dieses Land ihm bietet. Und der Weg von Christiania[763] aus nach Drontheim gehört unzweifelhaft zu den schönsten, welchen ein sorgenlos die weite Welt durchziehender Wanderer nur durchwandern kann.

Blos Engländer, welche an nichts Anderes denken, als an Lachse und Alpenforellen, benutzen das längs der ganzen Küste dahinsegelnde und in alle Buchten und alle Fjorde einfahrende Dampfschiff zur Reise; die übrigen wanderlustigen Menschenkinder nehmen den Weg über Land, durchkreuzen den klaren Miösen[764] und erfreuen sich an seinen prachtvollen Ufern, rollen auf leichtem Gefährt dann durch Gulbrandsdalen dem gewaltigen Dovre zu, lauschen den schäumenden und brausenden Wasserfällen und spiegeln sich in den blitzenden Wildbächen, durchwandern die lachendsten Gegenden des ganzen Landes und steigen über Gebirge hinweg, wo die Wildniß und Oede in ihrer ganzen Nacktheit vor die Seele tritt, halten wohl auch hier und da in einem Bauernhause an, um Land und Volt kennen zu lernen, lauschen dem Balzen des Birkhahns in stiller Mitternachtsstunde und lassen sich den scheuen Schneehahn von kunstgeübten Jägern zum Schuß herbeilocken, spähen den munteren Lemmingen und den Rennthieren nach und bringen so ein ganzes volles Herz wieder mit von dem Gebirge herab in die reizenden Thäler, welche zwischen dem Dovre und der altehrwürdigen Stadt sich hinziehen, bis sie endlich auf den letzten Bergesreihen vor Drontheim das Meer erblicken, welches in den verschiedenen Fjorden und Buchten zwischen den steilen und dunklen Berg wänden hereinlugt und willkommen geheißen wird, wie man einen lieben, alten Freund willkommen heißt. Von der letzten Haltestelle aus fährt man auf einer prachtvollen Kunststraße über die letzte Höhe hinweg und rollt dann rasch in das Thal des Nidelvs[765] hinab, welches man leider ein wenig zu weit unten erreicht, als daß man die hochberühmten Wasserfälle noch erschauen könnte, deren Toben als leises Donnern zu Einem herüber tönt. Mit den berggrünen Wellen des Flusses zieht man weiter. Einzelne Landhäuser kommen zum Vorschein, dichter und dichter werden die blühenden Gärten und eine prachtvolle Landschaft breitet sich endlich vor dem

[762] Norweg. Trondheim.

[763] Veraltet für Oslo.

[764] Norweg. Mjøsa, der größte See Norwegens.

[765] Norweg. Nidelva.

überraschten Auge aus. In den Gärten blühen Rosen und Veilchen, Vergißmeinnicht und Maiblümchen, an den geschützten Stellen erheben sich Obstbäume, welche köstliche Früchte reifen, und die Birken, die Eschen die Linden sind so frisch und schön, der Blumenschmuck auf den wohl gepflegten Beeten ist so üppig, daß man den 64. Grad nördlicher Breite welcher sich fast über Drontheim wegzieht, vollkommen vergißt.

Und noch wird man von Neuem und freudig überrascht, wenn man endlich die alte Stadt betritt. Man denkt kaum mehr daran, daß man im hohen Norden sich befindet, man glaubt in eine recht hübsche, freundliche Stadt Mitteldeutschlands einzufahren. Von dem hohen Alter Drontheims merkt man allerdings nicht viel; denn die wiederholten Feuersbrünste, welche die Stadt heimsuchten, haben das Alte weggeräumt[766], aber dafür haben sie auch die jetzige Anlage der Stadt herbeigeführt. Drontheim hat nur gerade und sehr breite Straßen mit recht hübschen, gemüthlichen, wohnlichen, zwei- und dreistöckigen Häusern. Immer noch bestehen nur wenige von ihnen aus Stein, die meisten sind vielmehr Blockhäuser, welche außen und innen mit Bretern beschlagen und mit Oelfarbe getränkt sind, hierdurch den Anschein massiver Wohnungen erhaltend. Alle ohne Ausnahme sind sauber und reinlich und so auch die Straßen. Eine vortreffliche Wasserleitung und Gasbeleuchtung stellen die Stadt über viele Deutschlands. Die Nidelv umfließt Drontheim in Schlangenwindung und macht den größten Theil des Landes, auf welchem die Stadt sich erhebt, zu einer Halbinsel. An dem Flusse und dem Meere liegen die großen Waaren- und Lagerhäuser der Kaufleute, das beste Bild des Reichthums der Stadt, obwohl sie nicht der eigentliche Stapelplatz der vom Norden hereinlaufenden Schiffe ist, welche lieber an ihr vorbei- und bis Bergen hinabfahren. Die Kaufgewölbe sind so nett und zierlich, wie die ganze Stadt, die Gasthäuser verhältnißmäßig sehr gut und die Leute endlich so freundlich, so liebenswürdig, so gastfrei und zuvorkommend, wie kaum irgendwo im ganzen Lande. So muß Drontheim Jeden fesseln, der es betritt.

Man würde sich einen sehr falschen Begriff machen, wenn man glauben wollte, daß das Klima uns unangenehm sein könnte. Ein Sommertag in Drontheim hat seine eigenen und großen Reize. Nur wenn der Nordwind gar zu heftig aus dem Eismeere herüberweht, ist es kühl in den Straßen, bei Windstille macht sich die Kraft der Sonne geltend, und schon im Mai geht man in denselben leichten Kleidern in Drontheim spazieren, wie bei uns in Deutschland. Der Tag ist schön, die Sommernacht aber noch viel schöner. Vom 15. Mai an bis zu Anfang des Augusts gibt es keine Nacht mehr in Drontheim. Die Sonne geht zwar erst gegen 2 Uhr am Morgen auf und schon nach 10 Uhr Abends wieder unter; aber das Abendroth steht so lange am Himmel, bis das Morgenroth im Osten wieder erglüht, und noch um Mitternacht kann man überall, auch im engsten Gäßchen, ohne Beschwerde lesen und schreiben. Dabei ist die Nacht von einer lieblichen Frische, weder zu kalt, noch zu warm, und daher kommt es auch, daß sie das Leben noch lange wach hält, daß bis zu späten Stunden heitere Menschengruppen die Straßen durchziehen und die eigentliche Nachtstille nur wenige Stunden währt. Aber der freundliche Sommer ist leider kurz. Von dem Tage an, wo es um die Mitternachtsstunde wieder dunkelt, bricht der Winter herein über jene Gegenden. Der Herbst ist unfreundlich, wie bei uns in Deutschland, der Winter aber um so angenehmer; denn nur höchst selten bringt er jene grimmige Kälte mit sich, welche die viel weiter im Süden gelegenen Städte des Ostens unseres Erdtheils heimsucht; er hat wohl eine kräftigende Frische, nicht aber jene vernichtende Erstarrung alles Lebendigen im Gefolge. Der lichte Spiegel des Meeres bleibt offen alle Zeit; denn auch Drontheims Mauern wälzt der Golfstrom seine lauen Fluthen heran. Handel und Schifffahrt blühen nach wie vor und für das innere Land ist nach des Normanns Ansicht jetzt die Zeit zu bequemen Reisen gekommen, denn der leichte Schlitten des Landes findet überall noch Weg und Steg.

Aber die Bewohner Drontheims verlassen ihre liebe Heimathstadt nur ungern. Das Leben ist dort so gesellig, wie nirgends anders in ganz Norwegen, auch das Volk hat sein ureigenes Gepräge bewahrt. Fast jede Familie bewohnt ihr eigenes Haus, wie dies in der Vorzeit überall der Fall war; aber in dem Hause wird Gastfreundschaft geübt, wie sie die alten Nordlandskönige übten, und gerade im Winter blüht das wahre Leben der Drontheimer in aller Frische auf. Mit Recht hält man die Einwohner dieser anziehenden Stadt für die liebenswürdigsten im ganzen Lande. Sie haben sich einen hohen Grad feiner Bildung erworben und dennoch alle ansprechenden Tugenden ihrer Vorfahren bewahrt. Sie bilden

---

[766] Nach dem großen Stadtbrand vom 18. April 1681 war Trondheim vollkommen neu aufgebaut worden.

gleichsam nur eine einzige große Familie, und Einer hilft dem Andern mit Rath und That, so viel er kann.

Und dabei sind die Drontheimer gar ein lustiges Völkchen. Sie lieben Unterhaltung aller Art. Im Sommer besucht man sich gegenseitig auf den wirklich allerliebst eingerichteten Landhäusern; und so wenig fahrbar die Wege auch sein mögen: das leichte Karjol[767], jener sonderbare Wagen, in welchem nur eine Person sitzen kann, kommt doch fort. Tiefer in das Land hinein fährt man seltener; um so häufiger durchschifft man den klaren Fjord. Segeln und Rudern ist des Normanns größte Lust. Neben dem kleinen Lustdampfer, welcher fast täglich eine fröhliche Gesellschaft über einen Theil des Fjordes trägt, hat man noch eine Menge Boote und Jachten, an deren Bord die Vornehmsten und Reichsten gern und freudig die Arbeit des Matrosen übernehmen und sich recht wacker abarbeiten, der all gemeinen Lust Genüge zu leisten. Tüchtige Böller gehören selbstverständlich zur allernothwendigsten Ausrüstung des Fahrzeuges, und der „Flaschenkeller" ist immer trefflich gefüllt. Fröhlichere Schiffleute kann man nirgends treffen, als auf solchen Jachten. Der dem Normann im Allgmeinen eigene Ernst wird durch die frische Fahrt gemildert; der aus dem besten Rum von Jamaica bereitete „Todi"[768], des Normanns Nationalgetränk, thut auch das Seinige, und die nothwendige Leibesarbeit erfrisch mehr, als sie entkräftet: – da segelt man nun im tollen Jugendmuth dahin, so rasch als möglich. Man setzt so viele Segel auf, als das Fahrzeug tragen kann und sieht es gerne, wenn es tüchtig weht und das Schiff ein seinem dichterischen Namen Ehre macht. Bei guten Freunden wird gelandet, auf öden Inseln, die der gehätschelte Eidervogel sich nicht zum Brutplatz auserkoren, der Jagd obgelegen, mit dem Dampfer um Wette gefahren, durch Sunde gesegelt, wo kaum noch ein Fuß Wasser unter dem Kiele liegt:– wahrlich, lustigeres Fahren kann man sich kaum denken! Kein Wunder auch, daß gegen die Mitternacht hin noch Viele längs des Hafendammes lustwandeln, ihr Auge an den von allen Seiten herbeikommenden Schiffen erfreuend, ihr Ohr den Klängen der Musik zu wendend, welche der Nachtwind vom Bord der Lustboote aus zum Lande herüberträgt.

Gegen den Herbst hin geht die rüstige Jugend anderen Vergnügen nach. Wenn die Berge des inneren Landes weiß zu werden beginnen, ist die Zeit gekommen, in welcher sich der Bär am leichtesten finden läßt. Dann werden die schweren, weitmündigen Büchsen in Stand gesetzt, einige Pferde mit Nahrungs- und Schießbedarf beladen, und ganze Jagdgesellschaften brechen auf, um Meister Petz auf seinen letzten Gängen nachzuspüren. Dann vergißt der Städter gern alle Freuden seines Drontheim und verbrüdert sich auf's innigste mit dem biderben[769] Bauer, einem Manne, an Ehrlichkeit ein Kind, an Stolz ein König, an Muth und Kraft den alten Nordlandsrecken gleich, der seinen höchsten Ruhm darein setzt, mit selbstgefertigter Waffe dem zottigen Herrn der Wildniß im Zweikampfe entgegen zu treten.

Der Winter erst führt die Jäger wieder der Heimath und den geselligen Freuden des Hauses zu; er bringt auch in Drontheim Konzerte, Bälle, Schauspiele und Gesellschaften, wie bei uns im Süden.

Drontheim liegt auf einer Halbinsel, welche vom Fjord und der Nidelv gebildet wird. Auf der Westseite hängt diese Halbinsel durch eine schmale Zunge mit dem übrigen Lande und der kleinen Vorstadt Ilen und den erwähnten Landhäusern zusammen, nach der Ostseite hin verbindet sie eine breite Holzbrücke mit der Vorstadt Baklandet[770]. Vor der Stadt im Fjord liegt auf einer mittelgroßen Scheere die Festung Munkholmen[771] und auf den östlichen Anhöhen das Kastell Christiansborg[772]. Von der befestigten Scheere[773] im Fjorde aus genießt man eine wahrhaft entzückende Aus- und Umsicht. Nach Westen und Süden hin schließen hohe, felsige, kühn geschwungene Berge den Fjord, so daß man glaubt, in einem großen See sich zu befinden; östlich breitet die Hauptstadt sich aus, und nach Norden

---

767 Das Karriol, veraltet: Karjole (von frz. carriole, Karren; norweg. Karjol), eine hochrädrige leichte Kutsche für ein bis zwei Personen, die in Norwegen bis in die 1940er Jahre weitverbreitet war.

768 Wohl eine Art Grog, vielleicht nach dem schott. Hot Toddy benannt; eigentl. ist aber der Aquavit/Akvavit das geistige Nationalgetränk der Skandinavier.

769 Veraltet für bieder.

770 Norweg. Bakklandet.

771 Norweg. Munkholm festning; sie wurde von 1660 bis in den 2. Weltkrieg hinein militär. genutzt.

772 Norweg. Kristiansten festning.

773 Schäre (schwed. skär; norweg skjær bzw. skjer; isländ. sker), kleine felsige Insel.

zu endlich überschaut man eine endlos erscheinende Wasserfläche, aus welcher hunderte von bewaldeten oder mit Landhäusern geschmückten Inseln hervortreten. Mehr im Innern des Landes wachsen die bewaldeten Berge hoch empor, und so befindet man sich gleichsam in einem weiten Kessel, welcher nach allen Seiten hin durch die natürlichen Bergesmauern umschlossen ist.

Im Innern der Stadt gibt es aber auch mancherlei zu schauen. Da ist zunächst das Regierungsgebäude[774], ein Palast ganz aus Holz erbaut, das größte Blockhaus der Erde; da sind die alten berühmten Kirchen[775] und unter diesen vor Allem der Dom[776], so zu sagen der Grund- und Eckstein der ganzen Stadt.

Der bereits verklungene und fast vergessene alte Name Nidaros, den Drontheim bis zum 15. Jahrhundert führte, klingt Einem wieder an, wenn man vor dem altehrwürdigen Gebäude steht, welches so recht eigenlich ein Wahrzeichen ist von Dem, was Drontheim in früheren Zeiten war. Die Stadt und der Dom sind von jeher auf das innigste mit einander verbunden gewesen. Fast alle Schicksale, welche über Drontheim hereingebrochen sind, hat auch die alte Kirche, der einzige Ueberrest der mittelalterlichen Baukunst, im ganzen Norden getheilt, und manches Geschick hat sich hier entsponnen und vollendet. Der Domkirche dankt Drontheim seinen alten Ruhm, der Domkirche die Ehre, von jeher Haupt und Krönungsstadt des Landes gewesen zu sein. Die ganze Geschichte des Ortes tritt lebhaft vor die Seele, wenn man vor oder in dem Gebäude steht. Da dämmert die Erinnerung auf an den alten König Olaf Trygvessön[777], welcher die Stadt im Jahre 996 anlegte, obwohl eigentlich König Olaf der Heilige[778] als deren Gründer anzusehen ist. Hier wurden die Ueberreste dieses norwegischen Märtyrers und Helden aufbewahrt, und sie zogen eine Menge Pilger mit ihren Geschenken zu dem Heiligthume, zu dem König Olaf Kyrre[779] um das Jahr 1080 den Grundstein legte, so, daß der Altar gerade über dem Grabe des Heiligen zu stehen kam. Im 12. Jahrhundert nahm hier ein Erzbischof seinen Sitz und zog dann den König des Landes nach sich. Die Domkirche wurde gleichsam die Mutter von vielen anderen; denn die ganze Stadt war durch sie zu einer heiligen geworden. Immer zahlreicher wurden die Pilgerschaaren, immer größer der Reichthum der Stadt, immer gewaltiger der Haufen fauler und nichtsnutziger Priester, welche dem Lande das Mart aussogen, um sich zu bereichern. Im 13. und 14. Jahrhundert blühte das Pfaffenwesen hier wie nirgends anders im ganzen Norden, und schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts war Drontheim eine große und, wie gesagt, eine heilige Stadt. Von dieser Zeit an aber brach das Unglück über sie herein. Das Feuer vernichtete den herrlichen Dom zwar schon ein halbes Jahrhundert nach seiner Vollendung im Jahre 1328[780]. Der Blitz zündete ihn hundert Jahre später zum zweiten Male an, und Mitte des 16. Jahrhunderts brannte er zum dritten Male ab; aber bis dahin war immer Geld genug vorhanden gewesen, ihn wieder aufzubauen. Allein die im Jahre 1537 erfolgte Reformation hatte den Glauben an die Wunderthätigkeit des Heiligen so geschwächt, daß der Pilger immer weniger wurden und der Bischof[781], ergrimmt über den Unglauben der Zeit, die Hauptstadt verließ, Bannblitze hinter sich zurückschleudernd. Während der Endhälfte des 16. Jahrhunderts standen nur noch Ruinen des Domes, Und als nun noch die schwedischen Kriegsleute im Jahre 1564 Drontheim eingenommen hatten, als sie sengend und brennend, brandschatzend und plündernd die Stadt verwüstet, die Einwohner vertrieben, als sie die letzten silbernen Nägel aus dem hölzernen Sarge, welcher die Reste des Heiligen umschloß, gezogen hatten, da sank Drontheim tiefer und tiefer, und mehr als hundert Jahre vergingen, ehe es sich allgemach wieder erholte. Und noch mehre Male that das Feuer dem Aufschwun-

[774] Dieses Holzgebäude existiert offenbar nicht mehr.

[775] Vor allem die ev.-luth. „Vår Frue kirke“ (Unsere liebe Frau) im Stadtteil Trøndelag aus dem 11. Jhd,, die ebenfalls dort gelegene „Lade Kirke“ aus dem 11. Jhd. sowie die gleichfalls ev.-luth. „Bakke kirke“ aus dem frühen 18. Jhd. im Ortsteil Bakklandet.

[776] Der Nidarosdom (norweg. Nidarosdomen bzw. Nidaros domkirke).

[777] Olav I. Tryggvason (norweg. Olav Trygvasson; 968–1000), seit 995 König von Norwegen.

[778] Olav II. Haraldsson (norweg. Olav den Hellige; 995–1030; gefallen), von 1015 bis 1028 König von Norwegen.

[779] Olav III., genannt der Ruhige (norweg. Olav 3. Haraldsson, genannt Kyrre, der Ruhige; 1050–1093), seit 1067 König von Norwegen.

[780] Der Dom wurde durch Feuersbrünste in den Jahren 1328, 1432 und 1531 schwer beschädigt.

[781] Olav Engelbrektsson (ca. 1480–1538), von 1523 bis 1537 Erzbischof von Trondheim.

ge Einhalt, noch einige Male versuchten die Elemente ihre unwiderstehliche Kraft an der alten steinernen Kirche und an den immer und immer wieder erneuten Holzhäusern der Stadt. Zum letzten Male brannte der Dom im Jahre 1719 ab, und erst von dieser Zeit her schreibt sich seine jetzige Gestalt. Die Stadt hat erst ganz in der Neuzeit ihre heutige Anlage erhalten; denn auch in diesem Jahrhunderte wütheten fünfmal große Feuersbrünste in ihrem Weichbilde.

Man kann wohl annehmen, daß von dem heutigen Dom die eine Hälfte in Trümmern liegt, daß nur die Umfassungsmauern noch stehen. Die Drontheimer möchten den ganzen Bau sehr gern wieder in seiner ursprünglichen Herrlichkeit entstehen sehen, wenn sich nur ein Baumeister finden könnte, der sich in den Urstyl hineindenken, wenn es nur so viel Glauben noch gäbe, daß man die nöthigen Gelder zu solch gewaltigem Werke zusammenbringen könnte. Das Eine wie das Andere ist sehr schwer. Die alten Baumeister haben den Rundbogen-, den Spitzbogen- und den Kuppelstyl auf so geschickte Weise zu verbinden verstanden, daß das Ganze aus einem Gusse erscheint; sie haben den Bau auf die mannigfaltigste Art mit Bogen, Wandpfeilern, Gesimsen, vorstehenden Köpfen und Figuren zu zieren gewußt; sie haben an den damaligen Bildhauern so treue Helfer gehabt, daß es heute wohl schwer werden dürfte, Einen zu finden, der das Neue dem Alten ebenbürtig herstellen könnte. Namentlich der Chor ist wunderprächtig in seiner Art. Er erscheint wie ein von Eisen gegossener, gothischer Säulenbau, in welchem mehre übereinander stehende Bogen die Verbindung herstellen. Das Bauwerk ist so leicht, so durchbrochen, so luftdicht und aus so mürbem Gestein gearbeitet, daß man kaum die Rotunde zu betreten wagt, aus Furcht, daß das Ganze zerbröckeln, daß die prachtvolle Krone, welche die Kuppel ziert, herabfallen und Einen zerschmettern möchte. Der Beschauer kann es nicht begreifen, wie dieses herrliche Werk der Baukunst allen den Stürmen widerstanden hat, welche die Kirche betrafen, daß es heute noch trotz des mangelhaften Stoffes, der es zusammensetzt, seine volle, ursprüngliche Schönheit zeigt. Ein deutscher Baumeister[782], welcher in Christiania wohnt, hat einen Entwurf zur Wiederherstellung ausgearbeitet, welcher in der That das Mögliche zu leisten verspricht, nur das Eine fehlt ihm: gläubige Gemüther, welche dieselbe Opferfreudigkeit besitzen, wie die Drontheimer vergangener Jahrhunderte. Aber solche Gemüther dürften jetzt wenige zu finden sein. Auch in Norwegen hat sich der Fluch des Pfaffenthums, der katholische Jesuitismus, oder, was dasselbe ist, der protestantische Pietismus der Geister nur allzusehr bemächtigt. Die nordische Geistlichkeit hat von jeher die ihr fehlende Gelehrsamkeit durch eine blinde Gläubigkeit zu ersetzen gesucht. Im Laufe der Zeit ist der Protestantismus verknöchert; man ist auf derselben Stufe stehen geblieben, auf welcher man vor 300 Jahren stand, und so ist denn die Geistlichkeit rückwärts geschritten, während das Volk vorwärts ging, und die Bessern und Besten des Volkes stehen dem geistlosen Priesterhaufen und der todten Form achtungslos gegenüber, während alle die schwachen Seelen sich der über alle Verstandesgründe erhabenen Gläubigkeit in die Arme warfen. Das Häuflein der Letztern ist indessen nicht eben groß und nicht befähigt, zu einem Dombau beizusteuern. So steht also zu fürchten, daß der großartige Bau mehr und mehr in Verfall kommen wird.

Im August des Jahres 1860[783] zeigte der Dom noch einmal etwas von seinem mittelalterlichen Gepräge. Der König der Norweger und Schweden[784] hatte für gut befunden, eines jener kirchlichen, prunkhaften Spiele des Mittelalters wieder heraufzubeschwören: er wurde um diese Zeit im alten Dome von Drontheim gekrönt. Wir gestehen gern, daß diese für unsere Zeiten bedeutungslose Feierlichkeit ihres theatralischen Wesens halber mit ihrem Beten auf Kommando, mit ihren Kniebeugungen unter dem Donner der Kanonen, mit ihrem Schwall von leeren Worten uns höchlich mißfallen hat; aber wir müssen ebenso eingestehen, daß die Krönung gerade für den Dom in Drontheim paßte, wie für keine zweite Kirche der Erde. In der alten Ruine verband sich das Königthum „Von Gottes Gnaden“ noch einmal so recht innig mit der Priesterschaft innerhalb der zum Theil verfallenen Mauern, denen man, um die Spuren der vergangenen Jahrhunderte zu verdecken, einen Schmuck von schreiend gefärbten Tüchern umgehangen hatte, innerhalb dieser Mauern und Hallen erschien die ganze Feierlichkeit dem unbefangenen Auge wie ein Possenspiel, eine Verhöhnung des Glaubens, welchen Jeder, auch der Frei-

---

[782] Heinrich Ernst Schirmer (1814–1887).

[783] Am 5. August 1860.

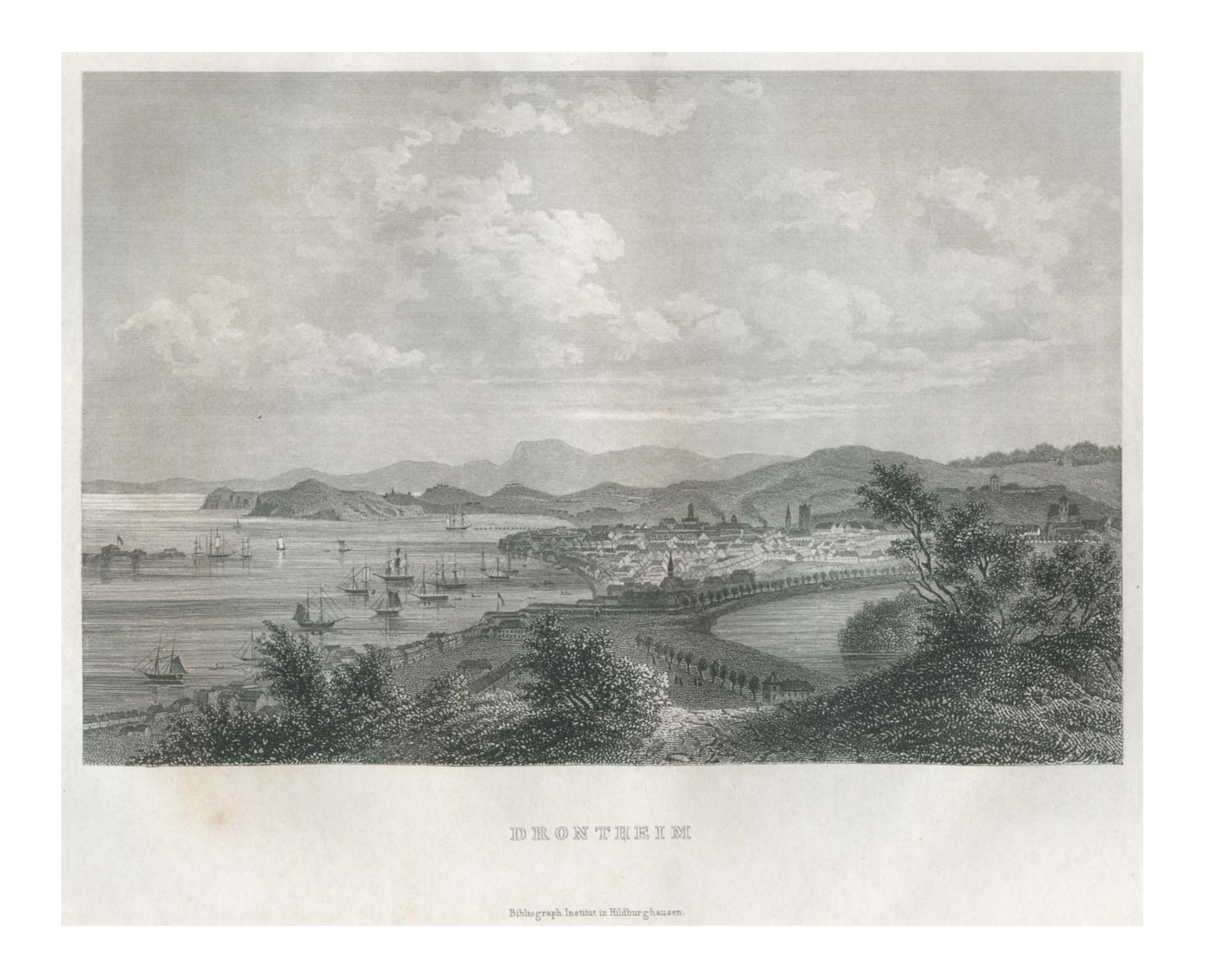
[784] Karl XV. (schwed. Karl XV; norweg. Karl 4 av Norge; 1826–1872), seit 1859 König von Schweden und Norwegen.

denkendste, in seiner Brust trägt, erschien es wie ein sehnsuchtsvolles Zurückwünschen der Zeit, welcher die Kirche selbst angehörte, erschien es endlich wie ein Zeichen der Auflösung jenes Königthums und jener Priesterschaft: es war, als ob sich ein verfallendes Geschlecht in Ruinen geflüchtet hätte.

A. Brehm[785].

---

[785] Siehe hierzu S. 31, Anm. 78.



DRONTHEIM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 261-268.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 100.

Schloß Sternberg[786].

Das schlösserreiche Böhmen hat uns schon einige der schmucksten Bilder in unser Buch geliefert. Dieses, einer der vornehmsten und am malerischesten gelegenen herrschaftlichen Sitze, darf in der Reihe nicht fehlen. Es ist das Stamm- und Residenzschloß der Grafen von Sternberg, des alten, reichen, angesehenen und historischen Geschlechts der böhmischen Edlen, und ist umgeben von einer Herrschaft, welche drei Quadratmeilen mit 6000 Bewohnern umfaßt. Die Geschichte der meisten dieser Schlösser, so weit sie im Allgemeinen interessiren kann, ist die Geschichte Böhmens überhaupt, und diese ist schön öfters in diesem Buche erzählt worden.

[786] Tschech. Hrad Český Šternberk.



SCHLOSS STERNBERG in BÖHMEN

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 285-289.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 181-184.

Die Marxburg[787].

Gleich als wollte der Rhein dem Wanderer, der auf seinem Rücken hinabgleitet, eine Frist der Erholung von den mannigfachen und gewaltigen Eindrücken geben, welche er auf der hochromantischen Strecke von Kaub abwärts empfangen, wendet sich unterhalb Boppard der edle Strom, der bis dahin in nordwestlicher Richtung geflossen, plötzlich gen Osten, durch eine zwar fruchtbare, aber ziemlich einförmige Hügellandschaft, welche wohl geeignet ist, dem von einer so großen Menge überraschender Scenen überwältigten Geiste Ruhe zu gewähren. Doch nicht lange dauert die geschenkte Frist: kaum eine halbe deutsche Meile weit ist der Lauf des Stromes ostwärts gegangen, so wendet er sich wieder in die alte Richtung zurück und alsbald thut auch vor dem Blicke des Wanderers aufs Neue romantisches Land sich auf. Als imposanter Markstein desselben tritt ihm, auf hohem Felsensockel über dem traulichen Städtchen Braubach thronend, eine mächtige Burgveste entgegen, die einzige noch in ihrem ur sprünglichen Zustande vollkommen erhaltene und bewohnte Burg am Rhein: die einst zu Hessen-Darmstadt gehörige, jetzt nassauische Veste Marxburg, eigentlich Markusburg, von ihrem Erbauer Johann[788] (Sohn des Landgrafen Ludwig V.[789]) so genannt nach dem Evangelisten Markus.

Wie dieser dazu kommt, zu einem derartigen Bauwerk seinen Namen herzuleihen, das lassen wir ununtersucht. Vielleicht hat sein Begründer an den Löwen gedacht, welcher bekanntlich dem zweiten Evangelisten als Symbol beigegeben ist, und die Veste hat die Furchtbarkeit und Unbezwinglichkeit des Königs der Thiere haben sollen. Wir wissen nicht, wie weit sie diese Eigenschaften äußeren Feinden bewährt oder zu bewähren Gelegenheit gehabt. Jetzt, wo sie den Händen biederer herzoglich nassauischer Invaliden anvertraut ist, dürfte ihre Unbezwinglichkeit zu den überwundenen Standpunkten gehören und furchtbar wird sie Niemandem sein als den eigenen Landeskindern ihres Herrn, die das Unglück haben sollten, wegen staatsgefährlicher Handlungen in die Hände der Göttin mit den verbundenen Augen zu fallen.

Die so keck und lustig in Gottes freie Himmelsluft hinausragende Veste dient nämlich auch zu einem Verwahrungsort für herzoglich nassauische Staatsgefangene, die mit diesem Aufenthalt ganz zufrieden sein könnten, wäre ihnen an Gottes freier Himmelsluft ein eben so großer Antheil vergönnt, wenn schon nicht wie den Mauern und Zinnen der Veste, so doch wie den Invaliden, die sie bewachen. Allein die Erfahrungen, die man anderwärts im lieben deutschen Vaterlande hinsichtlich der Behandlung politischer Gefangenen gemacht, lassen vermuthen, daß jener Antheil auf ein Maß eingeschränkt und

787 Die Marksburg.

788 Wohl Graf Johann II. von Katzenelnbogen († 1357).

789 Wohl Graf Gerhard von Katzenelnbogen († 1312).

dieses mit einer Zuthat vom Peinigungen versehen sein wird, wodurch der Veste die Eigenschaft der Furchtbarkeit reichlich gesichert ist.

Wenn der Reisende den Rheinstrom herabgefahren ist, an den Herrlichkeiten des Rheingaus und all den Stätten vorüber, welche von dem reichen Segen des nassauer Ländchens zeugen, und er nun hier, bei Betrachtung der einen so malerischen Anblick gewährenden Marxburg, von ihrer hochnothpeinlichen Bestimmung hört, muß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängen: wie kann es in einem so kleinen und dabei von Gütern des Himmels überschütteten Lande überhaupt einen Anlaß zu einer solchen Bestimmung geben? Hier muß ja die Zufriedenheit selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben – wie kann es da Zufriedene, wie Empörer gegen die Staatsordnung geben? Und wer nun vollends das frohmuthige und treuherzige Volk kennt, das da zwischen Rhein und Höhe, Main und Westerwald wohnt, der wird kaum glauben können, daß ein „Staatsgefängniß“ hier zu Lande etwas anderes als ein bloßer Luxusartikel sei.

Frage die Welle, Wanderer, die zu deinen Füßen rauscht, an wie vielen schönen und blühenden Ländern sie vorübergerollt, und frage die Flüsse, die von rechts und links ihre Wogen den Fluthen des Rheins vermählen, ja frag alle Flüsse und Bäche, die von deutschen Gebirgen herab dem Meere zuströmen, ob sie eine Quadratmeile deutschen Landesbespülen, die, und sei sie noch so reich vom Himmel gesegnet und von noch so guten Menschen bewohnt, nicht zu Zeiten ihre „Staatsverbrecher“ hervorgebracht. Das nassauer Ländchen ist darin weder vor anderen deutschen Ländern voraus, noch hinter ihnen zurück. Wie viel ungerathene Söhne muß demnach die Mutter Germania haben, wenn sie auf jeder ihr zugehörigen Quadratmeile in einem Menschenalter auch nur einen Staatsverbrecher zählt! Fragst du so, so wünschen wir dir, die hehre Mutter erschiene dir leibhaftig und zeigte dir ihr ernstes, aber sicher nicht von Schaam, sodern von Zorn und Schmerz geröthetes Antlitz, und sagte dir, wie sie auf die meisten dieser Schmerzenssöhne mit mütterlichem Stolze blickt, denn ihr Verbrechen sei ihre große Liebe zu ihr gewesen.

Ja, wenn von deutschen Staatsgefangenen in der Geschichte der neueren Zeit die Rede ist, so sind damit größtentheils solche gemein welche nicht vergessen konnten, daß es einmal ein großes einiges deutsches Reich gegeben, und die die Wiederherstellung dieses Reiches erstrebten, dadurch aber mit den bestehenden Verhältnissen, den zur Souveränetät gelangten Einzelgewalten in Konflikt geriethen. Man könnte die Wasser des Rheines und aller deutschen Ströme dunkelroth färben mit dem Blute Derer, welche auf diese Weise zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung geworden. In einem alten Verse heißt es:

„Es gibt in Deutschland keine Stadt,
Kein Dörflein, dessen stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Worin ein Freiheitsmärtrer ruht.“[790]

Ebenso könnte man sagen, daß es in Deutschland keine Gerichtsmark gebe, die nicht eine alte oder neue Frohnveste[791] hat, welche zeitweilig Männer barg, die um ihrer Liebe zum großen deutschen Vaterlande willen Verfolgung erlitten.

So weckt der Anblick der stattlichen Veste, welche ursprünglich doch wohl, gleich ihrer Nachbarin Rheinfels, eine „Warte am Rhein“ gegen den raubsüchtigen Franzmann sein sollte, und als solche jeden vorüberziehenden Deutschen mit einem Gefühl freudigen Stolzes erfüllen müßte, eine Kette trauervoller Erinnerungen. Und doch wäre derselbe Anblick wiederum geeignet, über diese Erinnerungen einen mildernden Schimmer zu breiten, wenn man annehmen dürfte, daß den zahlreichen Opfern der Bestrebungen für ein einiges Deutschland wenigstens die Wohlthat eines besondern Staatsgefängnisses zu Theil geworden wäre, wie es die Marxburg ist. Allein es ist nur zu bekannt, daß in unsern Tagen in den meisten deutschen Ländern die politischen Gefangenen den gemeinsten Verbrechern gleich in die

[790] Dieses Gedicht stammt aus der Feder des schweiz. Schriftstellers Gottfried Keller (1819–1890) und wurde erstmals veröffentlicht unter dem Titel „Herbst II.“ in dem von ihm selbst herausgegebenen „Deutschen Taschenbuch. – Erster Jahrgang“ (Zürich und Winterthur: Literarisches Comptoir 1845), S. 190f.

[791] Veraltet für Gefängnis.

Zuchthäuser gesperrt und hier der ganzen herabwürdigenden Behandlung unterworfen wurden, welche man den Elendesten unter den Gefallenen der menschlichen Gesellschaft angedeihen läßt.

Der Unterschied zwischen gemeinen Verbrechen, die in der Regel aus sittlicher Verdorbenheit hervorgegangen sind, und den politischen Vergehen, die mit der höchsten sittlichen Würde gepaart sein können, liegt auf der Hand; und in der That ist dieser Unterschied auch von allen gesitteten Völkern dadurch anerkannt worden, daß man die Schuldigen beider Kategorien streng von einander gesondert und einer ganz verschiedenen Behandlung unterworfen hat. Nur in Deutschland hat der Parteihaß oder ein strafrechtlicher Doktrinarismus sich so weit verirrt, sie untereinander zu werfen, und in Jedem, der sich aus, wenn auch vielleicht mißverstandenen, patriotischen Motiven gegen die bestehende Staatsordnung vergangen, einen mit Dieben und Mördern auf gleicher Stufe stehenden Verbrecher zu erblicken. So sahen wir nach dem Niederwerfen der revolutionären Bewegungen zu Gunsten der deutschen Reichsverfassung[792] im Jahre 1849 in vielen deutschen Ländern die Zuchthäuser sich mit Tausenden von politischen Gefangenen bevölkern; so sahen wir den edlen deutschen Dichter Gottfried Kinkel[793] im Zuchthause zu Naugard im Züchtlingskleide spinnen, und wenig fehlte, daß dem erhabenen Volksmann, der Zierde des preußischen Richterstandes, dem Obertribunalsrath Waldeck[794], ein fein gesponnenes Bubenstück der Reaktion dasselbe Schicksal bereitet hätte. – So sahen wir in Baden Hunderte von Männern aus den besten Familien, deren sittlicher Wandel ohne Tadel war, im Büßergewande allen Qualen des pensylvanischen Systems[795] im neuen Männerzuchthause zu Bruchsal[796] preisgegeben. So ließ das königliche Sachsen Patrioten wie Heubner[797], Benzler[798], Röckel[799] und andere Männer von Geist und Bildung und der edelsten Gesinnung in den durch die drakonische Strenge ihres Systems bekannten Zucht- und Arbeitshäusern von Waldheim und Zwickau schmachten und den schwersten gemeinen Verbrechern gleich halten. Haarsträubend sind die Geschichten, welche aus den Erlebnissen der unglücklichen Opfer dieser Vermischung politischer und gemeiner Straffälligen, besonders in den sächsischen Strafanstalten, in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sie sind ein trauriges Zeugniß der Verwirrung aller sittlichen

---

[792] Die „Verfassung des Deutschen Reiches“ konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

[793] Der prot. Theologe, Schriftsteller und liberale Politiker Johann Gottfried Kinkel (1815–1882); er war vom 4. August 1849 bis zu seiner Flucht in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850 in Bruchsal, Naugard und Spandau inhaftiert und galt deshalb als nationaler Märtyrer.

[794] Benedikt Waldeck (1802–1870). Der linksliberale Waldeck war nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848/49 am 16. Mai 1849 verhaftet worden. Die Untersuchungsbehörden taten sich allerdings sehr schwer, ihm ungesetzliches Verhalten nachzuweisen. Aus diesem Grund konnte erst ein halbes Jahr später ein Strafverfahren gegen ihn eingeleitet werden. Die Anklage lautete schließlich auf Mitwisserschaft einer Verschwörung und ein geplantes Attentat auf den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861). Vor Gericht verwikkelten sich zahlreiche Zeugen jedoch dermaßen in Widersprüche, daß ihre Angaben von den mehrheitlich bürgerlichen Geschworenen – und letztlich auch von den liberalen Richtern – als nicht stichhaltig angesehen wurden. Schließlich wurde Waldeck freigelassen und von einer großen Menschenmenge als ein Märtyrer der Revolution stürmisch gefeiert.

[795] Eine Strafvollzugsform, die ab 1821 von den Quäkern in Pennsylvania eingeführt worden war; das dahinter stehende Konzept diente als Modell für dt. Gefängnisreformen des 19. Jhd.s. Nach Vorstellung der Quäker sollten die Sträflinge durch ihre Inhaftierung zu einem Leben mit Gott zurückfinden, was in erster Linie durch strenge Isolation erreicht werden sollte. Deshalb wurden die Häftlinge in Einzelzellen untergebracht, durften nicht miteinander kommunizieren und erhielten nur von Anstaltsgeistlichen Besuch; zudem war die Bibel die einzige erlaubte Lektüre. Durch diese erzwungene Einsamkeit sollten die Häftlinge schließlich zu Reue und Umkehr gelangen. Der engl. Schriftsteller Charles Dickens (1812–1870) bezeichnete das „Pennsylvania system“ nach eigener Anschauung im Jahre 1842 als „cruel and wrong / grausam und falsch“.

[796] Das Bruchsaler Zuchthaus war in den Jahren 1841 als 1848 nach Plänen von Heinrich Hübsch (1795–1863) errichtet worden; während der Revolution von 1848/49 wurde der Großteil der badischen Revolutionäre hier inhaftiert.

[797] Der sächs. Jurist und Abgeordnete Otto Leonhard Heubner (1812–1893), der am Dresdner Maiaufstand von 3. bis 9. Mai 1849 teilgenommen hatte und deshalb von 1849 bis 1859 in Haft saß.

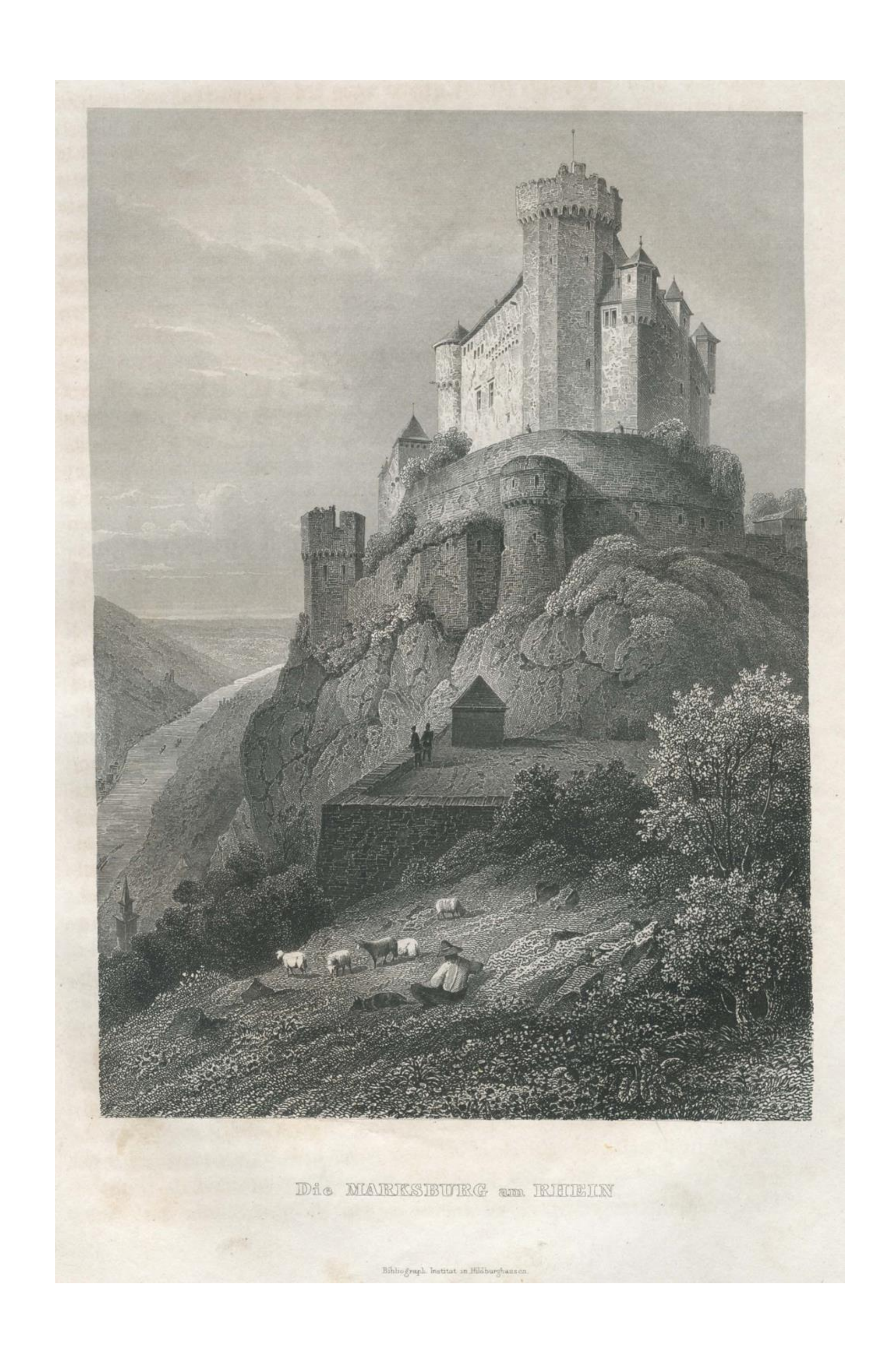
[798] Vielleicht der Schriftsteller Lorenz Benzler († 1877).

[799] Der Komponist Karl August Röckel (1814–1876), der wegen seiner Teilnahme am Dresdner Maiaufstand (siehe hierzu S. 211, Anm. 797) von 1849 bis 1862 inhaftiert war.

Begriffe, der hohnsprechenden Verleugnung des Volksgewissens und der gesunden Vernunft, die nun und nimmermehr eine solche Gleichstellung politischer Fehltritte mit den aus niedriger Gesinnung fließenden Verbrechen gutheißen kann. Die Gesetze der Moral sind ewig, die politischen Einrichtungen wechseln beständig; der Dieb, der Mörder, der Meineidige waren Verbrecher vor dreitausend Jahren, wie sie es heute sind und nach Jahrtausenden noch sein werden; die staatlichen Einrichtungen sind ihrer Natur nach in fortwährender Umbildung begriffen und ihre Aenderung geht oft so schnell vor sich, daß morgen schon veraltet ist, was heute noch für unantastbar gilt, und daß das, um dessen Erstrebung willen einer heute strafbar erscheint, über Jahr und Tag zu Recht besteht. Das sollte man bedenken, und daraus das Unsinnige und Ungerechte, ja selbst Staatsgefährliche einer Gleichstellung der politischen Gefangenen mit den Uebertretern der ewigen Gesetze der Moral erkennen.

In erhabener Ruhe strömt der Rhein am Fuße der Marxburg vorüber; lauschen wir nach den trüben Erinnerungen, die diese weckte, der freundlicheren Kunde, die er aus den deutschen Landen bringt, an denen er bis hierher vorübereilte. Die Gefängnisse sind dort jetzt leer von poltischen Gefangenen; nach den Jahren der Rache und Reaktion ist ein neues Leben erwacht und der Geist der Freiheit und des Strebens nach dem einegen deutschen Vaterlande regt wieder so mächtig die Schwingen, wie vor der bösen Zeit. Hoffen wir, daß er gepaart mit der Besonnenheit eine durch die Erfahrung klug gewordenen Volkes sich weiter und breiter entfalte und Alles, was in den Bestrebungen jener Gefangenen berechtigt und heilsam war, zur Verwirklichung führe. Dann werden hoffentlich keine Staatsgefangenen mehr, weder hinter diesen, noch hinter anderen, düsterern Mauern seufzen. Es lebe das einige, freie deutsche Vaterland! –

Ein „Staatsgefangener“.



Die MARKSBURG am RHEIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 294f.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. [131]f.

Der Wendelstein.

Wir sind einmal nicht mehr in dem Zeitalter der Landkutschen und Posthörner, und also darf der gewissenhafte Zeichner selbst bei einem Ausblick ins bayerische Hochgebirg uns nicht mehr der reinen Naturstimmung überantworten. Die Eisenschlange ist ja sogar in der Schweiz eine kaum mehr entbehrliche Staffage geworden; wie viel mehr kommt sie demjenigen Lande zu, das sich rühmen darf, im deutschen Reiche die ersten Schienenstränge gelegt zu haben.

Dennoch würde ich, wenn mich Einer nach dem großartigen Auf und Nieder fragen wollte, das sich drüben vor uns ausbreitet, ihm lieber von dem erzählen, was ich mir selber erzählen ließ, bis ich selbst mit dem Alpenstocke von Senne zu Senne geklommen bin, ich meine von den Menschlein, die an den grünen Schwellen jener riesigen Steinmonumente ihr stilles Leben abspinnen, und zwar am liebsten von den Almerinnen, denn die grämlichen „Ochsner“ sind eben auch kein fröhlicher Erzähler-Stoff.

„Ochsner“ nämlich heißt der meist schon alternde Geselle, dem das traurige Loos zugefallen ist, drüben auf den grünen Viehhalden zwischen bequemen und leidenschaftslosen Wiederkäuern, die nur zum Fettwerden in menschliche Hut gestellt sind, seine Tage sang- und klanglos hinzudämmern. Er hat ein graues Gesicht, ein graues Kleid, eine graue Stimmung – Alles ist grau in und um ihn, und ob er nun in seine Holzbude hinein oder aus ihr heraus krieche – immer bleibt er der Inbegriff der vollendeten Freudlosigkeit. Warum? Ich weiß im Grunde nicht, welches von seinen unzähligen Leiden das greulichste ist. Zuerst wohl die Temperamentlosigkeit seiner Umgebung. Da blökt keins nach dem erleichternden Melker, da schaut ihn keins mit der Frage an: ist's denn immer noch nicht Vesperzeit? Da hat auch keins Wehen und Beängstigungen und keins guckt sich das frisch geborne Kalb mit verwunderten Augen an und beschnuppert es und leckt ihm das Fell glatt. O, sind das Philister, diese Ochsen! Und nun, wenn der Holzknecht, wenn der Jäger bergauf geht, die seltenen Menschengesichter, mit denen der einsame Ochsner einmal, wie gern! ein Dutzend Einfältigkeiten austauschte, – wie sie Alle rechts steigen, statt links, wo der Ochsner mit seinen Freßmäulern wirthschaftet, wie sie Alle den Weg nach den Almhütten der Sennerinnen zu finden wissen, wo es Milch gibt und wer weiß auch wohl noch sonstige Erfrischung. Ja, wäre das Ochsen-Vieh nur wenigstens noch so gescheidt, wie es langweilig ist! Bliebe es nur, wo er es hingetrieben hat und gönnte ihm Zeit, ein Paar Stunden lang es dem Jäger und dem Holzknechte nachzuthun. Da jodeln sie ja drüben, die Wati und die Vevi und die Cilli, die ewig aufgelegten Dirnen, bei denen „halt wieder Besuch eingerückt sein muß“ und denen „will's Gott!“ spät und früh Sonnenschein ist! Aber das einfältige Vieh könnte sich verkrapeln[800]. Nein! Der Ochsner muß auf seiner Alm bleiben und von Weitem sich grün ärgern.

[800] „bair. kreppeln und krappeln kriechen, klettern“ (DWG, Bd. 11, Sp. 2067).



DER WENDELSTEIN.

Den Sennerinnen dagegen weht jedes Lüfterle röthere Backen an. Und das kommt daher, weil sie weder allein sind, noch im Kloster, noch ohne schwere, schwere Arbeit, noch ohne ein zeitweilig schweres Herz. Ihr „Glück“ ist nun freilich ein nicht allzu genau zu nehmendes Wort. Aber wer möchte es ihnen nicht dennoch eher als irgend einem andern Kinde Gottes nachrühmen, wenn die reizvoll muntere Schilderung auf sie paßt, welche ein berühmter Tourist ohnlängst von ihnen entwarf. „Die Almerinnen,“ sagt er mit schalkhafter Ueberschwänglichkeit, „führen fast ein Leben wie die Elfen, streifen in der Frühe mit leichten Sohlen über die thauigen Alpenkräuter, verschwinden im Morgennebel, singen aus dem Gestein, daß man nicht weiß, von wannen es kommt und schallt, trinken nur Milch und Wasser, und schlummern im Heu, das sie kaum eindrücken. Das Almenleben hat so viel eingeborne Poesie, daß selbst die Tausende von Schnaderhüpfeln und die schönsten Lieder vom Berge, so wie die süßinnigsten Zither-Melodien diesen tiefen und wahren Zauberbrunnen nicht ganz ausschöpfen. Wenn einer einmal einen dreibändigen Walter Scott’schen[801] Roman darüber schreiben wollte, der würde sehen, was ihm da Alles entgegenkommt – die Almerin selbst mit ihren achtzehn Jahren und ihrem unbewachten Almenherzen, die Jägerburschen mit ihrem Stolz, die Wildschützen mit ihrem Haß, der Bauer im Dorf unten mit seiner Bäuerin, der Schwärzer[802] mit seinem Tirolerwein, der Grenzwächter mit seiner Pflicht, der Kaplan mit seinem wunderbaren Finger Gottes, der städtische Reise-Enthusiast und Bergbesteiger mit seiner Dummheit, der münchner Maler mit seinen himmlischen Gedanken, die er nie verkörpern kann, der Praktikant vom Landgericht mit seinen bösen Lüsten, der feurige Bua von der Zell mit seinen eifersüchtigen Ansprüchen auf das Almenherz, nach dem so Viele trachten; dazu die Hütte, die Heerden, der düstere Hochwald, die Mittagsonne auf den einsamen Triften und die Mondscheinnächte, – es könnte einer mit der rechten Kunst schon etwas Monumentales daraus auf bauen. Daß aber ja Keiner darübergeht, der’s nicht versteht, sonst zerreißen wir ihn, wie die thracischen Weiber den zweckwidrigen Sänger Orpheus[803], und werfen sein Haupt in den Innstrom, auf daß es traurig jodelnd hinausflösse in das almenlose Flachland.“[804]

Robert Waldmüller[805].

---

[801] Des schott. Dichters und Schriftstellers Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).

[802] „schmuggler, schleichhändler“ (DWG, Bd. 15, Sp. 2331).

[803] Der angeblich aus Thrakien, also dem Balkan im weitesten Sinne, stammende Sänger und Dichter der griech. Mythologie Orpheus (griech. Ὀρφεύς), der nach Ovid (43 v. Chr.–17 n. Chr.) in seiner Heimat von Mänaden (griech. Μαινάδες, mainades), berauschten Anhängerinnen des Dionysos (griech. Διόνυσος), des Gottes des Weines, der Freude, der Trauben, der Fruchtbarkeit, des Wahnsinns und der Ekstase, zerrissen wurde.

[804] Der bayer. Journalist und Schriftsteller Ludwig Steub (1812–1888) in seinem Artikel „Aus dem bayerischen Hochlande. II.“ in der „Beilage zur Nr. 189 der Allg. Zeitung“ vom 8. Juli 1850, S. [3017].

[805] Eigentl. Charles Edouard Duboc (1822–1910), Schriftsteller und Maler, der Friedrich Rückert (1788–1866) brieffreundschaftlich verbunden war.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 301-306.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [201]-204.

Achensee in den Tyroler Alpen.

Die Luft ist kühl, aber der Himmel droben wird reiner und blauer, je mehr sich ein feiner Morgennebel drunten auf den Fluren niedersenkt. Der Frühling geht in den Sommer über, und es schwebt leise tönend durch die Natur wie ein sehnendes Klingen, dem der Menschengeist Worte leiht; und immer vernehmlicher tönt es und wird zum Liede, zum unaufhaltsamen Liede der Wanderlust:

O gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus!

Die Wolken und Winde ziehn ab und auf,
Die alten Berge stehn riesengroß;
Ihr Wolken und Winde, des Sterblichen Lauf
Zieht mit euch über der Erde Schooß.

O Heimaththal, wie eng du bist!
Es treibt mich von dir unbewußt,
Um an der Welt, die draußen ist,
Zu messen die Welt in meiner Brust!

Mir ist, als sollt’ ich jedes Haus
Und jedes fremde Herz durchspähn,
Als riefen tausend Stimmen aus:
Mußt ewig, ewig wandern gehn!

Sieh, hinter jenem Lande lacht
Ein andres Land, viel schöner doch!
Der hellere Tag, die süß’re Nacht
Winkt dir in anderen Räumen noch!

O lockt mich nicht so mit Gewalt,
Ihr Menschenaugen, Städt’ und Seen!
In meiner Brust das Echo schallt:
Mußt ewig, ewig wandeln gehn!

Drum gebt den Stab mir, Freunde traut,
Und laßt mich wandern hinaus,
Die weite Ferne ist meine Braut,
Und die Welt mein Vaterhaus![806]

zum Liede der flotten alten Wanderlust, wie es ahnungsvoll durch so manche Seele zieht und besonders dem Deutschen erklingt; denn jeder deutsche Poet ist ein ewiger Wanderer oder möchte es sein und jeder deutsche Wanderer ein Stück Poet, gleichviel ob jung oder alt, so lange wenigstens, bis ihn daheim wieder die Prosa des täglichen Lebens umfängt.

Noch schreitet unser Wanderer und Poet frei und fröhlich in der schönen Aue. Mit dem Strom ist er schon ein gutes Stück das herrliche Innthal entlang gewandert; in unbestimmten Weiten liegt die lachende Schöne der Natur vor ihm und im Anschauen versunken hört er kaum, wie der von Rosenheim nach Innsbruck eilende Dampfwagen nicht gar fern an ihm vorüberbraust. Da schreitet ein schmucker junger Bursch, die Spielhahnfeder[807] am Hut und stattlich geputzt, ihm vorbei den Pfad aufwärts in die Berge einschlagend. Unbekümmert darum, träumerisch, wie man ab und zu im Gebirge zu wandern pflegt, verfolgt unser Wanderer seinen eigenen Weg, der wechselnd zwischen Tannen und niederm Gesträuch höher und höher sich emporzieht, wohl über eine ganze Stunde weit, so daß oft der rasche Athem den eilenden Schritt beengt. Malerische Schluchten, unten dunkel, bewaldet, und oben in freundlichen Höhen auslaufend, begleiten den Blick zur Seite, tiefer rückwärts liegt das Innthal und der helle Fluß darin erglänzt wie ein Silberstreifen, dessen Wellenrauschen man nicht mehr hört.

Aber ist die Gestalt dort vor der einsamen Almhütte, mit der jungen Sennerin an der Hand, nicht derselbe Bursch, der den Wanderer so eben überholte?

Er hört sie sprechen und scherzen und lachen und dazwischen klingt das Heerdengeläute; und dann hört er wieder die Stimmen der Vögel dicht vor sich auf einer halb verdorrten Fichte und sieht am Himmel droben die schönen Wolkenbilder dahineilen, wie die Träume hinwegschweben über unsere Jugend im Fluge der Zeit. Aber still! die Liebenden sprechen nicht mehr, sie singen:

Bursche und Mädchen zusammen:

Die Summervögela singa
Ueber Thal und Bergli weit
Wie lusti die Heerden springa
’s ischt lauter Freudikeit,

Die Liab läßt au nid rasten,
Die Liab läßt au kein Ruh
Wie brennt af der Alme
Die Sunna darzu!

Bursche:

Das Bäumeli blüht
Und das Bächli das flieht:
– Was is, das mi treibet,
Was is, das mi zieht?

Bursche:

O Diandl, i bitt,
Kummst über’s Jahr mit:

Ach alle meine Sinn
Liegt im Diandl darin,
I weiß kaum mehr, ob i es
Selber noch bin!

Mädchen

Hab dein au gedacht
Zu Winter all Nacht
Wie han mi im Dörfl
Die Leut schon verlacht!

Denn wo i halt geh
Und wo i nur steh,
Thut’s wunnegeheimli
Im Hearzl so weh!

Mädchen:

Und wenn’s au klein is,
I sag’s ihr gewiß!

[806] Zitat aus „Gedichte von Otto Banck“ (Leipzig: C. F. Fleischer 1858), also aus einem Werk des Autors vorliegenden Artikels (siehe hierzu S. 221, Anm. 816). Leider steht im Internet keine Ausgabe dieser Gedichte zur Verfügung.

[807] Die Schwanzfedern des Birkhahns (Lyrurus tetrix).

Vor Kummer da stürb i
Und nähmst du mi nid.

Mädchen:

Manch schwarzgraue Kuh
Hat's Muaderl, mei Bu,
– Wer soll sie denn melken,
Wann i heirathen thu?

Bursche:

Dei Schwesterla fein
Soll Milchmadel sein,
Und sag nur dei Muaderl,
's wär gar nid zu klein.

Wie drängt doch die himmlische
Liabschaft so süß!

Bursche und Mädchen
zusammen:

Af der Alme da finden
Die Küha gut Gras,
Und i und mei Schatzerl
Wir finden au was.

Die Liab läßt gar nid rasten,
Die Liab läßt gar kei Ruh, –
Wie brennt ach! so sehre
Die Sunna darzu! –

Die letzten Worte sind längst in der lauen Luft verhallt, aber sie tönen immer noch nach in der Seele des Wanderers. – Endlich tritt er an die Hütte heran und grüßt die Beiden, und freundlich wird er empfangen, nicht wie ein störender Gast. Man ist bereit, den Fremdling mit einem Trunk frischer Milch zu erquicken und er sieht sich um in der Hütte. Einige Heiligenbilder von grellen Farben hängen an der Wand nebst bunt lackirten runden Löffeln. Eine Holzbank und ein Fenstertisch und an einer eisernen Kette ein großer kupferner Kessel, der über einer Feuerstätte hängt, um den Alpenkäse zu bereiten, – das ist der ganze Hausrath. In der That ein Beweis, wie wenig man braucht, um glücklich zu sein; dicht neben dem Zimmer liegt der Kuhstall, zugleich der Sennerin ein Lager für die Nachtruhe. Hier droben hat man beinahe Nichts und begehrt auch Nichts. Hier träumt die Zufriedenheit in der Abgeschiedenheit von der Welt. Doch ist dies nur halb wahr, denn jene scheinbare Abgeschiedenheit hängt auch mit der Welt zusammen: dort drunten wird Butter und Käse, welche von hier oben kommen, zu Gelde gemacht, und die Landleute, denen das Vieh auf der Alm gehört, ernähren ihre Thiere dafür im Winter und senden wöchentlich Brod und Mehl auf die Alm, da mit die Sennerin leben kann. So gedeiht auch die Idylle nur unter dem Schutz des Kulturtreibens.

Man zeigt dem Wanderer den Weg nach Jenbach, wo sich ein Hochofen für Spatheisenstein, eine Stahl- und Drahtfabrik nebst Sensenschmieden befinden. Er steigt im Thal aufwärts bis zum Dörfchen Eben und dann wieder hinab nach Buchau, einer von Fischern bewohnten Häusergruppe. Hier ist sein Ziel: der tiefdunkelblau leuchtend klare Achensee, der, zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit, sich in ein Kalkfelsenbett senkt, an der östlichen Seite nur für eine schmale Fahrstraße Raum lassend. –

Ein bereit liegender Kahn führt auf das westliche Ufer in das klassische Gebirgsbecken der Pertisau, einem trefflichen Wirthshause, welches den Benediktinern vom Kloster Fiecht gehört, und nicht zum Nachtheil der Fremden verwaltet wird. In blendender Mittagssonnenbeleuchtung ragen die gewaltigen Felsenzinnen von der Rabenspitz, von Pfannsjoch, vom Sonnenjoch, vom Stanserjoch und vom Bettlerkor im Halbkreis empor. Das Haus der Pertisau liegt still in flacher Thalsohle, inmitten dieser Bergeshäupter an einer frisch sprudelnden Quelle.

Hier genießen Gäste aus Tyrol und Bayern einige Wochen lang der Sommerlust und hier ist es, wo der Landschaftsmaler eine reiche Ausbeute für seine Studien findet.

Der Wanderer wendet sich nördlich. Der „bayerische“ Wind läßt kurze schroffe Wellen aufstehen, die ihre weißen Schaumkanten über der dunkeln ultramarinblauen Fluth brechen, und dennoch rudert nur ein Mädchen den kleinen schaukelnden Nachen, der in einem Riesenbecken von flüssiger Farbe zu schwimmen scheint. Nur dann und wann, wenn er, um ruhigeres Fahrwasser zu gewinnen, den Felsen nahe kommt, blickt das Auge tief in das spiegelklare Element hinunter und sieht wohl zwanzig Fuß unter der Oberfläche hinabgeglittene Baumstämme mit ihren schweren Wurzelstöcken in farbloser Reinheit drunten liegen.

Das Schiffchen wendet sich rechts und erreicht endlich, quer die Wogen durchschneidend, das stille Oertchen Achensee mit dem Gasthause zur Scholastica. Es liegt hart am Ufer des Sees und über

denselben hinschauend zeigt sich zur Linken das Spieljoch und die Felsenmauer von Hechenberg dahinter das Sonnenwendjoch. Auf der andern Seite schwebt die Seeforspitze wie ein Felsenzelt in den blauen Himmel aufwärts und der Hintergrund jenseits der schönen Fluth wird von den hochgekuppelten Bergwänden zwischen Buchau und Pertisau kühn geschlossen.

Auch hier findet der Wanderer einen heiteren Fremdenverkehr, traulicher noch, als drüben im Gasthaus der Benediktiner, und nicht blos die überraschenden Reize der Natur fesseln hier seine Seele, auch die historische Erinnerung spricht sie mächtig an. Kaum blickt das Auge über irgend ein Thal des schönen Landes Tyrol hinweg, ohne an die hochherzigen Opfer des Muthes gemahnt zu werden, welche die Bewohner dieses Landes den Kämpfen von 1809 auf den blutigen Altar der deutschen Nationalehre darbrachten. Auch das kleine Achensee gab dieser großen Zeit einen ruhmvollen Helden.

Es war Anton Aschbacher[808], der Waffengefährte Hofers[809] und der Onkel der jetzigen Wirthin von Achensee[810], die im ganzen Thale als würdige Patriotin geschätzt wird und nach deren Taufname ihr Haus „Zur Scholastika" heißt.

Aschbacher, ein studirter Mann, war auch ein ausgezeichnet Schütz und schloß sich mit Begeisterung 1809 dem Befreiungskampf an. Schon 1800 hatte er seinen Muth bewährt, indem er den Paß Achen in den Reihen seines Vaters vertheidigen half. Doch als Hauptmann und Schützenmajor der Achenthaler genoß er nach dem Hoferschen Aufstand erst Vertrauen beim Volke. Er kommandirte am 15. und 30. Mai bei Rothholz und Tratzberg. Die berühmte Schlacht auf dem Bergisel[811] fand ihn als Mitkämpfenden im Centrum der Tyroler. Was er an Hab und Gut ererbt hatte, machte er zu Geld und brachte es freudig dem Vaterlande dar. Als wahrer Ehrenmann trat er überall für Ordnung und Menschlichkeit ein, und der wilden Leidenschaft und blutigen Rache entgegen. So ward er an Heldenmuth von Wenigen erreicht, an Edelsinn kam ihm vielleicht kein Tyroler gleich. Im Juli führte ihn eine Sendung zu dem schwachherzigen Kaiser[812]; als Handelsmann verkleidet gelangte er glücklich durch die Schaaren der Feinde zurück, um sein väterliches Erbe eingeäschert und seinen Bruder, welcher es mit seinem Blut vertheidigt hatte, auf der Bahre zu finden. Als Frankreichs Stern[813] 1812 erblich, wirkte Aschbacher heimlich für neue kriegerische Bewegungen, doch die bayerische Verwaltung erhielt Kunde davon und befahl die Verhaftung des kühnen Patrioten. Der brave Jakob Pockstaller[814] verbarg und schützte ihn, obgleich Todesstrafe auf eine solche That gesetzt war. Aschbacher entkam nach Oesterreich und 1814 zog er mit der deutschen Armee nach Frankreich. Hier war es, wo sein edles Herz sich die schönsten Lorbeern erwarb: auf seine Bitten zum Inspektor der Militärspitäler ernannt, wurde er der liebevolle sorgende Vater der unglücklichen, im Kriege doppelt schwer heimgesuchten Kranken. Leider endete schon am 12. März 1814 das Leben dieses hochsinnigen echt deutschen Mannes auf eine Weise, die bis jetzt räthselhaft geblieben ist. In Langres ruht der Körper des Helden.

---

808 Anton Dominik Aschbacher (1782–1814).

809 Der Tiroler Wirt und Widerstandskämpfer Andreas Hofer (1767–1810; füsiliert).

810 „Der Gasthof ‚Zur Scholastika' ist aus einer ehemaligen Zollstation hervorgegangen. Seinen Namen erhielt er unter der Wirtin Marie Scholastika Aschbacher (1788–1850). Bekannt wurde das Wirtshaus allerdings unter deren Nichte, Scholastika [Messner geb.] Hochmayr (1816–1881). 1880 wurde der Gasthof zum Grand Hotel umgebaut. 1913 brannten große Teile des Hotelkomplexes ab. Ein restaurierter Teil wird heute noch genutzt." (https://orawww.uibk.ac.at/apex/uprod/f?p=LLW:3:0::NO::P3_ID:1426).

811 Insgesamt fanden 1809 vier Schlachten gegen die Franzosen und ihre bayer. Verbündeten am Bergisel bei Innsbruck statt: am 12. April, am 29. Mai, am 13. August und am 1. November; letztere endete mit einer vernichtenden Niederlage für die Tiroler Insurgenten.

812 Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

813 Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen. Mit dem gescheiterten Rußlandfeldzug im Jahre 1812 hatte der unaufhaltsame Untergang des Korsen begonnen.

814 Jakob Pockstaller (* 1759).

Der Wanderer aber steht im Zimmer des Gasthauses und wägt die goldene Gnadenkette in Händen, welche Aschbacher vom Kaiser[815] verliehen wurde: er befindet aber alle goldenen Gnadenketten zu leicht, um so hochherzige Thaten zu lohnen. Das Auge streift durchs Fenster über den blauen See und auf die ragenden Bergeshäupter, über welche die scheidende Sonne gluthstrahlend sich ergießt: Friede und Ruhe mit euch, ihr deutschen Thäler, deren fast jedes, wenn auch die Geschichte davon schweigt, solch einen Ehrenmann geboren hat!

Otto Banck.[816]

[815] Franz (siehe hierzu S. 220, Anm. 812).

[816] Der Journalist und Kunsthistoriker Otto Banck (1824–1916).



Der ACHENSEE

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 318-320.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [276]f.

Admont.

Wenn erst dem Erfindungsgenie eines Wilhelm Bauer[817] der große Wurf gelungen, in seiner Taucherkammer auf den Grund unserer Seen und Meere hinabzusteigen und bis heute seit aller Menschen Tagen Verborgenes und Verschlossenes von irdischen und geistigen Schätzen an das Licht zu fördern, das Telegraphenkabel sicher um die Hüfte der Erde zu legen, wenn dieser große Wurf für die Erforschung und Ausbeutung der Tiefen gelungen ist: dann soll – so hat uns Bauer verheißen – eine zweite große That uns auch das Reich der Lüfte erschließen, und dann, wenn ihn mit unserem Freunde Friedrich Hofmann[818], dem unermüdlichen und unerschrockenen Schildknappen des leider immer noch fahrenden Ritters deutschen Erfindungsgeistes, der Mantel des Faust zum erstenmale über den Scheitel des Montblanc, über die Granitmauern und Eiszinnen der Völkergrenzen hinweggetragen haben wird, – dann werden wir unsern Lesern die Alpenbilder aus der Vogelperspektive zeigen, wie uns Freund Hofmann versprochen hat.

Wird man dies Versprechen für einen Ausbruch von Phantasterei erklären? Wird man dies heutzutage noch wagen? – Freilich, wenn irgend wo, so ist es in Deutschland, wo der Zweifel noch ein weites Gebiet besitzt. Da fährt er im weitbauschigen Mantel einher und legt sich auf Alles, was der Kleinlichkeit ärgerlich, dem Schlendrian unbequem, der Eitelkeit anstößig, der Gewalt verdächtig ist, ja, man zweifelt, um sich von einer Sache fern halten zu können, welche nicht blos die Neugierde befriedigt, sondern Theilnahme fordert, zum Wirken aufruft, oder – das Aeußerste! – an den Geldbeutel appellirt. Nur so, nur unter des Zweifels Mantel, in welchen die Gleichgültigkeit sich am liebsten verhüllt, konnte es geschehen, daß noch heute W. Bauers Erfindungen in Deutschland nicht zur Ausführung gedeihen konnten, während bereits die Amerikaner in selbstmörderischer Beflissenheit sie auszunutzen beginnen – die schwimmenden Revolver-Batterien[819] nämlich. Der Leser verzeiht uns diese Abschweifung; sie sollte nur die ehreneifersüchtigen deutschen Herzen daran erinnern, daß, je früher die Taucherkammer in das Meer sinkt, um so früher das Schiff in die Lüfte steigt, und um so früher glänzt dann das Universum mit den ersten „Alpenbildern aus der Vogelperspektive".

---

[817] Der Erfinder und Konstrukteur des ersten funktionsfähigen Unterseebootes Sebastian Wilhelm Valentin Bauer (1822–1875).

[818] Der Redakteur Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 11, Anm. 21) hatte in den Jahren 1862 bis 1864 in der Zeitschrift „Gartenlaube" eine Reihe von Artikeln über Wilhelm Bauers (s. o.) Erfindungen veröffentlicht; er dürfte auch Verfasser dieses Beitrags sein.

[819] Die „USS Monitor", das erste Panzerschiff der nordamerik. Unionsstreitkräfte war auch mit dem ersten Maschinengewehr der Welt, der „Union Repeating Gun", auch Revolverkanone genannt, bewaffnet.



ADMONT.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Bis dahin aber, so lange die Berge noch im Schweiß des Angesichts erstiegen und die Thäler mit vieler Tage Fleiß und Mühe gemessen werden müssen, wird es der ehrliche Schriftsteller vorziehen müssen, seine Leser den bequemen Weg durch die herrlichen Thäler zu führen und sie die Bergriesen von den Fußzehen aus bewundern zu lassen. Auf diesem Weg wollen wir heute auch nach unserm nächsten Ziel, Admont, gelangen.

Bekanntlich nennt man den Theil der Eisenärzer-Alpen[820] in Steiermark, welcher von Rottenmann an, der berühmten Sensen-Stadt im Kreise Judenburg, das Ennsthal entlang, zwischen dem sogenannten Todtengebirg[821] nordöstlich vom Grundel-See[822] und der hinterm Hochthor[823]nach Norden sich wendenden Enns, sich bis zur Grenze von Oberösterreich ausdehnt, das Admonter-Gebirg. Es gehört ganz der Alpenkalkformation an und tritt als solches auch in seiner äußern Erscheinung allenthalben dem Wanderer entgegen: so hell und frisch voll organischen Lebens die Thäler sind und die Berge, so weit die Flora der Erde noch eine Wurzel aufzwingen kann, so trotzig schaut über diese Grenze hinaus das Gebirg über Wald und Alme in die Thäler herab. Ein- bis zweitausend Fuß hoch erheben sich kahl und grau die Häupter und Rücken der Berge in den wunderlichsten Formen, bald als sägeförmige Zinken, bald als Pyramiden, bald als Thürme und zuweilen als ganz unnahbare Gipfel, zwischen denen Schlünde und Abgründe dem kecken Steiger drohen; einzelne Häupter deckt sogar noch im Sommer der Schnee und verherrlicht ringsum Auf- und Untergang der Sonne.

Dieses schöne Bergland wird vom Thal der Enns durchzogen, das die lieblichsten Reize an der Stelle entfaltet, welche die alten klugen Mönche zu einer bleibenden Heimstätte sich erkoren. Wo hätte sich in jener alten guten Zeit nicht eine fromme Gräfin gefunden, wenn es galt, Mittel zu etwas Stattlicherem „zur Ehre Gottes“ aufzufinden, als etwa ein Christenmensch von geringerem Adel und Reichthum hätte bieten können. Die frommen Gräfinnen spielen eine große Rolle in den Stiftungsgeschichten; sie sind der Schmuck der höheren geistlichen Romantik der lieben Ritterzeit. Eine solche Gräfin war auch Emma von Friesach und Zeltschach[824]. Sie setzte den Erzbischof Balduin von Salzburg[825] in den Stand, den Grund zu einem prächtigen Gotteshaus *ad montes* zu legen, nach welcher lateinischen Bezeichnung ihrer Gebirgslage die Benediktinerabtei ihren Namen erhielt und auf den Ort übertrug, der in ihrem Schatten sich anbaute. Gewöhnlich wird Erzbischof Gebhard[826] als Gründer genannt, weil unter ihm wahrscheinlich die Kirche vollendet wurde; der ganze Bau der sehr großartigen Anlage des Stifts ist nie fertig geworden, obwohl bis 1779[827] daran gewirkt worden ist. Zum Theil sind die vielen schlimmen äußeren Widerwärtigkeiten daran schuld, denn nur zu oft ist das Kloster von der Enns und vom Adel räuberisch überschwemmt und verwüstet, von Bayern und Bauern gebrochen und geplündert worden. Gegenwärtig erfreut es sich einer göttlichen Ruhe in seiner irdischen Herrlichkeit. Nachdem das Gymnasium sammt dem theologischen Hauptstudium, das ehedem mit dem Kloster verbunden war, im Jahre 1821[828] nach Judenburg verlegt ist, weht wieder die Weihe ungetrübten Friedens durch das ganze heilige Gebäude, sie erfüllt den prachtvollen Bibliotheksaal mit seinem sinnreichen Deckengemälde, das die Vereinigung der Künste und Wissenschaften darstellt, mit seinem weißen und blauen Marmorboden, der wieder sorgsam geschont wird, mit seiner säulengeschmückten Gallerie und seinen 20,000 Bänden sammt allem Kuriositätenschatz der Gelehrsamkeit; diese Weihe des Friedens durchweht auch

[820] Die Eisenerzer Alpen.

[821] Das Toten Gebirge.

[822] Grundlsee.

[823] Entweder das Hochtor oder das Hintere Modereck.

[824] Hemma von Gurk (ca. 995–1045).

[825] Baldwin (ca. 1000–1060), seit 1041 Erzbischof von Salzburg.

[826] Gebhard (ca. 1010–1088), seit 1060 Erzbischof von Salzburg.

[827] Bis zur Fertigstellung der Bibliothek im Jahre 1776.

[828] Mit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 hatte Judenburg das von diesem geführte Gymnasium verloren; nach der Wiederrichtung im Jahre 1820 wurde es bis 1857 von den Admonter Benediktinern betreut.

das Naturalienkabinet und nicht minder die Gemäldesammlung mit ihren Caraccis[829], Altomontes[830], Altdeutschen und Glasmalereien. Mit diesem Frieden betreten wir auch die Kirche mit ihren elf Altären und ihrer Orgel von Chrismann[831]. Dieser Friede verläßt uns erst, wenn wir aus dem Kloster in den Marktflecken treten, wo die Leute arbeiten müssen, um zu leben.

Dieser Markt Admont gehört zu den Eisenfressern des Gebirgs, denn von den etwa 1000 Admontern gehört die Mehrzahl, so weit die Kraft der Arme hinreicht, zu den Arbeitern in den Hacken-, Sensen- und Sicheln-Schmieden.

Der Naturfreund, welchen sein glücklicher Fuß in dieses abgeschiedene Paradies führte, wird es nicht versäumen, auch das Schloß Röthelstein und das reizende Jagdschloß Kaiserau sowie den Natterriegel und Buchstein[832] zu besteigen und durch das Johnsbacher Felsenthal[833] bis zum Gesäuse vor zudringen, einer wilden Felsenschlucht, durch welche die Enns den beschwerlichen Weg in eine bessere Zukunft sucht.

[829] Der ital. Maler Annibale Carracci (1560–1609).

[830] Der österr. Maler Bartholomäus Altomonte (1694–1783).

[831] Franz Xaver Krismann (1726–1795).

[832] Der Große Buchstein.

[833] Das Johnsbachtal.